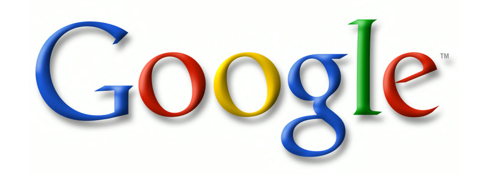
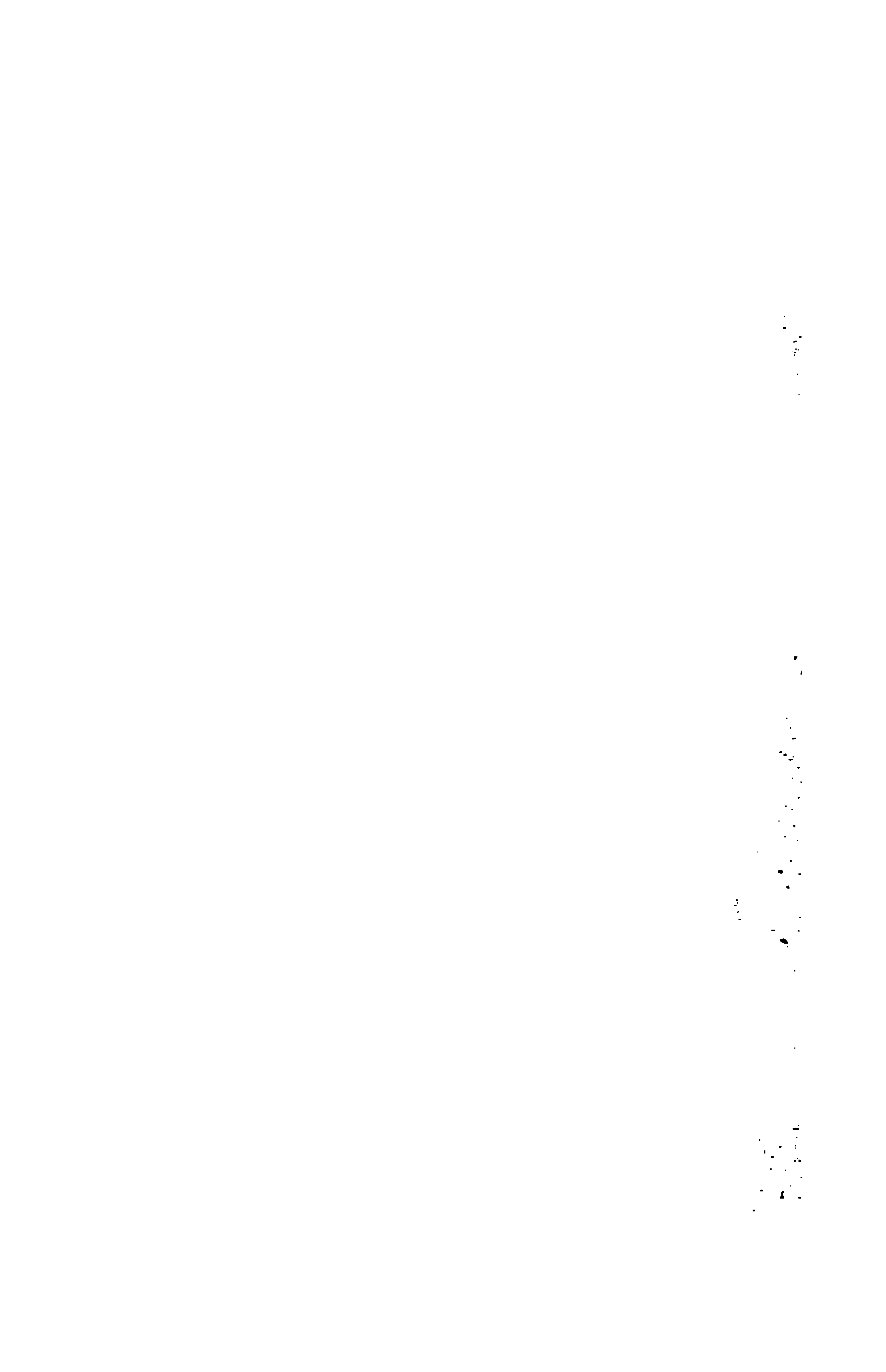



Stanford University Libraries
3 6105 121 179 381







Studien und Skizzen

zur

Geschichte der Reformationszeit.

Von

Wilhelm Maurenbrecher.

Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1874.



Vorwort.

Als ich im Sommer 1865 mein Buch über **Karl V. und die deutschen Protestanten. 1545—1555.** (Düsseldorf, Verlag von Buddeus), die erste größere Frucht meiner archivalischen Studien zur Geschichte des 16. Jahrhunderts herausgab, hoffte ich in nicht allzulanger Frist ein größeres Werk über das Zeitalter der Gegenreformation veröffentlichen zu können, zu dem jenes Buch nur die Einleitung bilden sollte.

Veränderungen in meiner äußeren Lage haben wider Erwarten und Hoffen die Verwirklichung dieses Vorhabens verzögert. 1867 wurde ich als Professor an die Universität Dorpat berufen: die neue verantwortliche Stellung des akademischen Lehrers nöthigte mich für die erste Zeit, mir in der Weiterführung der begonnenen Studien Beschränkungen aufzuerlegen. Nach zwei Jahren schon folgte ich einem Rufe von Dorpat nach Königsberg. Jeder Fachgenosse weiß, welche Folgen für die eigenen Studien ein derartiger Wechsel mit sich zu bringen pflegt. In diesem Falle kam noch dazu, daß neue Lehraufgaben in Königsberg zu übernehmen ich nicht abweisen konnte.

So viel möglich, habe ich in allen diesen Jahren die Studien auf dem Felde der Geschichte des 16. Jahrhunderts fortgeführt und die große Aufgabe, die ich mir früher gestellt, nicht aus dem Auge verloren.

Inzwischen erwuchs mir aus den Arbeiten über das Zeitalter der Gegenreformation immer dringender Bedürfniß und Wunsch, in die

eigentliche Reformationsgeschichte selbst tiefer und selbständiger einzudringen. Und gerade bei der Gesammtansicht des Verlaufes der Reformation, wie sie bei jedem weiteren Schritte und bei jeder neuen Detailuntersuchung mit immer größerer Sicherheit und Festigkeit in mir sich ausbildete, wurde es mir fast zur Nothwendigkeit, meine Auffassung der Reformation früher vorzutragen, ehe ich mit meinen Resultaten über die Gegenreformation herauszutreten mich entschließen konnte.

Dies Buch enthält eine Anzahl von Studien und Skizzen, die in ihrer Vereinigung und in ihrem Zusammenhange die Grundlinien und die entscheidenden Momente meiner Auffassung der Reformation ins Licht zu setzen bestimmt sind.

Neues d. h. ungedrucktes Material ist für dieselben von mir nicht benutzt worden.

Von den hier zu einer Sammlung zusammengestellten Aufsätzen sind im Laufe der letzten Jahre einzelne schon gedruckt: I, II, IV in den Grenzboten, III in den Preußischen Jahrbüchern, V zum größten Theil in der Historischen Zeitschrift, ebendort habe ich aus dem Inhalte von VI einige Bemerkungen über die neueste Lutherliteratur schon mitgetheilt. Keine diese Arbeiten aber gelangt hier unverändert zum Abdruck; abgesehen von einer genauen Revision und Ueberarbeitung hat der Inhalt selbst Erweiterungen und Zusätze erfahren.

Das Zeitalter der Reformation bietet manche Berührungspunkte mit den Tendenzen und Bestrebungen unserer Zeit: Fragen sind damals behandelt worden, die heute wir zu neuer Behandlung in Kirche und Staat heranzuziehen uns genöthigt sehen. Für eine historische Arbeit über ein so beschaffenes Thema ergeben sich aus diesem Verhältnisse Vortheile und Nachtheile gleichzeitig. Sie begegnet dem Interesse des weiteren Publikum, an das naturgemäß wir Historiker gerne uns wenden; aber sie ist der Gefahr ausgesetzt, nach den momentanen Bedürfnissen und Wünschen desselben beurtheilt zu werden:

wo sie dieselben zu fördern scheint, wird ihr Beifall und Lob zu Theil — aus anderen als wissenschaftlichen Motiven; wo sie der herrschenden Meinung zu widersprechen scheint, wird sie verworfen und zurückgewiesen — ohne wissenschaftliche Prüfung ihrer Gründe und Beweise.

Wenn ich trotz dieser Erkenntniß es wage, diese gesammelten Studien und Skizzen herauszugeben, so mag die Versicherung sie auf ihren Weg geleiten, daß irgend welche kirchlichen oder politischen oder kirchenpolitischen Interessen und Tendenzen dieser historischen Forschung fremd geblieben und daß ohne irgend welche Rücksicht auf Sympathien oder Antipathien der gegenwärtig die öffentliche Meinung beherrschenden Parteiströmungen diese Resultate ausgesprochen sind — eine Versicherung, die, so selbstverständlich sie sein sollte, doch öfter bekannt als befolgt zu werden pflegt.

Königsberg, 15. September 1873.

W. M.

Inhalt.

Seite

Berichtigung.

Zu S. 58. Note **).

Das Werk des Bernaldez ist im Druck erschienen in Granada 1856. Auch eine neuere Ausgabe soll existiren, über die ich aber Näheres nicht weiß.

I.

Die Kirchenreformation in Spanien.



Wer den Ausdruck „Kirchenreformation in Spanien" hört, erwartet sicherlich zunächst, daß von den protestantischen Versuchen geredet werden soll, welche im 16. Jahrhundert in Spanien einzubringen und sich dort festzusetzen gedachten.

Wir möchten diese Bezeichnung in anderem Sinne anwenden. Jene Hand voll Protestanten, die in der letzten Zeit Karls V. und den ersten Tagen Philipps II. dort erscheinen, sind bald durch die Energie des spanischen Königthums und der spanischen Kirchengewalten spurlos vertilgt: ihr Auftreten ist ein ganz vereinzeltes Ereigniß geblieben, das mit spanischem Geistesleben keinen inneren Zusammenhang hat, das auf die Entwickelung der spanischen Nation keinen Einfluß geübt und keine Folgen von Dauer gewirkt hat. Wir meinen vielmehr die große weltgeschichtliche Bewegung im spanischen Leben, die im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts beginnt, dann durch das ganze 16. Jahrhundert sich fortsetzt und Charakter und Wesen des Spaniers bis heute noch erfüllt und wesentlich bestimmt hat: die Reformation der mittelalterlichen Kirche in Spanien.

Die Zurückformung, die Herstellung der entarteten Kirche des Mittelalters auf ihren älteren besseren Zustand, sie ist zuerst und am reinsten und principiellsten in Spanien geschehen. Von Spanien aus gehen dann die Versuche vor sich, auch in den anderen Nationen dasselbe zu erreichen: in Italien ist dies der spanischen Tendenz gelungen, und für die allgemeine Herstellung der mittelalterlichen Kirche hat die spanische Arbeit im Tridentiner Concil in der That Großes zu Stande gebracht: — freilich, das letzte und höchste Ziel hat sie nicht erreicht:

jene andere geistige Bewegung in Deutschland, die man gewöhnlich „Reformation" nennt, zu überwinden, war ihr nicht mehr gegeben. Das neue religiöse Princip der Germanen hat sich behauptet; und der eigentliche Fortschritt der Weltgeschichte knüpft sich an die Geistesthaten und Geistesarbeiten der Germanen an. Die Kirchenrevolution, die aus den deutschen Vorgängen entspringen mußte, hat schließlich die spanische Kirchenreformation aus dem Felde geschlagen.

Wer das geistige Leben der Menschheit in einem zusammenfassenden Ueberblicke sich vergegenwärtigt, wird einer merkwürdigen Wahrnehmung sich nicht verschließen können. Schon wiederholt haben die factischen Zustände der Kirche, in denen das religiöse Sein und Fühlen der Menschen doch zunächst seinen Ausdruck sucht, dem idealen Gedanken der Religion und Kirche in schroffster Weise widersprochen; schon wiederholt ist der Zustand eingetreten, daß in den gegebenen Formen der vorhandenen Kirche alles religiöse Leben völlig erstarrt ist. Jedesmal aber ist an irgend einer Stelle dann das religiöse Gefühl aufs neue belebt worden: irgendwo entspringt wieder ein Strom wahren religiösen Gefühls, warmer und echter Religiösität; er ergreift die erstarrten Theile und Glieder und Institutionen der Kirche: im Inneren ihres Lebens auf hergebrachtem Boden aus ihrem eigenen Princip heraus erneuert sich die Kirche durch diesen Impuls frischer ursprünglicher Religiösität.

Einen derartigen Prozeß hat die Kirche des Mittelalters schon zu wiederholten Malen durchgemacht. Wir erinnern hier an jene mönchische Begeisterung, jene strengere Zucht und kirchliche Disciplin, die vom Kloster Cluny aus im 11. Jahrhundert ganz Europa ergriffen, zur Erhöhung der Papstmacht und zur Bewegung der Kreuzzüge die Wege gebahnt hat. Wir erinnern an die ähnliche Strömung, die im 13. Jahrhundert zur Stiftung der Dominicaner und Franziscaner, zur Einsetzung der Inquisition geführt, gleichzeitig aber auch die Blüthen der scholastischen Dogmatik getrieben hat.

Das sind Tendenzen, die das Princip der allgemeinen Kirche sehr fest behauptet und gerade auf dem Boden strenger Kirchlichkeit ihren Charakter entfaltet. Nur zeigt das 13. Jahrhundert auch schon anders geartete Richtungen. Zugleich mit jener kirchlich-katholischen Gluth brachte Südfrankreich auch die Waldenser hervor. Jedoch noch einmal

überwand damals die Kirche die Abweichungen und pflanzte siegreich ihr Princp als das allein geltende wieder auf.

Dann aber ist die siegreiche Kirche selbst in einer Weise und in einem Umfange verfallen, wie es weder jemals vorher noch nachher dagewesen ist. Die religiöse Basis war dieser Kirche des 14. und 15. Jahrhunderts fast vollständig zertrümmert.

Die theologische Wissenschaft hatte unter der Herrschaft der nominalistischen Scholastik das wahre religiöse Gefühl, den wahren sittlichen Ernst fast ganz verloren. Während man auf Seiten des officiellen Kirchenregiments die Dogmen ins Ungeheuerlichste gesteigert und verbildet hatte, waren gerade durch die Behandlungsweise der Scholastiker, der officiellen Kirchenphilosophen, die bedenklichsten Zweifel groß gezogen worden, Zweifel, welche die Fundamente des Kirchenglaubens in Frage stellten und ernstlich zu erschüttern drohten. Die Masse der gebildeten Laien hatte dem officiellen Kirchenthum den Rücken gekehrt; die Masse der Priester glaubte entweder selbst nicht, was sie zu lehren verbunden war, oder war in barbarischer Unwissenheit Gegenstand höhnischen Spottes und souveräner Verachtung der gebildeten Laien.

Gleichzeitig begannen die Staatsgewalten sich von der Vormundschaft der Kirche zu emancipiren, ja manche Regierung unternahm, von Staatswegen ihre Landeskirche zu regieren. Und wenn dagegen die oberste Leitung der Kirche, das Papstthum, das immer formell noch die Einzelkirchen zusammenfaßte, zu allerlei Finanzkünsten und sittlich bedenklichen Verwaltungs-Experimenten seine Zuflucht nahm, um nur äußerlich seine alte Stellung zu behaupten, so war doch diese finanzielle und administrative Virtuosität Roms ganz dazu angethan, die sittlichen Menschen zu empören.

Die bodenlose Unsittlichkeit des Clerus im 14. und 15. Jahrhundert allenthalben in der Kirche ist zu bekannt, als daß wir darüber viel zu sagen brauchten: sicher war der Lebenswandel des einzelnen Geistlichen nicht ein Gegengewicht gegen die eben erörterten Schäden und Gebrechen der Kirche.

An Widerspruch gegen dies Wesen hat es eigentlich keinen Augenblick gefehlt. Die Waldenser hatten Nachfolger gefunden: in England, in Böhmen wurden Stimmen des Protestes laut gegen die officielle Kirche. Verschiedene Motive haben die Aeußerungen des

Gegensatzes gegen die Kirche erweckt, nationale Regungen gegen die universale Papstmacht, politische Bestrebungen gegen die klerikalen Uebergriffe in das Gebiet des Staatslebens, aber zugleich damit auch religiöse Gefühle gegen die verweltlichte Kirche. Es erfüllte schon im 14. Jahrhundert die Welt sich mit einem durchaus unkirchlichen Geiste. Und daneben bauten sich nun hier und da in kleineren Kreisen mystische Tendenzen an: im 15. Jahrhundert wachten Reminiscenzen älterer, besonders augustinischer Anschauungen an vielen Stellen wieder auf.

Aber alle diese oppositionellen Regungen schlugen nicht durch; die vereinzelten religiösen Anfänge blieben Ausnahmen und gingen immer wieder zu Grunde. Die Versuche theilweiser Reformen in der Kirche, die man in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine Zeit lang mit Eifer betrieben, hatten nichts geholfen: kurz, die officielle Kirche ging in ihrer Entchristlichung noch weiter vorwärts: dem völligen Zusammensturze war man nahe.

Was ist das innerste Motiv dieses Zustandes? *Die Kirche des ausgehenden Mittelalters hatte die Religion verloren.* Trotz allen äußeren Machtprunkes, trotz des imponirenden Gebäudes der Dogmatik war ihr das religiöse und sittliche Gefühl entschwunden. Der innerste Kern des kirchlichen Lebens war ertödtet und erstorben. Und somit war das die einzige Möglichkeit einer Rettung, daß die innerliche Religion des menschlichen Herzens wieder erwache, daß eine Neubelebung des religiösen Gefühls wieder eintrete und die officielle Kirche von Innen heraus ergreife und reformire.

In der That, dies ist am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts der Fall gewesen. Fast gleichzeitig in allen Theilen Europas erfolgte der neue Aufschwung des religiösen Gefühls in den Menschen. Die historische Nothwendigkeit dieses Prozesses, d. h. die universalhistorische Berechtigung der Reformation, ist ganz besonders erkennbar in dieser *Gleichzeitigkeit* und *Allgemeinheit* der kirchenreformatorischen Versuche. Spanien, Italien, Frankreich, Deutschland, die Schweiz, die nordischen Länder, England, eins dieser Völker nach dem andern, aber alle im Umkreis weniger Jahre, sind von diesem Streben erfaßt. Wie die Entchristlichung und Religionslosigkeit der Kirche eine allgemeine war, so geschah auch die Reaction des religiösen Gefühls gegen die kirchlichen Zustände allenthalben; und die Leiter und Führer gerade an den Hauptstellen sind von einander nicht

beeinflußt oder aufgeweckt worden. Unabhängig von einander steht die deutsche selbständig neben der spanischen Reformation.

An beiden Stellen, in Spanien und in Deutschland, ist der Umschwung in der Kirche aus inneren Motiven erfolgt. Das religiöse Leben ist es, was durch seinen Eintritt in die Kirche die vorhandenen Zustände verändert. Und wie verschieden, ja wie geradezu entgegengesetzt auch die Endziele der beiden reformatorischen Bewegungen sein mögen, aus derselben Quelle sind die beiden Ströme entsprungen: ernste, wahre, warme, herzliche Religiösität des Denkens und Fühlens ist es, was die Spanier und die Deutschen beseelt hat. Dem Romanen hat seine Religion damals die gereinigte Kirche des Mittelalters wieder hergestellt, — den Germanen hat seine Religion weit ab von mittelalterlicher Kirchlichkeit weggeführt und ihn in eine Bahn gewiesen, die bei individueller Geistesfreiheit und subjectiver Religiösität endet.

Die historische Betrachtung hat mit Vorliebe sich der Geschichte des deutschen Protestantismus zugewendet. Die Erscheinung der spanischen Kirchenreformation und ihre Entwickelung gehört zu den unbekannteren Gebieten der allgemeinen Geschichte. Diese Einseitigkeit ist nicht gerechtfertigt; ja eine wirkliche Einsicht in die Geschichte der Reformationszeit, auch eine volle Würdigung Luthers und seiner Geistesthat ist nur dann möglich, wenn man auch das spanische Gegenbild kennt, studirt und zu verstehen sich bemüht. Wir versuchen im Folgenden den äußeren Umriß dieser spanischen Reformationsgeschichte zu zeichnen, wie er sich uns nach der bisher möglich gewordenen Kenntniß des betreffenden Materials dargestellt hat.*)

---

*) Leider bietet bis jetzt weder die historische noch die theologische Literatur eine Darstellung des hier bezeichneten Gebietes. Aus einer Reihe einzelner Arbeiten sind die einzelnen Daten und Notizen zusammen zu suchen. Als die beste Fundgrube brauchbarer Angaben hat sich mir erwiesen das außerhalb Spaniens wenig bekannte Buch von Vicente de la Fuente Historia eclesiastica de España 1855 in 4 Bänden, das ursprünglich nur Ergänzungen zu einer Uebersetzung von Alzog's Kirchengeschichte zu geben beabsichtigte, dann aber doch für unsere Periode sich zu einer eigenen Darstellung erweitert hat. Das sogleich zu citirende Buch von Hefele verdient heute noch immer Berücksichtigung. Ueber die einzelnen Autoren vgl. Nic. Antonio Bibliotheca Hispana nova. 2 vol. 1788. Das Werk Ticknor's über spanische Literaturgeschichte hat für unseren Zweck lange nicht die Bedeutung, welche Tiraboschi für Italiens Reformationsgeschichte mit Recht ansprechen darf. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Darstellungen des spanischen Protestantismus unser Thema nur streifen und zu einer falschen Beleuchtung des Gegenstandes mehr oder weniger

Die Spanier scheinen gewissermaßen von der Natur selbst eine Art leidenschaftlichen Glaubenseifers zur Mitgift erhalten zu haben. Schon ihre Ahnherren, die Westgothen, zeigen derartige Charakterneigungen.*) Schon während ihres Aufenthaltes im europäischen Osten an der Donau wirkte bei den Spaltungen des Volkes neben dem politischen auch ein religiöser Gegensatz bestimmend mit. Sobald sie von der pyrenäischen Halbinsel Besitz ergriffen, verfolgten sie, die Arianer, mit heftiger Erbitterung die katholischen Landbewohner, die sie antrafen. Die spanische Nation entstand darnach auf der pyrenäischen Halbinsel aus der Verschmelzung des Römerthumes und der eingewanderten Westgothen; seit der Mitte des 6. Jahrhunderts vollzog sich unaufhaltsam dieser historische Prozeß. Und wie nun mit der fortschreitenden Romanisirung der westgothischen Nationalität der römische Katholicismus zur herrschenden Staatsreligion wurde, richtete sich der Glaubenseifer der westgothischen Nachkommen sofort gegen Arianer und Juden. Man strebte den Ruhm der Glaubenseinheit rein und fleckenlos zu erhalten: alle abweichenden Richtungen wurden mißhandelt, verfolgt und bestraft. Und die Kirche erhielt auf das Staatsleben immer größeren Einfluß: die öffentliche Gewalt unterlag der Aufsicht der Bischöfe; das kirchliche Concil wurde zum politischen Parlamente; Königthum und Staat erscheinen zuletzt fast als Organe der Kirche, gehorsam den kirchlichen Tendenzen. Die Abhängigkeit des gesammten Volkslebens von der Kirche charakterisirt die westgothische Periode der spanischen Geschichte.

Daß dieser Charakterzug im späteren Mittelalter sich noch verstärken mußte, liegt auf der Hand: der siebenhundertjährige Kampf mit den islamitischen Arabern um den Besitz pyrenäischen Landes hielt Glaubenseifer und Fanatismus in Spanien stets in Flammen. Wir verstehen leicht, wie zu dem Religionskriege man immer bereit war. Aus dieser Geschichte verstehen wir aber auch, wie dies Volk im

---

alle hinneigen. Zu wünschen wäre es dringend, daß ein Kirchenhistoriker einmal von dem hier aufgestellten Gesichtspunkte aus sich dieser über Gebühr vernachlässigten Partie der Kirchengeschichte annehmen wollte.

*) Wir besitzen jetzt in dem Werke Dahn's, Könige der Germanen Bd. 5 u. 6 (1870. 1871) eine auf kritischer Forschung beruhende, sehr detaillirte und sorgfältige Geschichte der Westgothen. Die ältere Literatur ist durch dies Buch fast ganz überflüssig gemacht. Vgl. besonders VI 40 ff u. 370 ff.

13. Jahrhundert, als es die Mauren nach und nach zurückgedrängt, seinen Glaubenseifer und Glaubenszorn nun gegen Albigensische und Waldensische Ketzer gewendet. Spanien wurde damals die Wiege des Dominicanerordens, der in seinem Wesen ein echtes imponirendes Bild der mittelalterlichen Kirchlichkeit uns darbietet. Damals schlug in Spanien das Institut der Inquisition seine festesten Wurzeln: man fand sich leicht hier in die Forderung der Kirche, daß alle im Glauben Abweichenden, alle Ketzer, ja auch alle Verdächtigen vernichtet werden sollten.

Im 14. Jahrhundert waren die kirchlichen Zustände in Spanien nicht besser, als in den anderen Ländern Europas. Es ist eine Zeit, in der auch die staatlichen Einrichtungen Spaniens völlig verwildert waren. Die Zerstückelung des Bodens, die feudale Willkür, Unordnung und Wirrwarr, die vollständige Anarchie war aufs Höchste gestiegen. Und unter diesen specifischen Verhältnissen der Halbinsel ebenso wie unter der vorhin schon angedeuteten allgemeinen kirchlichen Ausartung, unter beidem litt die Kirche und die Religion und das geistige Leben der Spanier in hohem Grade.*) Auch hier hatte die Mehrzahl der Geistlichen nichts Geistliches mehr an sich; das Concubinat der zur Ehelosigkeit verpflichteten Geistlichen war offen geduldet; von der nothwendigen Legitimation der Cleriker-Kinder handelten wiederholt gesetzgeberische Versuche; ja das Volk billigte das Concubinat: man freute sich, wenn mit einer einzigen Frau zu leben der Seelsorger zufrieden war. Auch hier war die Kirche zu der üblichen Versorgungsanstalt untauglicher und fauler, arbeitsscheuer und unwürdiger Existenzen geworden; und je höher hinauf in der kirchlichen Hierarchie, desto schlimmer war es: „gute Bischöfe sind so selten wie gutes Wetter im April“, sagte ein spanisches Sprüchwort des 15. Jahrhunderts. Andererseits wurden die spanischen wie die anderen Landeskirchen zu einer Aussauge- und Erpressungsmaschine für die Bedürfnisse italischer und französischer Faullenzer mißbraucht. Kurz, von theologischer Bildung, von geistlicher Würde, von der Erfüllung des Geistes mit religiösen Elementen war in diesem entarteten Clerus kaum noch eine Spur übrig.

---

*) Vgl. das was de Castro Historia de los protestantes españoles Cadix 1851 zusammengestellt hat, bes. p. 13 ff. [über dies Buch und seinen Werth Hist. Zeitschrift 15, 450].

Aber wie in der deutschen und in der französischen Literatur des 15. Jahrhunderts vielfache Klagen über diese Zustände laut wurden, und vielfach der Ruf nach Reform dieser Kirche an Haupt und Gliedern ertönte, ebenso ist auch die spanische reich an satyrischen und polemischen Darstellungen dieser unerträglichen und unwürdigen Lage: Erneuerung der alten kirchlichen Zucht wurde mit Energie gefordert, das Interesse der Religion an solcher Erneuerung der Kirche nachdrücklich betont. Wir heben ein Beispiel aus.*) Pero Lopez de Ayala, ein Dichter des 14. Jahrhunderts, hat ein drastisches Bild des kirchlichen Lebens und Treibens seiner Zeit entworfen. Hier ist es in freier Uebersetzung, die sich bemühen soll, den Eindruck des Originals möglichst treu zu copiren:

„S. Peters Schifflein ist dem Untergang nahe, durch unsere Sünden, zu unserem Verderben; — freilich dessen haben unsere Priester keine Sorge; die haben sonst genug zu thun — zum Heile der Welt: sie haben ja die Ernte des Bauern einzubringen — in ihre Scheuern. Dabei vergessen sie Gewissen und heilige Schrift."

„Wenn einer die geistlichen Weihen erst erlangt hat, dann achtet er nicht mehr der geistlichen Pflichten. Reich zu werden, darauf steht sein Sinn. Dereinst von seinem Thun Rechenschaft zu geben, der Gedanke kümmert ihn nicht. Will Einer zur Priesterweihe gelangen und hat Geld, so macht sich das Examen von selbst: nach geistlichen Dingen fragt ihn kein Bischof; zahlt er Geld, so steht ihm jegliche Pfarre offen. Darnach richten ihm seine Pfarrkinder die Hochzeit aus mit der hübschen Gespielin und das lüge ich nicht. Niemals giebt es dafür einen Verweis — der Bischof selbst führt ja dasselbe Leben."

„Sind das Priester, so sind es Priester des Satan. Von ihnen erwarte gute Werke niemals, aber blühender Kinder findest Du stets einen Haufen, so daß an ihrem Heerde Dir keine Stelle mehr bleibt. Im ganzen Dorfe siehst Du keine Frau, die so behäbig und üppig einherschreitet als die Buhle des Pfarrers; wenn er die Messe liest, reicht sie ihm die Hostie dar, die Schurkin."

„Die Prälaten, die ihre Kirchen zu verwalten verpflichtet, leben aus weltlicher Lust in der Welt und helfen das Reich immer mehr zu verwirren, wie der Marder Verwirrung anrichtet im Taubenhof." —

*) de Castro p. 15.

Wer nun um die Mitte des 15. Jahrhunderts ernstliche Abhülfe solchen Unwesens erwog, der hatte doch die Erfahrungen der großen Reformconcile schon hinter sich. Auf ihnen war deutlich geworden, daß die Häupter der allgemeinen Kirche, vor allen der Papst und die Curie, zur nothwendigen Besserung die Hand nicht bieten würden. Die Reform der Kirche durch die Organe der allgemeinen Kirche war gescheitert, nicht zum mindesten an der Abneigung des Papstthumes von den Prärogativen der Curie irgend etwas fallen zu lassen. Und somit erwuchs den einzelnen Landeskirchen die Aufgabe, zu versuchen ob in localer Begrenzung eine Besserung leichter erzielt werden könnte Der Papst hatte die Ernennung zu vielen geistlichen Stellen an sich gerissen; er aus der Fremde stellte die Hirten in Spanien an: da wurden dann entweder unnütze Pfründenjäger aus Italien geschickt, oder untaugliche Menschen, deren Befähigung man in Rom nicht kannte, befördert. Als Bedingung jeder Besserung ergab sich somit dies, daß man zunächst den päpstlichen Einfluß auf das spanische Kirchenregiment beseitigen müsse.

Dies Verlangen, allein in Spanien für das Heil der spanischen Kirche zu sorgen, entsprach einem allgemeinen Zuge jener Periode. Ueberall in Europa strebten im 15. Jahrhundert die Staatsgewalten darnach, ihre Landeskirchen der eigenen Obhut zu unterstellen. Die Auflösung der allgemeinen Kirche in locale Gruppen ist damals schon erstrebt und theilweise auch factisch erreicht worden. Nirgendwo aber ist dies Ziel in solcher Weise auch aus religiösen Motiven ins Auge gefaßt. Anderwärts sind es vorzugsweise die staatlichen Interessen, die zur Decentralisation der Kirche, zur Entstehung der Territorialkirchen hindrängen. Auch in der Politik des spanischen Königthums wird man diesen Factor nicht übersehen dürfen, aber hier tritt doch zu dem politischen ebenso kräftig und massiv das religiöse Interesse hinzu: die beiden Motive suchen die abgeschlossene Selbständigkeit der spanischen Kirche zu begründen und zu sichern.

Und was gerade die Eigenthümlichkeit dieser spanischen Kirchenreformation bezeichnet, nicht der Eifer eines einzelnen religiös erregten Mannes bestimmt Inhalt und Richtung und Erfolg der religiösen Bewegung; nein, die spanische Reform ist vielmehr das eigenste Werk der Staatsgewalt: die spanische Krone ist der Bahnbrecher und Führer

der Besserung in der Kirche: den katholischen Königen Ferdinand und Isabella wird das meiste verdankt.

Unter diesen Königen tritt überhaupt die spanische Nation in eine neue Epoche ihrer Geschichte. Hier wurden die zerstreuten und getheilten Kräfte des Volkes in einen Gesammtstaat zusammengebracht und einer kräftigen und einsichtigen Leitung unterstellt. Auf allen Gebieten erhielt das spanische Leben damals einen neuen Impuls. Die kirchlichen Maßregeln der Könige Ferdinand und Isabella bilden einen Theil des Systems der Regierung, das sie eingerichtet haben; sie stehen im engsten Zusammenhange mit ihren politischen Anordnungen und Gedanken. Es ist nicht schwer die politische Bedeutung und Tragweite ihrer Kirchenpolitik aufzuweisen: auf vollständige und unbedingte Beherrschung des Clerus als eines wichtigen Factors im öffentlichen Leben Spaniens zielen sie hin. Aber dem Andenken jener Regenten geschieht Unrecht, wenn allein die politische Seite betont und nicht auch das religiöse Moment hervorgehoben wird. Einen Unterschied gilt es dabei nicht zu übersehen. Den beiden Fürsten empfahlen sich von verschiedenen Seiten jene kirchlichen Maßregeln, mit denen sie gemeinsam vorgingen: Ferdinand hatte mehr die politischen, Isabella mehr die kirchlichen Folgen im Auge: sie, die innerlich religiöse, devot kirchliche Frau hat zuerst den Ermahnungen und Zureden derjenigen Männer ihr Ohr geliehen, welche über die notorische Verwilderung des Clerus klagten und eine Reform der spanischen Kirche herbeizuführen trachteten. Es ist Isabella's kirchlicher Geist, der diese ganze Reformbewegung erst möglich gemacht hat.

Die staatliche Gewalt in kirchlichen Dingen hatte sich aus jenen Zuständen des 14. Jahrhunderts entwickelt. Von den spanischen Cortes war schon oft eine Einschränkung der geistlichen Privilegien, eine gewisse Unterordnung unter das bürgerliche Recht des Landes gefordert: seit 1348 waren Gesetze in dieser Richtung erlassen. Die Mitwirkung der Krone bei der Besetzung bischöflicher Stühle wurde als Recht des Königthums in Anspruch genommen, die Geistlichkeit unterlag der Steuergewalt des Landes; das königliche Placet gegenüber päpstlichen Bullen wurde energisch gehandhabt.*) Den Inbegriff

*) Einzelne Belege hat Friedberg zusammengestellt „Die Grenzen zwischen Staat und Kirche." (1872) S. 534—542.

derjenigen Rechte, welche man damals der Krone über die Landes-kirche zuschrieb, nannte man in dem Königreiche Sicilien, das ja da-mals unter spanischer Herrschaft stand, die Monarchia Sicula. In der Regierung Ferdinands wurde dieser staatskirchenrechtliche Begriff auf ein Privilegium Urban's II. begründet, welches die Anwälte der Re-gierung damals erfanden und geltend machten.*) Zunächst war für Sicilien diese Kirchenhoheit des Landesherrn aufgestellt und angespro-chen, und die rechtliche Begründung derselben hatte zunächst auch nur sicilische Verhältnisse und Ereignisse herangezogen. Aber der principielle Boden, aus dem die Monarchia Sicula herausgewachsen, war nicht allein der sicilischen Regierung eigenthümlich: in Spanien erscheinen vielmehr dieselben Tendenzen. Der theoretische zusammenfassende Aus-druck dessen, was man wollte, begegnet hier nicht; thatsächlich aber erstrebte Ferdinand für Spanien ganz dasselbe, was er in Sicilien als Monarchia Sicula durchsetzte; und thatsächlich ist es ihm gelun-gen, dort in Sicilien seinen Anspruch ganz zu behaupten und hier in Spanien wenigstens die wesentlichen Befugnisse für den Landesherr-scher zur Anerkennung zu bringen.

Im Jahre 1481 forderten die Könige vom Papste den Verzicht auf jeden Eingriff in spanische Angelegenheiten: sie wollten die wichti-geren Kirchenämter in Spanien selbst besetzen und nur nach ihren Vorschlägen sollte der Papst Bischöfe und höhere Geistliche ernennen dürfen. Rom widersprach natürlich diesen Forderungen, aber die Energie der Könige bestand auf denselben, und 1482 setzten sie auch den Abschluß eines Concordates auf der Basis ihrer Anträge durch.**) Nun war der Clerus von der Krone abhängig. Es liegt auf der Hand, welche weitreichende politische Bedeutung dies haben mußte. Aber die kirchlichen Folgen waren doch noch eingreifender als die politischen.

Die Krone ernannte jetzt nur solche Personen zu kirchlichen Aem-tern, bei denen sie strenger Disciplin, moralischen Wandels, genauer

---

*) Vgl. Sentis Die Monarchia Sicula. Eine historisch-canonistische Unter-suchung. (1869) S. 27. 100 ff.

**) W. Prescott Geschichte der Regierung Ferdinand's und Isabella's 1, 255 u 2, 586. — Besonders lehrreich und interessant ist die Motivirung, welche die katho-lischen Könige selbst ausgesprochen haben, in Coleccion de documentos inéditos para la historia de España 7, 539—571.

Beachtung der Kirchengesetze sich versichert hielt. Nach diesem Grundsatze hat man ganz systematisch verfahren. Und da jetzt unbedingt die königliche Regierung über die Kirche verfügte, da nur kirchlich zuverlässigen, in mittelalterlicher Frömmigkeit lebenden Menschen eine Möglichkeit offen stand, zu einflußreichen Stellungen in der Kirche zu gelangen, so mußte sehr bald der ganze Anblick des Clerus und der Kirche sich ändern.

Königin Isabella fand vornehmlich bei drei Männern Rath und Unterstützung, bei dem „Großen Cardinal von Spanien" Mendoza, bei ihrem Beichtvater Talavera, einem äußerst energischen und auch in weltlichen Dingen mit Energie und Einsicht durchgreifenden Franciscaner, endlich bei dem großartigen Charakter Ximenez. Dieser letztere hat den Hauptheil der kirchlichen Arbeit gethan. Als typisch für diese ganze Richtung verdient er geschildert zu werden.*)

Francisco Ximenez de Cisneros war ein niedriggeborener schlichter Mönch im Franciscanerorden. Neben seltener Rigorosität des Lebens hatte er bei verschiedenen Gelegenheiten auch praktische Gewandtheit bewiesen: in Geschäften seines Ordens war er oft gebraucht worden; immer aber führte ihn sein innerer Trieb in sein Kloster zu seinen Andachts- und Bußübungen zurück. Auf Mendoza's Vorschlag berief ihn 1492 Isabella zu ihrem Beichtvater. Widerwillig nahm er diese Bürde auf sich. Aber rücksichtslos streng, ja hart und barsch herrschte er dann über der Königin Seele und Gewissen: bei ihr traf er damit den richtigen Ton. So war es kein Wunder, daß nach Mendoza's Tode 1495 statt aller adeligen Bewerber sie den einfachen Klosterbruder zum Erzbischof von Toledo, d. h. zum ersten Geistlichen von ganz Spanien erhob. Er erschrak vor der ungeheuren Aufgabe, der schweren Verantwortlichkeit des Amtes: nur mit Widerstreben ließ er sich zur Annahme bewegen. Dann aber, sobald er die Würde auf sich genommen, konnte Niemand energischer, nachdrücklicher, durchgreifender die erzbischöfliche Gewalt zur Anwendung bringen: die strengen Ideen

---

*) Sein Leben hat ein Zeitgenosse erzählt, Alvar Gomez, auf mündliche Nachrichten und den schriftlichen Nachlaß gestützt. De rebus gestis a Francisco Ximenio Cisnerio, für die kirchlichen Zustände Spaniens eine schätzenswerthe Quelle. — Fléchier Histoire du Cardinal Ximenes 1693 ist ein Panegyricus.

Weit gehaltvoller ist Hefele der Kardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts. 1844.

klösterlicher Zucht und mönchischer Devotion, die er einst sich zur Richtschnur seines eigenen Lebens erkoren, er setzte sie als Norm für die ganze spanische Kirche durch.

Seine erste Sorge war die Erneuerung des Clerus. In allen Klöstern stellte er die strengste mönchische Zucht her. Die allmälig eingeschlichene mildere Praxis in der Handhabung der Klostergesetze, die zarte Toleranz gegen die Uebertretung der Gelübde — unter Ximenez' Regimente war es damit vorbei. Die Nothwendigkeit dieser disciplinarischen Reform hatte er schon 1492 der Königin vorgestellt; sie billigte seine Gesichtspunkte.*) 1494 erhielt man die päpstliche Vollmacht zu den äußersten Maßregeln; und in den nächsten Jahren, besonders seit er Erzbischof von Toledo geworden, begann Ximenez die Arbeit der Klostervisitation und der Reinigung der Convente. Aus Klöstern und Kapiteln regnete es Proteste gegen den neuen Primas; selbst der heilige Vater in Rom — es war der Spanier Borja, Alexander VI. — wurde angerufen und machte auch Miene, sich einzumischen. Alles kühlte den Reformeiferer nicht; kein Haar breit wich er zurück; seiner Königin war er sicher, die Staatsgewalt stand ihm gegen alle Widersacher zur Verfügung; und wenn auch der Papst bisweilen, gegen seine spanischen Wohlthäter undankbar, einige Oppositionsgelüste verrathen hatte, ernstlich sich mit Spanien zu überwerfen kam ihm nicht in den Sinn, am wenigsten gar für eine innerkirchliche Frage. So waren diese Päpste des ausgehenden 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts gewiß nicht beschaffen, daß sie wegen kirchlicher Dinge ihre Stellung exponirt hätten! Alle derartigen Hindernisse überwand Ximenez. Seine Consequenz und sein sittlicher Ernst brachten es dahin, daß in wenig mehr als einem Jahrzehnte der spanische Clerus durchaus verändert war. Die weltlich gesinnten Geistlichen wurden überall entfernt; strenge eifrige Männer, die wirklich der Seelsorge lebten, bildeten allein die Diener der Kirche; in der Regel (daß aus persönlicher Gunst oder aus politischen Rücksichten einzelne Ausnahmen vorkamen, soll nicht in Abrede gestellt werden) waren die Bischöfe von jetzt ab Personen, die sich entweder durch theologische Bildung oder durch sittliche Strenge und kirchlichen Sinn ausgezeichnet und empfohlen hatten.

---

*) de la Fuente 3, 29. Hefele 174 ff.

Während auf diese Weise der Eifer der Staatsregierung für die Reinheit und Tüchtigkeit des kirchlichen Personals Sorge trug, war sie nicht gesinnt, gegen offene oder heimliche Feinde der Kirche Milde oder Nachsicht zu üben. Gleichzeitig mit der Erneuerung und Disciplinirung des Clerus traf man zum Schutze der Kirche gegen außen Vorkehrungen, deren eiserne Härte und rücksichtslose Consequenz nicht leicht übertroffen werden kann.

Man knüpfte an mittelalterliche Institute an. Wie schon im 13. Jahrhundert die „Aufspürer ketzerischer Bosheit" (**inquisitores haereticae pravitatis**) dem spanischen Charakter besonders gut entsprochen hatten, so kam jetzt bei Königin Isabella in Anregung, diese alte im Laufe der Zeit stumpf gewordene Waffe zum Schutze der Glaubensreinheit und Kircheneinheit neu zu schärfen, das etwas verkommene Glaubensgericht in zeitgemäßer Gestalt neu zu beleben. Isabella ging auf die Ideen des Kardinal Mendoza ein. Gleichzeitig mit den Concordatsverhandlungen erbat man sich 1481 vom Papst Sixtus IV. Vollmacht und Bestätigung für die neue Inquisition.*)

Wir begreifen aus der Geschichte des mittelalterlichen Spaniers, daß dies Volk auf Reinheit des Glaubens, auf Fleckenlosigkeit von jedem Verdachte einer Abweichung den größten Werth legte. Und gerade weil damals die christliche Eroberung die ganze Halbinsel unterworfen hatte, so entstand die Frage, wie man sich jetzt gegen die unterworfenen Reste des Judenthums und des Islams zu verhalten habe. Diese beiden fremden Religionen zu dulden, die Politik der Toleranz, wie sie in den maurischen Reichen geherrscht, jetzt unter christlichen Königen fortzusetzen, das war für den katholischen Spanier eine geradezu undenkbare Unmöglichkeit. Die Mauren und Juden wurden genöthigt Christen zu werden. Selbstverständlich war diese Bekehrung nur oberflächlich, oft mit Zwang geschehen; vielfach hielten die neuen Christen an ihren alten religiösen und nationalen Gebräuchen noch fest: der Spanier beobachtete sie mit feindseligem Verdachte

*) Unsere Kenntniß beruht vornehmlich auf dem Buche von Llorente Histoire critique de l'inquisition d'Espagne (1817 in 4 Bänden), doch ist die Bemerkung hier wohl am Platze, daß Llorente ein entschiedener Feind der Inquisition war und daß man nur mit größter Vorsicht seine Angaben aufnehmen darf, jedesmal da wo sein Urtheil auf seinen Bericht Einfluß gehabt haben könnte. Mit dieser Bemerkung nimmt man allerdings noch nicht Partei für die Polemik, welche Hefele S. 257 ff. über die Inquisition erhoben hat.

und gehässigem Mißtrauen, ob sie vielleicht Hinneigung oder Reminiscenzen an ihre früheren Sitten und Gebräuche verriethen: gegen derartigen Rückfall ist zunächst die Inquisition errichtet.

Man wählte aus der Geistlichkeit Einzelne aus, welche darauf Acht haben sollten, daß die Neubekehrten sich in allen Dingen als kirchliche Christen erwiesen. Von dem regulären Clerus wurde das heilige Amt des Glaubensgerichtes, el santo officio, unabhängig gemacht und einem Generalinquisitor, einer Creatur königlicher Ernennung, unterstellt. Man richtete große Aufmerksamkeit auf etwaige Verstöße der Neuchristen gegen kirchliche Vorschriften: Aeußerungen von Ironie, von Spott, von Zweifeln gegen kirchliche Einrichtungen kamen zur Anzeige; nachher wurden auch literarische Producte durchgesehen und censirt, ob Anstößiges vorkomme. Die Inquisitoren hatten derartige Vorfälle aufzuspüren und je nach der Größe des Verbrechens das Weitere zu veranlassen. Später im 16. Jahrhundert handelte es sich auch um die Reinerhaltung der kirchlichen Orthodoxie von humanistischen und protestantischen Ketzereien; und daher pflegte man dann auch gebildete Fachtheologen zu consultiren, um die einzelnen Acte der Ketzerei zu qualificiren oder auch deren Vorhandensein zu constatiren. Bei den meisten Prozessen begnügte man sich mit Rügen und kirchlichen Strafen oder kirchlichen Bußen; oft auch verfügte man Geldstrafen; nur in den allerschwersten Fällen steigerte sich dies zu einer Bedrohung an Leib und Leben. Es ist zu beachten, daß die Inquisition nicht selbst das Recht hatte, derartige nicht kirchliche Strafen zu executiren. Dem Arme der weltlichen Justiz wurden die der Todesstrafe verfallen erklärten überwiesen: die bürgerliche Obrigkeit ihrerseits säumte aber niemals, den Spruch des heiligen Amtes unerbittlich und prompt zu vollziehen.

Die Thätigkeit des Tribunales war bald eine große. Man pflegt ungeheuere Zahlen seiner Opfer zu nennen. Doch ist die Genauigkeit aller Angaben schwer zu verbürgen. Selbst Llorente, dem Historiker der Inquisition, wird man nicht Glauben schenken dürfen, wenn er für einen Zeitraum von 18 Jahren 10220 Hinrichtungen ausrechnet. Nach Erwägung aller Umstände dürfte wenigstens für annähernd richtig gelten die Notiz Marianas, nach welcher unter dem Generalinquisitor Torquemada 1481—1498 etwa 2000 Opfer die

Todesstrafe erlitten hätten; doch ist auch dies nur eine ungefähre Schätzung. *)

Nicht ganz ohne Widerspruch trat die Inquisition ins Leben. Es kam vor, daß das Volk die Inquisitoren vertrieb, bis königliche Soldaten sie wieder zurückführten. Viele der Verurtheilten appellirten nach Rom, und die Curie machte der Selbständigkeit des Tribunales allerlei Schwierigkeiten. Es bedurfte des allerentschiedensten Nachdruckes der katholischen Könige, um die Einmischung des Papstes in spanische Kirchenangelegenheiten zurückzuweisen. Nachher protestirten 1518 die Cortes von Aragon noch einmal, und der feingebildete, liberale Papst Leo X. erwies sich den Protestirenden günstig gestimmt: erst eine scharfe Zurechtweisung durch die Regierung Karls V. machte den Papst verstummen. In ihrem eigenthümlichen Charakter blieb zuletzt die Inquisition von der allgemeinen Kirche ungehindert, dem Dienste der kirchlichen Orthodoxie und der spanischen Staatsgewalt gewidmet.

Und wer das Spanien des 16. Jahrhunderts in seinen verschiedenen Richtungen und Aeußerungen studirt hat, der kann gar keinen Zweifel daran haben: trotz der anfänglichen Mißstimmung, trotz der berührten Proteste ist die Inquisition ein populäres Institut geworden: sie hat dem Instincte des spanischen Nationalcharakters entsprochen: alle Volksklassen haben an ihrer Arbeit Interesse und Antheil gehabt: an freiwilligen Dienstleistungen für die Zwecke des heiligen Amtes ist niemals Mangel gewesen.

Bei dem Verfahren der Inquisition haben auch politische Interessen eine Rolle gespielt. **) Der Fiskus erfreute sich reichlicher Zuflüsse aus den Glaubensprozessen, und die Anklage der Ketzerei war ein bereites Werkzeug, in leichter Weise verdächtigen oder gefährlichen Personen beizukommen. Unbestreitbar ist es, daß die Regierungskunst der katholischen Könige sich dieser furchtbaren Waffe gegen alle ihre inländischen Gegner zu bedienen gewußt hat. Man besaß in ihr ein

*) Es ist zu beachten, daß die Zahlenangabe Llorentes nicht auf positiven Daten seiner Quellen, sondern auf seiner eigenen Berechnung beruht (I 272—280), und man wird Peschel zustimmen, wenn er sein Verfahren einen „frivolen Probabilitätscalcul" nennt (Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. S. 151). Marianas Schätzung steht lib. XXIV. Cap 17: Die Gewährsmänner, die er nicht nennt, sind wohl keine anderen als Pulgar und Marineo.

**) Mit besonderem Nachdrucke hat dies Ranke geltend gemacht, Fürsten und Völker von Südeuropa (1827) I 288 ff.

von der Krone abhängiges Tribunal, dessen geistige Waffenrüstung sicher und wirksam operirte, das Schrecken und Furcht durch die ganze Art seines Auftretens um sich verbreitete. Ganz besonders in den späteren Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts tritt die politische Seite stärker hervor: zu ganz frivoler Anwendung artete das Ketzergericht aus. Nichtsdestoweniger gilt es der historischen Betrachtung auch hier die beiden Motive, welche die Inquisition geschaffen, in ihrer Bedeutung zu erkennen: nicht allein der politischen Herrschlust der spanischen Krone, sondern auch dem Eifer für die Glaubensreinheit in der spanischen Kirche verdankt dies mittelalterliche Rüstzeug seine Wiederbelebung und Neubenutzung. Aus dem Charakter und aus der Geschichte des spanischen Volkes erklärt sich die Herstellung der Inquisition in jener Zeit, in der man die mittelalterliche Kirche mit neuem Lebensfeuer zu erfüllen suchte.

Wie überhaupt das ganze Wesen der Inquisition heute zu beurtheilen sei, darüber wird es kaum noch Meinungsverschiedenheiten geben. Es ist etwas Furchtbares, nach diesem spanischen Recepte Reinheit und Einheit des Glaubens in einem Volke zu schützen: Prozesse, Confiscationen, Todesstrafen sind gewiß nicht die geeigneten Mittel zu kirchlichen Zwecken, zur Förderung der Religiösität!

Jeder moderne Mensch verabscheut und verdammt diese schändliche Inquisition. Will aber der Historiker Gerechtigkeit auch an dieser Stelle üben, so hat er zweierlei Erwägungen nicht außer Acht zu lassen.

Einmal. Jede kirchliche Gemeinschaft, die lebendig von der Macht der Wahrheiten überzeugt ist, auf denen ihr Sein beruht, die etwa gar die allein seligmachende Wahrheit zu besitzen und zu lehren glaubt, sie wird, grade je lebendiger ihr Glaube ist, desto eifriger dafür wirken, daß alle Welt dieser Wahrheit und ihrer beseligenden Folgen theilhaftig werde. Wie schmal aber ist die Linie, welche den Bekehrungseifer von der Verketzerung Andersdenkender scheidet! Die Geschichte aller Kirchen und Confessionen wenigstens hat es mit zahlreichen Beispielen gezeigt, daß es gerade für den eifrigsten Bekenner sehr schwer ist, jene schmale Grenzlinie niemals zu überschreiten!

Damit verbindet sich eine andere, rein historische Reflexion, zu der gerade der modern gesinnte, die Inquisition verabscheuende Historiker durch die Pflicht der Unparteilichkeit sich veranlaßt fühlen wird. Nach

den modernen Anschauungen sind überhaupt nicht die Menschen und Einrichtungen des 16. Jahrhunderts zu beurtheilen. Toleranz gegen andere Religionen und andere Ueberzeugungen ist eine Tugend noch sehr jugendlichen Alters, ein Product der Aufklärungsphilosophie des vorigen Jahrhunderts. Im Jahrhundert der Kirchenreformation sind die Menschen noch weit entfernt von dieser wahrhaft modernen Geistesströmung. Mögen vielleicht hier und da einzelne Anklänge und Vorahnungen sich finden, es sind höchstens ganz vereinzelte Stimmen, die ihr das Wort geredet — theoretische Erklärungen, platonische Betheuerungen von Friedensliebe und Milde, die auf die Praxis keinen Einfluß gewonnen. Allerdings, so lange eine Richtung sich in der Opposition befindet, mag sie wohl an Toleranzgefühle appelliren; wo sie selbst herrscht, entschlägt sie sich der Duldung des Gegners und unterdrückt die oppositionelle Regung, soweit sie es vermag. Und diese Charakteristik trifft alle Religionsparteien und alle Kirchen. Ein wesentlicher Unterschied zwischen deutschen Protestanten und katholischen Spaniern ist schwer zu entdecken. Ueberall gilt es als Pflicht, Kircheneinheit und Glaubensreinheit gegen die Abweichenden zu schützen und zu erhalten. Es ist nicht nöthig, an die englische Praxis Heinrichs VIII. oder den theokratischen Despotismus Calvins zu erinnern: beiden sind Opfer gefallen. Es genügt, auf Luthers Theorie hinzuweisen, der allerdings wiederholt und nachdrücklich gepredigt hat, daß der Glaube „Niemanden zwingen und bringen wolle zum Evangelium", und daß man „die Ketzer mit Schriften, nicht mit Feuer überwinden solle", — aber auch er mit aller seiner Glaubensenergie und Glaubenszuversicht gesteht der Landesobrigkeit das Recht zu, gefährliche Secten zu bestrafen; nur der Kirche gebührt nach seiner Meinung ein weltliches Strafrecht nicht.*) Auch Luthers Toleranz läuft in der Theorie wie in der Praxis darauf hinaus, daß die Kirche und ihre Diener die Irrlehrer als solche offenbar machen und daß es dann Sache der weltlichen Obrigkeit sei, die offenbaren Ketzer zu züchtigen. Nicht eben sehr groß ist der Abstand dieser Lehre von dem modus procedendi der

---

*) Vgl. Hundeshagen, Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte und Kirchenpolitik, insbesondere des Protestantismus (1864) I, 112. — Köstlin Luthers Lehre von der Kirche (1853) S. 199 ff. stellt im Ganzen wohl den Sachverhalt richtig dar, nur unterläßt er es die Bedeutung der oben erwähnten Luther'schen Distinction scharf und präcis auszusprechen.

spanischen Inquisition: beide beruhen im Grunde auf demselben Axiome von der Nothwendigkeit kirchlicher Einheit eines Volkes, dem das Mittelalter und die Reformationszeit unbedingt gehuldigt haben.

Genug davon. Wir kehren zum Berichte über die Kirchenreformation in Spanien zurück.

Wir sahen, am Ende des 15. Jahrhunderts hatte die Regierung der katholischen Könige dem Verfall der spanischen Kirche schon Einhalt gethan. Nachdem der Krone in dem Concordate von 1482 die Ernennung der höheren Geistlichen preisgegeben war, hatte man die Möglichkeit erlangt, das Personal der Geistlichen zu erneuern und zu verbessern. Die eifrigen Bemühungen des Ximenez um einen reineren und pflichtgetreueren Clerus, seine unausgesetzten Bestrebungen für größere Zucht und Sittlichkeit, dazu die scharf zugreifende Thätigkeit des neuen Glaubenstribunales für den Schutz der Kirche gegen ihre Gegner — alle diese Maßregeln hatten es allmälig dahingebracht, daß die verfallene Kirche des Mittelalters hier hergestellt und neu aufgerichtet wurde.

Nichts Neues ist mit diesen Arbeiten geschaffen. Nur die alte Kirche ist dadurch neu gestützt und emporgehoben worden. Die alten Formen und Einrichtungen der Kirche, aus denen Geist und Leben geflohen, wurden aufs neue lebendig gemacht: die verlorene Religion zog in die Kirche wieder ein. Darin beruht die Bedeutung und Tragweite dieses Ereignisses: es ist der Versuch, die mittelalterliche Kirche herzustellen, von ihren Flecken und Schäden sie zu reinigen, ohne eines ihrer wesentlichen Merkmale zu berühren oder einen ihrer Grundsätze zu ändern.

Eins der merkwürdigsten Momente dabei ist dies: auch die Theologie und die Dogmatik des Mittelalters feierte ihre Auferstehung zu einem neuen Leben; eine Nachblüthe des mittelalterlichen Geistes brach herein.

Einst im Mittelalter hatte die scholastische Theologie in einer den mittelalterlichen Geist zufriedenstellenden Weise die principiellen Fragen der Glaubenslehre behandelt: stattliche Werke hatten im 12. und 13. Jahrhundert gewissermaßen die Summe aus den früheren Einzelleistungen gezogen. Darnach aber war auch hierin ein Sinken und Erlahmen fühlbar geworden. Nicht Geist und Scharfsinn könnte man den Leistungen der Nominalisten bestreiten, wohl aber wird man reli-

giöse Tiefe und Innerlichkeit des religiösen Gefühles an vielen Stellen bei ihnen vermissen. Dagegen eben trat schon im 15. Jahrhundert die Reaction ein. Die mystischen Regungen unter den niederländischen und deutschen Theologen sind bekannt: die augustinische Gnadenlehre wurde dort wieder verkündet und in praktischer Frömmigkeit vielfach Nutzen aus ihr gezogen. Einzelne Ströme wahrhaft ächter Religiösität durchziehen schon das Leben der Menschen, ehe Luthers mächtiges Auftreten die germanischen Völker bewegt. Ganz ähnlich erscheint der Ursprung der neuen Theologie in Spanien.

Das 15. Jahrhundert war in der Theologie hier bis dahin öde und leer gewesen: über Verwilderung und Ignoranz des spanischen Clerus war man heftig zu klagen berechtigt. Jener nach seiner äußeren Erscheinung schon geschilderte Aufschwung des kirchlichen Wesens zur Zeit der katholischen Könige hatte aber unmittelbar die Folge, daß man auf wissenschaftliche Ausbildung der Geistlichen wieder zu sehen begann. Schon 1474 war angeordnet worden, daß in jedem Kapitel zwei Stellen für Literaten, die eine für einen Canonisten, die andere für einen Fachtheologen, reservirt sein müßten.*) Noch tiefer griff die Bulle von 1499, welche die Ignoranz der Pfarrer auf's Korn nahm: eine Revision nach dieser Richtung sollte stattfinden, jeder unwissende Geistliche aus seiner Stelle entfernt werden.**) Die Hauptsache war, daß man theologische Lehrer in Spanien erhielt, welche die mittelalterliche Scholastik in gut kirchlichem Geiste wieder auffrischten.

Es ist nicht möglich an dieser Stelle eingehender zu schildern, wie die neue humanistische Bildung auch über die Pyrenäen hinübergegriffen und wie der Humanismus anregend und fördernd auch auf die spanische Literatur gewirkt hat.***) Den katholischen Königen wurde

*) Bulle Sixtus IV. v. 1. Dezember 1474 bei de la Fuente 2, 539.

**) de la Fuente 2, 465.

***) Eine allgemeine übersichtliche Skizze bei Prescott I, 557—577., Hefele 101 ff. Einzelne Notizen auch bei de Castro Protestantes españoles. Zerstreutes Material bringen die beiden sehr gelehrten und scharfsinnigen Arbeiten von Ed. Böhmer Cenni biografici sui fratelli Giovanni e Alfonso di Valdesso 1861 als Anhang zu seiner Ausgabe der Cento e dieci divine considerazioni di Valdesso und Francisca Hernandez und Frai Francisco Ortiz 1865 (vgl. Hist. Zeitschrift 15, 449 und 24, 159). Wiffen Life and writings of Juan de Valdes 1865. Helfferich Beitrag zu dem brieflichen Verkehr des Erasmus mit Spanien (in Zeitschrift für historische Theologie 1859 p. 592 ff.) Nachdem nun auch in der Sammlung der Refor-

die Berufung ausgezeichneter Italiener verdankt, wie Pietro Martyr und Lucio Marineo. Mit diesen verbanden sich in Spanien einheimische Lehrer, an deren Spitze unzweifelhaft Antonio de Lebrija genannt werden muß, neben ihm Fernando de Pulgar, Arias Barbosa, Fernando Nuñez. Unter ihren Bemühungen lebten Wissenschaften, Gelehrsamkeit und Bildung wieder auf: Erasmus' Ansehen und Einfluß wurde hochgeschätzt, seine Schüler und Freunde, wie Maldonado, Vergara, Valdes, vermittelten den literarischen Verkehr Spaniens mit der übrigen Welt. Des officiellen Schutzes der Krone und der höchsten Kirchenfürsten erfreute sich Erasmus gegen alle Anfeindungen der von ihm verletzten Mönche. Einer der ersten, allenthalben angesehenen und verehrten Humanisten war Luis de Vives, der aus Spanien gekommen und in Spanien gebildet, als Lehrer in den Niederlanden weilte. Diese spanischen Humanisten hielten sich im Ganzen frei von dem antichristlichen Zuge und Tone, den doch die Italiener jener Zeit fast alle ausgeprägt haben. Abgesehen von beiläufigen heidnisch gefärbten Ausdrücken, war ihre Absicht auf ernste Moralität, auf Förderung einer sittlichen Anschauungsweise gerichtet: ganz besonders Vives pflegte seine humanistische Philosophie in den Dienst geläuterter religiös-sittlicher Tendenzen zu stellen.

Und die theologischen Wissenschaften zogen von diesem allgemeinen literarischen Aufschwung ganz unverkennbaren Nutzen. Aehnlich wie in Deuschland, diente der Humanismus in Spanien dem Zwecke der Reformation und Neubelebung des religiös-kirchlichen Lebens.

Königin Isabella und Kardinal Ximenez waren die hohen Protectoren der literarischen Blüthe überhaupt und der theologischen Wissenschaften besonders. Auf ihre directe und ihre indirecte Einwirkung lassen sich viele Schulstiftungen zurückführen. Aus dem Mittelalter ragten noch mit höchstem Ansehen hervor die Universitäten von Valladolid und Salamanca: alles, was in der Macht der Regierung stand, geschah, um Salamanca zu heben. Eine eigene neue Hochschule gründete dann 1508 Ximenez in Alcala und legte den

mistas antiguos españoles eine Anzahl hierhin gehörender Pamphlete zum Abdruck gelangt ist, ließe sich sehr wohl eine Geschichte des Humanismus in Spanien schreiben, eine äußerst dankenswerthe und lohnende Aufgabe: was einst Hallam Introduction to the literature of Europe geleistet, genügt heute unseren Anforderungen nicht mehr.

größten Werth darauf aus allen Kräften sie in Blüthe zu bringen. Die polyglotte Bibel von Alcala ist ein bleibendes Ehrendenkmal dieser Bestrebungen. Andere Stiftungen folgten, 1509 Sevilla, 1520 Toledo, 1531 Granada u s. w., und Collegien, höhere Schulanstalten schössen überall aus dem Erdreich in die Höhe.

An diesen Universitäten wurde bald vor allem andern die Theologie gehegt und gepflegt. Und jene merkwürdige und wahrhaft überraschende Erneuerung der mittelalterlichen Glaubenslehre, welche nachher die Restauration des Katholicismus im 16 Jahrhundert in so charakteristischer Weise begleitet, sie hat auf diesen spanischen Universitäten ihre Heimath gehabt. Die Mittelpunkte dieses theologischen Lebens waren Salamanca und Alcala, jenes der Pflege der Dogmatik und Ethik, dieses dem Betriebe biblischer Exegese besonders zugewendet. Um Alcalas Leistungsfähigkeit war Ximenez noch persönlich bemüht: Pedro Ciruelo ist von ihm noch dahin gesetzt worden Aus dieser Schule gingen Arias Montano, der große Bibelkenner Salmeron, Sanchez hervor. Die eigentlichen Führer der Dogmatik aber hatte Salamanca aufzuweisen. Francisco Vitoria war dort der Urheber der neuen Schule, dem bald wetteifernd Tomas de Villanueva der hervorragende Prediger, und Alfonso Virues zur Seite traten.*)

Die Bedeutung dieser neuen Dogmatik läßt sich mit einem Worte bezeichnen. Von dem auflösenden und zersetzenden Nominalismus kehrten diese Theologen sich völlig ab und suchten auf Augustinus religiöse Anschauungen zurückzugehen und in den Fußtapfen des großen Lehrers der mittelalterlichen Kirche, des Thomas von Aquino, zu wandeln. Eine Wiederbelebung des Thomismus trat ein, bei welcher ganz besonders die eigentlich religiösen Momente dieser Richtung hervorgehoben und zur Wirkung gebracht wurden. In Salamanca mußte bald ein jeder eidlich geloben, der augustinischen Lehre in der Auffassung und Gestaltung des Thomas von Aquino zu folgen. Die unsaubern Schnörkel, die unschönen Zuthaten des späteren Mittelalters

*) Kurze biographische und bibliographische Notizen über alle hier nur genannten Gelehrten finden sich in Nic. Antonio Bibliotheca Hispana Nova. Ueber diejenigen, welche dem Dominicanerorden angehörten, wird es sich lohnen auch zu vergleichen Quétif et Echard Scriptores ordinis praedicatorum II. 1721. de la Fuente giebt im 3. Bande eine vielleicht doch etwas zu enthusiastisch gehaltene Schilderung von der Thätigkeit der spanischen Theologen im 16. Jahrhundert.

schnitt man weg: reiner, würdiger, inhaltreicher wurde die thomistische Dogmatik in wahrhaft religiösem Geiste entfaltet. Gewiß, den Schritt, den der deutsche Protestantismus über Thomas und Augustinus und die anderen Autoritäten hinaus that, mitzumachen, kam den Spaniern nicht in den Sinn, — später haben sie ausdrücklich derartiges abgelehnt und in mannichfaltiger Polemik die protestantischen Glaubenssätze bestritten. Nichtsdestoweniger wird eine jede historische Betrachtung dieser Dinge, welche nicht von vornherein die protestantische Ansicht als eine gegebene unveränderliche und unfehlbare Basis ihres Urtheiles acceptirt, nicht allein die relative Berechtigung des von den Spaniern behaupteten Standpunktes anerkennen, sondern auch das weitere Zugeständniß zu machen nicht umhin können, daß sie innerhalb des Ideenkreises der überlieferten Kirche des Mittelalters die Dogmen dieser Kirche consequent und logisch zu einem Systeme entwickelt haben. Auf dem Concile von Trident hatte sich die innere Bedeutung der spanischen Schule zu erproben: aus ihr hat der moderne Katholicismus damals seine Dogmatik empfangen.

Zu den Füßen Vitorias und Villanuevas saßen, auf ihren Schultern standen die drei großen katholischen Dogmatiker des 16. Jahrhunderts, die maßgebenden Lehrer der allgemeinen Kirche. Domingo Soto, einst ein Schüler in Salamanca, dann Lehrer in Alcala, zuletzt wieder Professor in Salamanca, hat endgültig die nominalistischen Theorien vertrieben und dem Thomismus die bleibende Herrschaft gewonnen; er ist es, der das Fundamentaldogma über die Rechtfertigungslehre für die Katholiken in Trident formulirt und begründet und nachher in reicher Polemik gegen katholische und protestantische Schriftsteller erhärtet hat. Von ihm hieß es in der späteren spanischen Schultheologie qui scit Sotum, scit totum — alle Theologie sollte seine Weisheit umschlossen haben.*) Neben ihm arbeitete in Trident Bartolome Carranza einer der feinsten Dialektiker, dessen „Inbegriff der Kirchenlehre" und „Katechismus" die Synode zu lauten Beifallsbezeigungen hinriß, was freilich nachher ihn, den Primas der spanischen Kirche, nicht vor Verdächtigungen und Verfolgungen der Inquisition geschützt hat.**) Der dritte dieser Führer und Bahnweiser ist der

*) So berichtet wenigstens de la Fuente 3, 182. Bekannt ist es, daß unter den Scholastikern derselbe Spruch von Scotus ausgesagt wurde.

**) Besonders wegen der späteren Schicksale ist Carranza eine zu biographischer

berühmte Melchor Cano, der ein abschließendes und harmonisches System der Theologie in seinen loci theologici geschaffen. Auf die Autorität der Bibel, der Tradition und Lehre der allgemeinen Synoden und andererseits auf die allgemeine menschliche Vernunft baute er die katholische Glaubens- und Sittenlehre auf; Methode und Principien der protestantischen Theologie griff er mit scharfen Waffen an: eine rationelle Apologie der katholischen Kirchenlehre dürfte ihm, so weit sie möglich ist, nicht übel gelungen sein.

Neben diesen berufsmäßigen Lehrern der Theologie nennen wir noch einen andern Mann, der Lehre und kirchlich-politische Praxis in sehr eigenthümlicher Weise mit einander verbunden, Pedro de Soto, längere Zeit Beichtvater Karls V. Er hatte einen gewaltigen Einfluß auf die Ereignisse seiner Zeit; der eigentliche geistige Vater des Protestantenkrieges von 1546, war er nachher katholischer Apostel an der neuen Universität in Dillingen und wiederum etwas später bekämpfte er die Festsetzung des Protestantismus in Oxford; einer der eifrigsten und geistreichsten Streittheologen des restaurirten Katholicismus, zuletzt noch auf dem Concile 1562 unermüdlich thätig, der vollkommenste Typus der specifisch spanischen Theologenschule.

Und wohin man auch den Blick wenden mag, in allen Gebieten theologischer Literatur trifft man auf Schriftsteller von Bedeutung. Auch heute noch genießen die kirchenrechtlichen Arbeiten von Pedro Guerrero, Diego Covarrubias und Antonio Agustin Achtung und Ansehen. Auch heute noch erfreuet und belebt sich der religiöse Sinn gern an den Schriften und Dichtungen jenes Luis de Leon, der mit demüthigem Glauben starke Begeisterung vereinigte und in reinen, klassischen Formen die Gefühle christlicher Seelen zu gefälligem Ausdruck gebracht hat.*) Reich war das damalige Spanien

Behandlung anreizende Figur. Material über ihn hat die Coleccion de documentos ineditos V. und Heine (Döllinger) Documente zur Geschichte Karls V. Philipps II. und ihrer Zeit (1862) gebracht. Die spanische Zeitschrift El Iris hat 1841 Estudios historicos sobre Don fray Bartólome de Carranza aus der Feder von Bermudes de Castro veröffentlicht, eine interessante nud lehrreiche Studie. Die deutsche Arbeit von Laugwitz 1870 ist unbedeutend und ungenügend.

*) Ueber ihn vgl. Ticknor History of Spanish Literature (Corrected and enlarged edition 1863) II, 75—89. Eine sehr vortreffliche Monographie besitzt unsere deutsche Literatur, Wilkens Fray Luis de Leon. 1866 (vgl. Hist. Zeitschrift 20, 444). Einzelne Ungenauigkeiten und Flüchtigkeiten hat Reusch (Luis de Leon und die spanische Inquisition 1873) aufgedeckt und verbessert.

auch an Rednern und Predigern, die in erbaulicher Praxis des kirchlichen Lebens die Menge mit sich fortbewegt oder durch glühende Mystik zu Gottesliebe und religiösen Gefühlen die Menschen erregt haben. Ihren Reigen führt Juan de Avila, des Soto Schüler, mit seiner volksmäßigen Mystik; nach ihm Luis de Granada, der berühmteste Kanzelredner seiner Zeit, der zur Askese seine Hörer und Leser getrieben, Juan de la Cruz, Juan de Dios, Pedro de Alcantara. Und bei allen diesen Schriftstellern, den großen und kleinen Lichtern am literarischen Himmel ihrer Nation, hat auch eine liebliche Jungfrau ihr Plätzchen zu finden, — die heilige Teresa, die man später zur Schutzpatronin von Spanien erklärt hat: eine helle, anmuthige Erscheinung untadelhaftester Reinheit und Jungfräulichkeit, voll phantastischer, mystischer Gefühlserhebung und Gebetsschwärmerei: ihre Dichtungen und ihre Briefe stehen in der ersten Reihe der religiösen Poesien aller Jahrhunderte und aller Confessionen.*)

Was diese ganze kirchliche Literatur Spaniens jener Zeit in hervorragender Weise charakterisirt, das ist das wahre, echte, unverfälschte und ursprüngliche Gefühl der Religiösität, das sie allenthalben durchweht. Man fühlt es aus den dogmatischen Erörterungen, aus den dichterischen Ergüssen überall heraus: jene Schriftsteller glauben nicht nur, was sie sagen, sie sind auch bis in den innersten Kern ihres Geistes von der Wahrheit ihrer Lehre, von der Göttlichkeit ihrer Kirche erfüllt und durchdrungen: sie reden ihre innerste Ueberzeugung und Gefühle. Selbst derjenige, der seiner eigenen Gesinnung nach jenem ganzen Ideenkreise durchaus fern und fremd gegenübersteht, muß sich gefesselt und erquickt und erbaut fühlen von dem Gehalte und dem Reichthum der spanischen Schriftwelt jener Periode.

Und als ob das ganze Mittelalter jetzt noch einmal wiederkehren sollte, so entfaltete sich noch einmal die mittelalterliche Askese zu neuer Blüthe. Die alten Mönchsorden mit ihrer Praxis von Bußübungen und Kasteiungen, von Armenpflege und Krankenheilung wachten wieder auf; religiöse Erweckungen einzelner Mönche fanden wieder statt; Ekstasen und Gebetsversenkungen kamen wieder vor, die alles Dagewesene

*) Ueber Teresa genügt es aus einer umfangreicheren Litteratur herauszuheben die Abhandlung von Wilkens „Zur Geschichte der spanischen Mystik. Teresa de Jesus" in Hilgenfeld's Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie 1862 (V. 113—180).

zu überbieten bestrebt waren: Peinigung des eigenen Leibes, raffinirte Qualen und Entbehrungen, allerlei Seltsames und Abenteuerliches wurde getrieben: der religiöse Eifer kannte hierin bald keine Grenzen, — und mit Ehrfurcht und Andacht schaute das Volk auf diese oft wunderlichen Heiligen hin. Kurz, in jeder Beziehung, in jeder Richtung hat im 16. Jahrhundert das Kirchenthum des Mittelalters in Spanien eine zweite Blütheperiode erlebt.

Die Fundamente zu allem, was wir geschildert, waren in der Regierung der katholischen Könige gelegt: Ximenez hatte seine Sorge ihnen gewidmet. Darnach im 16. Jahrhundert entwickelte und entfaltete sich diese Pflanzung zu üppigem Wachsthum und nahm den Boden Spaniens so gut wie vollständig für sich in Beschlag. Es kam dazu, daß die Regierung der Habsburger fortfuhr, ihre schützende Hand darüber zu halten. Karl V. und Philipp II. brachten innere und äußere Politik damit in Einklang: die ganze spanische Geschichte jenes Jahrhunderts hat ihren Inhalt, ihre Seele, die Motive ihrer Action aus dieser Reformation der Kirche geschöpft.

Und dies ist geschehen in einer Zeit, in welcher die obersten Spitzen der allgemeinen Kirche von kirchlichen Gefühlen fast ganz entblößt waren und weltlichen Interessen und Aufgaben lebten. Es ist geschehen in einer Zeit, in welcher der sächsische Augustinermönch aus der Tiefe seines religiösen Gefühls das Institut der mittelalterlichen Kirche in seinen Lebenswurzeln zu bedrohen und zu vernichten die Kühnheit gehabt. Und damit war nun für diejenigen, welchen die Herstellung der Kirche Lebensberuf sein sollte, eine doppelte Aufgabe gestellt: es galt, die Segnungen der Kirchenreformation von Spanien nach Italien ins Centrum der Kirche hinüber zu tragen; und es galt gleichzeitig, das neue Princip der deutschen Bewegung zu überwinden oder doch wenigstens den Versuch zu machen, ob es sich mit den Mitteln der mittelalterlichen Kirche noch einmal überwinden lasse. Das erste ist gelungen: durch die Einwirkungen von Spanien her ist die Kirche in Italien wieder aufgerichtet und das Papstthum restaurirt worden. Daß das zweite mißlungen, daß die deutsche Geistesthat als eine unüberwindliche Macht sich erwiesen, das enthält den Fortschritt der Weltgeschichte vom Mittelalter zur Neuzeit.

Die Restauration der katholischen Kirche und die Gegenreformation

des 16. Jahrhunderts sind Wirkungen jener Bewegung, die wir die „spanische Reformation" hier genannt haben. Denn das war die Meinung der spanischen Kirchenführer nicht, die innere Aufrichtung und innere Erneuerung kirchlichen Geistes, wie sie in Spanien durchgeführt war, auf Spanien zu beschränken: ihre Absicht zielte darauf hin, die Gesammtkirche zu reformiren, in der Weise und nach dem Verfahren, wie es in Spanien geglückt war.

Es waren zunächst die außerspanischen Dominicaner, welche mit den Spaniern in Verbindung traten. Zwischen Spanien und Italien gab es lebhaften Verkehr hervorragender Persönlichkeiten. Im Anfange des 16. Jahrhunderts waren die beiden Italiener in Spanien, von welchen die religiöse Strömung in Italien ihren Ursprung genommen: Contarini und Caraffa. Ganz unfraglich hat der letztere in Spanien die entscheidenden Anregungen erhalten.*) Er brachte mehrere Jahre in Spanien zu und schloß mit den Leitern der spanischen Kirche enge Freundschaft, eine tief aufgeregte und mächtig aufregende Natur, ein heißer, leidenschaftlicher Charakter, dem es gegeben war, die Volksmassen zu begeistern und in Fluß zu bringen. Lange Zeit ging Caraffa zusammen mit den milden und humanen Freunden, wie Contarini, die alle von religiösen Impulsen belebt waren. Später aber kam seine eigenste Art zum Durchbruch: da folgte er dem spanischen Vorbild. Er wurde Stifter eines neuen Ordens, der sich die religiöse Wiedergeburt Italiens zur Aufgabe machte. Er übertrug die spanische Inquisition auf den Boden Italiens, — in jedem Augenblicke voll Eifer die Kirche Italiens von der heidnischen Philosophie des Humanismus und den ersten Ansätzen protestantischer Ketzerei zu reinigen. Alles in Allem eine merkwürdige Erscheinung, — als italischer Patriot ein entschiedener Gegner spanischen Regimentes in und über Italien, immer zu politischen Intriguen gegen die Regierung Karls V. bereit, und dennoch in den kirchlichen Dingen ein Nachahmer und Anhänger spanischer Kirchenpolitik, ein Beförderer und Helfer der durch Spanien gewirkten kirchlichen Bewegung in Italien! Durchgreifend wurde Caraffas Einfluß erst im 6. Jahrzehnt des Jahrhunderts: als Papst Paul IV., im höchsten Greisenalter voll jugendlichen Feuers und Eifers, hat er die

*) Ueber seine Biographen vgl. Ranke die römischen Päpste Anhang S. 75 Dem Werke von Bromato Storia di Paolo IV. 1748 habe ich manche der hier berührten Details entlehnt.

Keime der kirchenreformatorischen Bewegung, die schon gelegt waren, zu entwickeln und zur Blüthe zu treiben gewußt.

In der obersten Spitze der Gesammtregierung der Kirche war die spanische Tendenz schon früher zur Geltung gekommen. Nach dem Tode des humanistischen Papstes Leo X., der den religiösen Empfindungen und Ideen ebenso fremd wie von kirchlichen Interessen unberührt gewesen, hatte man einen der Führer der spanischen Kirche auf Petri Stuhl erhoben, Adrian VI. Früher niederländischer Professor, Erzieher Karls V., war er als Stellvertreter seines Fürsten nach Spanien gekommen; in den politischen Angelegenheiten der Halbinsel erntete er bekanntlich durch sein Thun weder Lob noch Anerkennung: schwach und taktlos und unpraktisch bewies er sich zu wiederholten Malen. Aber wenn seine geistige Richtung sich schon früher der in Spanien geltenden Theologie verwandt gezeigt hatte, so knüpfte er in Spanien das engste Band mit der spanischen Geistlichkeit. Er trat an die Spitze der Inquisition, er wurde spanischer Bischof: er stellte sich in den Dienst jener spanischen Tendenzen. Dort war auch Caraffa sein Freund geworden: ihre Gesichtspunkte waren übereinstimmende. Nachdem die Spanier ihn zum Papste gemacht, war es sein Gedanke, für das Ganze der Kirche das zu werden', was Ximenez für Spanien gewesen.*)

Es ist bekannt, von welchem Geiste sein kurzes Pontifikat erfüllt war. Die Reformation der Kirche, ihre Herstellung zu alter Reinheit und altem Glanze wurde von der Curie herab in Angriff genommen. Schon mehrfach hatten einzelne Stimmen der höheren Geistlichkeit die Nothwendigkeit derselben erklärt, Reformen gefordert: Caraffa und nicht minder energisch Aleander, der nachher von sich ausgesagt, daß er schon 1516 dem Papste den Abfall der Deutschen prophezeit habe, falls alle Reformmaßregeln abgelehnt würden. Daß es Papst Adrian Ernst mit dergleichen war, zeigte er in der Wahl seiner Rathgeber; den spanischen Freunden ertheilte er den Auftrag, Vorschläge zur Reform der Kirche auszuarbeiten. Und er hatte keine Scheu ganz offen über seine Absichten sich auszusprechen: selbst dem deutschen Reichstage wurde zugegeben, daß die Kirche an schweren Schäden und

*) Vgl. Burmann Analecta historica de Hadriano sexto 1727. Reusens Syntagma doctrinae theologicae Adriani VI 1862. Gachard Correspondance de Charles V. et d'Adrien VI. 1859.

Gebrechen leide und einer Reformation bedürftig sei. Es ist nicht abzusehen, welchen Gang die Geschichte genommen, wenn es Adrian möglich gewesen wäre seine Pläne zur Ausführung zu bringen. Er starb vorher. Und Clemens VII., sein Nachfolger, war der Geistesverwandte Leo's X.: von der Reform verstummte in Rom wieder Alles, bis es zu spät geworden.

Erst geraume Zeit nachher glückte es der Politik Karls V. auf Petri Stuhl wieder fromme, kirchliche, strenge Päpste zu erheben. Reformatorische Päpste hat es erst dann wieder gegeben, als sich die Aufgabe der Kirchenreformation schon in die der Gegenreformation umgesetzt hatte. Aber auch in dieser späteren Zeit ist es die spanische Macht und die spanische Kirche, welche allen ihren Einfluß für die Erneuerung und Restauration des Katholicismus in Rom aufgeboten haben.

Das Concil in Trident war der Schauplatz, auf dem diese Tendenzen sich entfaltet und für die allgemeine Kirche Großes geleistet: was von der mittelalterlichen Christenheit noch für diese mittelalterliche Weise zu retten war, das wurde dort, unter dem wesentlichen Einflusse spanischen Geistes, zusammengefaßt und wieder in Ordnung gebracht. Alle Welt weiß, welche Bedeutung für die Forterxistenz der katholischen Kirche das Tridentinum gehabt hat.

Den Gegensatz dessen, was man auf dieser Seite unter Reformation der Kirche verstand, zu dem, was in Deutschland damals im Gange war, hatte man schon früh in Spanien herausgefühlt und sich zum Bewußtsein gebracht. Mochten die Deutschen sich mit der Hoffnung schmeicheln, der habsburgische Karl, den sie aus Spanien sich zum Kaiser geholt hatten, werde auf die deutschen Bestrebungen eingehen, mochten auch wirklich Einzelne aus Karls Umgebung den Versuch gemeinsamer Action von Spaniern und Deutschen für die Kirchenreformation in ernste Erwägung ziehen, — in Spanien hatte man den ketzerischen Zug in der deutschen Bewegung fast instinktmäßig gewittert, und Vernichtung dieser Ketzerei durch den spanischen Herrscher war schon früh der Schlachtruf, mit dem die Spanier auf ihren König einstürmten. Dazu hatte Adrian noch aus Spanien seinen königlichen Zögling ermahnt; zur Unterdrückung Luthers und der Lutherischen forderte er als Papst ihn auf, gleichzeitig mit seinem Vorsatze selbst die Kirche zu reformiren.

Und das charakterisirt grade für eine universalhistorische Betrachtung die Tendenz des damaligen Spaniens. Die Erneuerung der Kirche aus sich heraus, nach erprobtem mittelalterlichem Muster, und damit die Niederwerfung und Vertilgung der deutschen „Ketzerei" (nur als solche faßte man die Lutherische Thätigkeit auf): das sind zwei Gedanken, die aufs engste mit einander sich verknüpfen, zwei Aeußerungen desselben Principes, zwei Seiten derselben Erscheinung — eigentlich nur ein einziger Gedanke. Wie der Erzbischof Fonseca von Toledo einmal sagt*) „die Bemühung soll darauf sich richten, die falschen Dogmen der Gegner und die verderbten Sitten der Unsrigen zugleich zu treffen." Und in dem Lichte eines Kirchenreformators erscheint den Spaniern ihr jugendlicher Fürst, der beiden Aufgaben seine Arbeit gewidmet. Sehr bemerkenswerth ist es,**) wie Alfonso de Valdes 1527 und 1528 das Programm des Kaisers entwickelt, seine Verpflichtung und seinen Entschluß nach der schmachvollen Züchtigung des ungeistlichen Papstthumes in der Plünderung Roms durch kaiserliche Schaaren, jetzt der Reinigung und Erhebung der kirchlichen Zustände sich zu widmen. Es ist bekannt, in wie hohem Grade Karls V. Regierung diesen Tendenzen Vorschub geleistet hat.

Nach und nach erfüllten sich die höheren Kreise Italiens mit verwandten Gesinnungen und Bestrebungen. Um das Jahr 1540 war man soweit gekommen, daß eine Anzahl von Dienern und Werkzeugen auch in der italienischen Kirche und Geistlichkeit vorhanden war, welche dem Versuche, die kirchliche Ordnung herzustellen, die Hand reichten. Und damals fanden sich nun auch neue Genossen und Helfer für diese Arbeit. Damals stiftete der Spanier Loyola die Gesellschaft Jesu zur Vollendung der Kirchenrestauration und zur Unterwerfung der Protestanten.

Die Jünger Loyolas sind die eigentlichen Werkzeuge, mit denen die neu aufgebaute mittelalterliche Kirche ihre Widersacher zu zerschmet-

*) Bei Helfferich in dem oben schon citirten Aufsatze, p. 599 ita negotium temperare licebit ut et adversariorum falsa dogmata et nostrornm corrupti mores gemino industriae fructu taxentur.

**) Dialogo en que particularmente se tratan las cosas acaezidas en Roma 1527 und Dialogo de Mercurio i Caron 1528. Vgl. darüber den neueren Herausgeber Usoz y Rio, Böhmer in den Cenni biografici p. 486 ff. und E. Stern Alfonso et Juan de Valdes (Strassbourg 1869. Vgl. Hist. Zeitschrift 24, 159).

tern gedachte. Loyola selbst ist das Kind der spanischen Reformation — eine der interessantesten und originellsten Figuren aus dem so figurenreichen und farbenbelebten Gemälde der Reformationszeit. Von ihm versuchen wir noch ein Bild an dieser Stelle zu skizziren.*)

Inigo Lopez Recalde de Loyola war ein baskischer Edelmann aus Guiposcoa, im Jahre 1491 geboren. Wie die meisten seiner Standesgenossen diente er im Heere, ein tapferer für König und Vaterland begeisterter Offizier, seinem Berufe mit enthusiastischer Schwärmerei ergeben. Eine heißblütige, stürmische Natur, lag er dem Waffenspiele und dem Frauendienste in vollendeter Ritterlichkeit ob; früh hatte sich auch eine dichterische Ader in ihm geregt, dabei aber war er von Jugend auf kirchlich, ja in spanischer Weise eifrig.

Aeußerlich zeigt sein Bild eine durchaus prosaische Gestalt, eine ganz gewöhnliche Physiognomie, mit stark hervortretenden Backenknochen, tiefliegenden, stechenden Augen, eine Erscheinung, die uns unheimlich ansieht. Aber in diesem wenig ausgezeichneten Aeußeren waltete eine lebendige Phantasie, ein energischer Geist, ein unruhiger Ehrgeiz, ja der feste Wille, etwas in der Welt zu bedeuten und eine mehr wie gewöhnliche Rolle zu spielen. Natürlich wiesen seine Zukunftsträume ihn auf die kriegerische Sphäre hin. Da aber hatte er 1521 im 30. Jahre seines Lebens bei der Belagerung von Pampeluna das Unglück, schwer verwundet zu werden, sodaß er zum Kriege untüchtig wurde: sein Leben schwebte selbst lange in Gefahr. Jetzt, als seine Laufbahn ihm völlig abgeschnitten war, gerieth er in die größte Entmuthigung und Verzweiflung; auf seinem Krankenlager fiel er in ein Traumleben voll ritterlicher Reminiscenzen. Nach und nach wurde er aber auch von geistlichen Gedanken und Ideen angehaucht. Seine

*) Die kurze Kritik von Ribadeneira, Maffei und Orlandinus, welche Ranke Päpste (Anhang p. 160—163) gegeben hat, gehört zu seinen instruktivsten Bemerkungen. Bekanntlich ist seine eigene Charakteristik Loyolas (I. 179 ff.) eines seiner unvergleichlichen Meisterstücke. Damit soll hier nicht rivalisirt werden: es genügte die Haupt- und Grundlinien, die für unsere Auffassung entscheidenden, ganz kurz zu bezeichnen. Das Material steht nahezu vollständig in den Acta Sanctorum Juli VII. 409—853. Aus der übermäßig großen und stets noch anschwellenden Literatur über die Jesuiten wird es überflüssig sein weitere Citate zu machen. Von allen mir bekannt gewordenen Büchern gebe ich dem von Huber Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doctrin, Wirksamkeit und Geschichte, 1873 den Vorzug, wegen der gemäßigten, objectiven, zwischen Lob und Tadel parteilos abwägenden, echt historischen Art und Weise des Urtheiles.

Lectüre übte gewaltigen Einfluß auf seine Seelenstimmung; ihm fielen die asketisch-mystischen Schriften über die Thaten der Heiligen Gottes in die Hand, und er las und las immer wieder das Leben des heiligen Domingo und des heiligen Franciscus: er beschloß, sobald er erst wieder genesen sei, jenen Säulen der Kirche, jenen Streitern Gottes nacheifernd mit voller Hingebung sich dem Dienste Christi zu weihen.

Er kehrte nicht zu seinem früheren Leben zurück, er zog sich ganz aus der Welt weg. Er wallfahrtete nach Monserrat als Ritter Gottes und der Jungfrau Maria: ein Kreuzzug nach Jerusalem wurde seiner Gedanken Ziel. Es befriedigte ihn Alles noch nicht: noch hatte seine Seele nicht Ruhe gefunden. Er ging in eine Einöde bei Manresa und führte dort in der Zelle eines Dominicanermönches ein Büßerdasein voll Entbehrungen und Kasteiungen, voll geistlicher Prüfungen und Betrachtungen. Tage, Wochen lang hing er unausgesetzt seinen Gedanken und Gefühlen nach; auf einen Punkt concentrirte er alle geistigen und seelischen Kräfte: seine Sündenlast lagerte mit erdrückender Wucht auf ihm: sein ganzes Sein vertiefte sich in sich selbst: endlich, nach langen innerlichen Kämpfen und Arbeiten rang sich aus der Tiefe seiner Seele das Gefühl empor — wie eine plötzliche Erleuchtung, wie direct von Gott durchzuckte es ihn —, daß er nun in Wahrheit ein Jünger des Herrn geworden sei. Und zugleich wurde der Entschluß in ihm fest, daß er von Stunde an dem Dienste Gottes in einer noch nicht dagewesenen Weise sich zu weihen habe! Ein Denkmal dieser Entwickelung liegt in seinem Buche, den geistlichen Exercitien, uns vor.

Und wie hätte es da nicht das Erste sein müssen, nach Jerusalem zu pilgern? dort an der durch die Tradition des Mittelalters geheiligten Stätte die Werke der vollkommensten Hingebung an Gott zu verrichten? 1523 wallfahrtete er nach Jerusalem; man ließ ihn nicht zu: abgewiesen, kehrte er nach Spanien zurück. Nun studirte er erst Theologie, in Barcellona, Alcala, Salamanca. Es ging ihm wiederum nicht, wie er erwartet hatte: seine eigenen Vorträge waren nicht recht faßbar, sie erschienen wunderlich und überspannt, und sogar in Gefahr haben sie ihn gebracht.

Von solchen außerordentlichen Geisteshelden, solchen genialen Naturen, von solchen unregelmäßigen Heilsentwickelungen wollte die Inquisition nichts wissen; es erschien ihr als Anfang der Ketzerei. Das

heilige Amt zog auch Loyola zur Verantwortung. Es gelang ihm, den Verdacht abzuweisen, sich vor den Richtern zu rechtfertigen; aber schon durch die Procedur haftete ihm in Spanien ein Makel an, und sicher war wenig Aussicht, daß er in Spanien die gewünschte Beachtung finde. So ging er Februar 1528 nach Paris zu weiteren theologischen, besonders dogmatischen Studien. Schnell arbeitete er sich in die theologische Dialektik ein, bald fühlte er sich auf diesem Gebiete sicher.

In Paris gewann er sich Anhänger, Faber aus Savoyen, Xavier aus Navarra, wenig später drei junge feurige Spanier, Lainez, Salmeron, Bobadilla. Hier wurde er sich klar, was er zu thun habe. Am 15. August 1534 schwuren die sechs jungen Leute den Bund, in völliger Armuth, in reiner Keuschheit zu leben, alle ihre Kräfte in Jerusalem an die Pflege der Christen und an die Bekehrung der Mohamedaner zu setzen, oder, wenn das nicht ausführbar sein sollte, dann nach Anweisung des Papstes in unbedingtem Gehorsam für das Ganze der Christenheit zu schaffen, dort, wo der heilige Vater es befehle. Dem Dienste der Kirche hatten sich damit diese Zöglinge des spanischen Kirchengeistes geweiht: zunächst hatten sie noch an eine Wiederholung der Kreuzzüge gedacht, dann aber hatten sie auch in Europa wirken zu können gemeint. Wenn diese letztere Seite der Alternative praktisch wurde, so lag auf der Hand, daß zuerst Italien angegriffen werden mußte.

In Italien waren damals schon manche Männer am Werke, die Kirche zu reformiren: Contarini, der humanistisch gebildete feine Gelehrte mit seinen Genossen und Freunden: Caraffa, der eifrige Zelot, mit dem ganzen Fanatismus spanischer Kirchlichkeit ausgestattet und von Spanien schon vielfach unterstützt. Im Januar 1537 kam Loyola mit den Seinen nach Venedig; er brachte gute Empfehlungen an die spanische Gesandtschaft mit; durch sie wollte er sich bei den führenden Geistern, Contarini uud Caraffa, Unterstützung suchen; und ganz besonders auf Caraffas Freundschaft kam es für seine Zwecke ihm an. Eine neue Enttäuschung! Caraffa hielt ihn für einen unzuverlässigen Schwindler, mit dem er sich nicht auf nähere Beziehungen einließ. Dagegen war Contarini bald von Loyolas Persönlichkeit bezaubert; er gab sich diesem Eindrucke hin und wurde Loyolas Protector und Helfer.

Der Zug nach Jerusalem blieb unmöglich. Da begannen jene Männer in Oberitalien ihre Arbeit. Sie predigten auf den Straßen in ungewohnter Weise, mitten im Lärm und Getümmel des Verkehres, — durchaus frei von schulmäßigen Formen, ohne alle dogmatischen Prätensionen, mit hinreißendem, unaufhaltsam sich ergießendem Strome begeisterter Ueberzeugung. Die Wirkung aufs Volk war sofort eine gewaltige.

Im October 1538 machte sich Loyola nach Rom auf. Durch einen der dortigen spanischen Gesandtschaft attachirten Juristen, Ortiz, trat er in Berührung zu den höheren kirchlichen Kreisen: persönlich beim Papste empfahl ihn Contarini. Auch hier war noch mächtiger Widerstand zu besiegen, aber jetzt drang er durch; und am 27. September 1540 genehmigte Paul III. die Stiftung des neuen Ordens der Jesuiten, der societas Jesu.

Und nun verdient es alle Beachtung, wie überaus praktisch dieser Schwärmer verfahren ist! Niemals ist ein Orden so vortrefflich disciplinirt gewesen, als dieser der Jesuiten.

Eine seltsame Parallele bietet sich hier dar. Einst hatte in Egypten ein gewesener Officier Pachomius zu der Stiftung des Klosterwesens aus seinem früheren Leben die Begriffe militärischer Zucht und Disciplin in den geistlichen Stand mit hinübergebracht, und gerade vermöge dieser militärischen Gewohnheiten die einzelnen Anachoreten zu Gruppen zusammengebracht. Jetzt ist es wiederum ein Officier, der das Volk der neuen geistlichen Streiter zu discipliniren versteht.

In der Leitung des neuen Ordens durch Loyola wird man die geübte Hand des erfahrenen militärischen Führers nicht verkennen. Vollständigster Gehorsam, ja Gehorsam bis zur Verleugnung jedes eigenen Gedankens war die erste, die allenthalben durchgreifende Regel in diesem Orden. Sonst blieben alle mönchischen Aeußerlichkeiten und Formen gleichgültig: soviel als eben möglich war, wurde davon abgelegt.

Das Ziel des Ordens war, die Geister der Menschen für die alte, jetzt aufs neue reformirte Kirche des Mittelalters zu gewinnen, sie bei derselben festzuhalten und jeden Einzelnen im Glauben dieser katholischen Kirche zu stärken. Die Mittel, die der Orden dazu verwendete, waren Predigt, Beichtstuhl, in erster Linie der Unterricht der Jugend: die Seelen der heranwachsenden Generationen zu erfassen und zu be-

herrschen erschien ihrem Ehrgeize als das Wichtigste, das für die Zukunft der Menschheit Entscheidende. Und bei Allem, was sie vornahmen, waren die Loyoliten Meister der Praxis. Um das Wesentliche sich zu sichern, gaben sie gern Aeußerliches auf: die Thatsache der Herrschaft genügte ihnen, den Schein derselben konnten sie preisgeben.

Loyola hatte selbst zu den Einrichtungen und der Wirksamkeit des Ordens den Grundstein noch gelegt. Sein Genosse, der Nachfolger an der Spitze des Ordens, Lainez, hat in seinem Geiste weiter gearbeitet und dem Gedanken des Gründers noch weitere Entwickelung und Ausgestaltung gegeben. Und wenn in den Formen des Ordens durch die späteren Generale Einzelnes auch geändert worden ist, seinen Charakter hatte der Orden Jesu schon von Loyola und Lainez empfangen: sie hatten ihn fähig gemacht auf die Geschichte Europas seit der Mitte des 16. Jahrhunderts einen ganz ungeheueren Einfluß zu üben.

Wir haben gesehen, aus der religiösen Begeisterung eines Spaniers war diese Compagnie geistlicher Streiter entsprungen: der Glaubenseifer und die Glaubensenergie eines wahrhaft religiös gesinnten und religiös erregten Mannes hatte sie in's Leben gerufen. Nachdem in Spanien die mittelalterliche Kirchlichkeit gleichsam auferstanden und aus dunkler Nacht an den Tag wieder hervorgebracht war, mußte wie von selbst die Absicht erwachen, die Segnungen dieser kirchlichen Wiedergeburt auf das übrige Europa zu erstrecken; und da ein großer Theil der damaligen Welt überhaupt dem Kirchenthume des Mittelalters den Rücken gewendet, so erwuchs gerade den begeisterten Jüngern der neu belebten mittelalterlichen Kirche die Aufgabe, ja die Pflicht, die abgewendeten Geister zu der allgemeinen Kirche wieder zurückzuwenden. Der Jesuitenorden ist gegründet zur Erfüllung dieser Pflicht, — er ist der unermüdliche, ausdauernde, consequente Vorkämpfer der restaurirten Kirche und des restaurirten Papstthumes. Ohne jedes selbstische Interesse, aus religiöser Begeisterung und aus dem Gefühle sittlicher Verpflichtung handelte Loyola, als er den Orden gründete: in vollständiger Aufopferung ihrer Persönlichkeit, ohne Nebenabsichten und egoistische Zwecke widmeten seine Jünger sich dieser Aufgabe, wie ihr Meister sie ihnen gestellt.

Die religiösen und sittlichen Motive des Ordens waren von Anfang an begleitet und verbunden mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit und Gewandtheit in der Praxis ihres Auftretens. Einseitig

und ungerecht würde es sein bei der Schilderung der Jesuiten nur die praktische Virtuosität zu betonen. Das gerade bildet ihren Charakter, daß sie religiöse Schwärmerei mit nüchternem Verstandeswesen, Begeisterung mit Berechnung vereinigt haben, in einer die Bewunderung des unparteiischen Betrachters geradezu herausfordernden Weise. Und die fast wunderbare Organisation und Disciplin des Ordens machte eine planmäßige und großangelegte Action möglich. Fast in jedem Lande der Christenheit und außerhalb auf dem Gebiete der Mission erzielten sie große Erfolge, gewannen sie und befestigten sie menschliche Seelen für die katholische Kirche, die Fortsetzung jener mittelalterlichen Weltkirche.

Die Jesuiten sind die eigentlichen Repräsentanten des modernen Katholicismus, sie, die Soldaten des päpstlichen Absolutismus, die Prediger der päpstlichen Unfehlbarkeit. Auch dieses Siegel haben schon die Stifter dem Orden aufgeprägt: Loyola und Lainez haben diese Dogmen schon gelehrt und ihrem Handeln als Richtschnur sie aufgepflanzt.

Das aber ist der Punkt, in welchem Loyola von der Tradition und der Tendenz seiner spanischen Heimath abgewichen, in welchem er den Boden der spanischen Kirchenreformation verlassen und damit eine neue geschichtliche Entwickelungsphase herbeigeführt hat.

Die innerliche Erneuerung der Kirche, wie sie unter den katholischen Königen durch Ximenez in Spanien vor sich gegangen und von dort aus dann über die anderen Länder erstreckt worden war, hatte durchaus nicht ein engeres Verhältniß zum römischen Papstthum gehabt, noch hatte sie ein solches erstrebt. Das spanische Königthum und die Spitzen der spanischen Landeskirche hatten die Reformation durchgesetzt, ohne besondere Mitwirkung Roms, ja bisweilen hatten sie nur durch einen mehr oder weniger kräftigen Druck auf das Papstthum ihren Willen behauptet. Mochten curialistische Theoretiker im 15. Jahrhundert die päpstliche Allmacht verkünden, in der Praxis bedeutete das noch nicht viel: ja die Päpste jener Zeit gefielen sich in der Rolle italienischer Landesfürsten, sie waren für die allgemeinen Angelegenheiten der Kirche weder besonders interessirt noch besonders fähig gewesen. So hatte also die kirchenreformatorische Tendenz in Spanien nichts weniger, als eine Stärkung der universalen Papstmacht im Auge; ja einer der wesentlichsten Factoren in ihr war die kräftige Betonung gerade spanischer

Bedürfnisse und Ziele gewesen, unbekümmert um die Haltung des Papstes. Und auch Karl V. und Philipp II. haben allen Ernstes Sorge getragen, von ihrer Stellung zur Landeskirche nichts zu opfern, sie vollständig und ganz der spanischen Krone zu bewahren gegen jeden Versuch päpstlicher Einmischungsgelüste. Diese spanischen Herrscher hatten bisweilen das Gefühl, daß sie besser als die Päpste die Interessen von Religion und Kirche zu schützen verständen.

Ganz anders Loyola und Lainez. Als sie zur Vertheidigung des mittelalterlichen Kirchenthumes sich erhoben, entkeideten sie sich aller nationalen Rücksichten: der universalen Kirche und vor allem dem universalen Papstthume weihten sie ihren Dienst. Als die blind und rücksichtslos ergebenen Knechte des Papstes traten sie in den Kampf ihrer Zeit ein. Die Frage weiterer Reformen im Innern der Kirche hatte für sie kein Interesse: für sie war das Centrum der Kirche die universale Gewalt des Papstes: davor stand alles Andere zurück. Es darf hier nicht übersehen werden, daß seit der Mitte des 16. Jahrhunderts der Charakter der Päpste sich auch wieder geändert, das italische Landesfürstenthum hatte nun wieder geringere Bedeutung; und Päpste, wie Marcellus II., Paul IV., Pius IV., Pius V., Gregor XIII. und Sixtus V. — wie verschieden an Geist und Gaben sie unter sich sein mögen — sie waren doch alle ganz andere Männer als ihre nächsten Vorgänger: sie waren alle mehr kirchliche Charaktere. Die Stellung Spaniens zu ihnen, die zeitweise Opposition Spaniens gegen dies Papstthum sah nun ganz anders aus als ein halbes Jahrhundert früher, — und Conflicte zwischen spanischer Kirche und Jesuiten sind auch nicht ausgeblieben.

Die Jesuiten gruben die mittelalterlichen Ideen über die Hoheit des Papstthumes alle wieder auf. Was nur die Doctrin des Thomas von Aquino und seiner Nachfolger ersonnen hatte, sie suchten ihm Leben zu verschaffen. Das unfehlbare Lehramt, der Universalepiscopat, die Weltherrschaft des Papstes: das sind die Themata jesuitischer Lehre und Predigt, die Zielpunkte jesuitischer Arbeit und Bemühung geworden.

Wer weiß nicht, welchen ungeheueren Einfluß diese jesuitischen Ideen und Praktiken auf die moderne katholische Kirche gewonnen haben? Wer sieht heute nicht, welche unheilvollen Folgen für das religiöse Leben der Menschen bis heute schon dadurch gewirkt sind? Für Alles ist der Jesuitismus verantwortlich.

In dieser einen Frage hat das Erzeugniß der spanischen Reformation, der Orden Jesu, den ursprünglichen Boden jener kirchlichen Tendenzen verlassen; er hat die ältere Richtung, aus der er selbst hervorgegangen, überholt und aus dem Felde geschlagen, — ob zum Segen der Kirche: die Frage muß die spätere Geschichte und die heutige Lage des Katholicismus unbedingt verneinen.

II.

Spanien unter den Katholischen Königen.

Die pyrenäische Halbinsel hat an dem Leben der europäischen Culturvölker im ganzen uns bekannten Verlaufe der Geschichte in sehr eigenartiger Weise Theil genommen. Abgeschieden vom übrigen Europa, gleichsam ausgeschlossen vom europäischen Geiste, bildet die Welt jenseits der Pyrenäen ein eigenthümliches Wesen für sich. Das heutige Spanien ist das Product einer ganz originalen Entwickelung.

Die Geschichte Spaniens im Mittelalter ist von dem Gegensatz der alten eingesessenen christlichen Landesbewohner gegen die eingedrungenen Araber islamitischen Bekenntnisses beherrscht. Das ganze Leben der spanischen Nation ist auf allen Gebieten durch diesen Streit erfüllt, der beides, Racenkampf und Religionskrieg, bedeutet.

Im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ergossen sich die Fluthen des arabischen Völkerstromes tief in die pyrenäische Halbinsel hinein: bis in die nördlichsten Gebirge wurden die Trümmer des gothischen Reiches zurückgeworfen; und erst von diesen äußersten Zufluchtsstätten aus begannen die Nachkommen der Gothen sich Stück für Stück von dem islamitischen Herrschaftsgebiete zurückzuerobern. Christliche Könige und christliche Kriegerschaaren rangen sieben Jahrhunderte lang mit den Mauren um den Besitz dieses herrlichen Landes: oft siegreich, oft zurückgeworfen, einmal einen mächtigen Schritt vorwärts, um dann wieder das Eroberte fahren zu lassen, jedesmal aber in erneuertem Aufschwunge vorwärts, — durch glänzende Siege und tragische Niederlagen, durch Erhebungen und Unfälle hindurch: so ist es ihnen endlich gelungen, dem Islam den größten Theil der Halbinsel wieder abzugewinnen. Aber wen will es wundern, daß ein solcher Kampf sieben=

hundertjähriger Dauer auf den Charakter und die Geschicke der spanischen Nation bleibende Eindrücke hinterlassen?

Es ist leicht zu verstehen, wie ein heißblütiges Volk, das unausgesetzt für Haus und Heerd und Glauben zu kämpfen sich gewöhnt hat, nach und nach in fanatischem Kriegseifer sich berauscht. Man hatte gelernt, Krieg und Abenteuer aufzusuchen, allein in militärischen Erfolgen die Ehre des Einzelnen zu sehen: ein Leben voll Gefahren, voll unruhiger Aufregung und romantischer Ritterlichkeit war für den Spanier allein anziehend geblieben: an bürgerlicher, ruhiger und stätiger Arbeit fand er wenig Gefallen.

Aber damit verband sich nun auch sofort eine andere Seite seines Charakters, die ebenso durch die Geschichte des spanischen Mittelalters ihre volle Ausbildung erhalten. Jener Feind, den man mit solcher Anstrengung bekämpft und schließlich niedergerungen hatte, war der Bekenner einer dem Christenthume feindlichen Religion: es konnte gar nicht ausbleiben, daß der Spanier von unbändigstem Drange beseelt wurde, des Gegners Kirche und Religion zu vernichten. Heißer Kriegsmuth und fanatischer Glaubenseifer sind die beiden Eigenschaften, welche die spanische Nation aus dem Mittelalter in die Neuzeit begleiten.

Und wie nun jener ewige Krieg des spanischen Mittelalters einmal geführt worden war, so hatte die einzelnen Spanier nicht einmal die Gemeinsamkeit ihrer Interessen wider denselben Feind zusammengehalten. Jeder mächtige Herr, jeder reiche Baron oder Graf, jede Stadt und jede Landschaft pflegte den Maurenkrieg auf eigene Hand zu führen. Was man dem Islam abgewann, bildete nicht einen Staat, sondern es entstanden eine ganze Reihe kleiner selbstherrlicher Reiche neben einander. Erst nach und nach traten einzelne dieser Länder zu Gruppen zusammen: einzelne Reiche wurden — auf welchem Wege auch immer, ist für unsere Betrachtung gleichgültig — unter demselben Regenten vereinigt, wenn auch jedes derselben die alte eigenthümliche Verfassung in voller Selbständigkeit noch behielt. Im fünfzehnten Jahrhundert gab es zuletzt fünf solcher Ländercomplexe.

Im Norden und in der Mitte der Halbinsel waren mit Castilien Leon und Gallicien und andere kleine Besitzungen unlöslich verbunden. Daneben bestand im Osten die Krone Aragon mit ihren Nebenlanden Catalonien und Valencia. Es lag auf der Hand,

daß die weitere Vereinigung von Castilien und Aragon auch sofort das staatliche Uebergewicht auf der Halbinsel und die Zukunft Spaniens entschieden haben würde; diese Vereinigung war auch schon mehrfach versucht worden, sie hatte sich aber nicht zu behaupten vermocht.

Ein Vasall von Castilien hatte sich im 12. Jahrhundert zur Unabhängigkeit emporgearbeitet: den Westen und Nordwesten der Halbinsel nahm die Krone Portugal ein, die glücklich einem jeden Versuche widerstand, in die alte Unterordnung sie zurückzuzwingen. Und ebenso war auch der äußerste Norden, Navarra, die viel begehrte Grenzscheide französischen und spanischen Verlangens, der Unterwerfung oder Vereinigung eines Nachbarreiches zuletzt immer wieder glücklich entgangen. Außerdem war noch ein mohammedanisches Reich aufrecht geblieben, Granada, der letzte Rest arabischer Herrlichkeit. Aber ihm drohte der Untergang unvermeidlich, sobald die Christen erst unter sich einig geworden und zu einem letzten energischen Aufschwunge sich aufraffen würden.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts waren freilich in Castilien wie in Aragon die staatlichen Zustände fast einer völligen Auflösung nahe.*) In den einzelnen Theilreichen war die mittelalterliche Verfassung verschieden gestaltet: als gemeinsam ihnen allen läßt sich hervorheben, daß Adel und Clerus, hier und da auch die Städte, die Rechte der alten gothischen Volks-Versammlung überkommen und zu staatsgefährlicher Bedeutung gesteigert hatten. Von seinen Ständen war der Landesfürst abhängig, in allem und jedem Acte an ihre Zustimmung und ihren guten Willen gebunden. In Castilien war die Macht der Krone fast zu einem Scheine geworden; wild und wüst tobten kleine und große Ritter durch das Land: alles Recht und aller Besitz war vor ihnen unsicher: das Recht des Stärkeren war das Gesetz des Landes. Die Beamten waren dem Adel dienstbar; alle Führerposten wurden aus seiner Mitte besetzt; eigenwillig entschieden die Adelsfactionen über Krieg und Frieden. Dauernd herrschte im Adel selbst Uneinigkeit und Parteiwesen: portugiesische, navarrische,

*) Einen übersichtlichen Ueberblick und eine im Ganzen genügende Schilderung dieser Zustände findet man bei Havemann Darstellungen aus der inneren Geschichte Spaniens während des XV. XVI. u. XVII. Jahrhunderts. 1850.

aragonische Verbindungen, Verbrüderungen der Guzman, Davalos, Pachecos und wie diese Familien hießen, durchkreuzten in buntem Spiele einander die Pfade. Kurz, die Gefahr lag nahe, daß diese Fehden die Krone von Castilien in kleine Stücke und Scherben zerschlügen und daß aus dem Ruine dieses Königreichs kleine autonome Adelsherrschaften wieder erwüchsen.

Den Höhepunkt so unseliger Verwirrung bildet die Regierung Juan II. Der Besitz der Krone wurde damals fast vollständig an Günstlinge verschleudert: wechselnde Adelshäupter waren die eigentlichen Herren im Lande. Der Sohn und Nachfolger Juans, Heinrich IV., hatte wohl die Einsicht in die Verderblichkeit der Zustände, aber er vermochte nichts zu ändern oder zu bessern. Nun wurde im Adel die Meinung verbreitet, das einzige Töchterchen, das die Königin geboren, Juana, sei ein Sprößling verbotenen Umganges, nicht ein Kind des Königs selbst; man erklärte, sie nicht als Thronerbin anzuerkennen. Die dem Könige feindliche Adelsfaction erhob einen Halbbruder des Königs zu ihrem Führer: Heinrich entthronend, wollte man unter dem Scheinkönigthum des Infanten Alfons das Land beherrschen. Als Alfons in frühem Alter gestorben, galt es dieser antiköniglichen Partei, ein neues Werkzeug, eine neue Puppe zu finden: als solche bot sich ihnen die jüngere Schwester Alfons und Heinrichs, Isabella, dar. Man wollte die Siebzehnjährige als Königin ausrufen; sie aber lieh sich nicht solchem Beginnen: „so lange ihr Bruder Heinrich lebe, sei er der König," lautete ihre Antwort an den Chef der Insurgenten, aber sie erklärte zugleich sich bereit, einen Compromiß für die Zukunft anzubahnen. Nicht Königin einer Adelsfaction oder Räuberin der brüderlichen Krone zu werden, vielmehr Thronerbin und Nachfolgerin des Bruders, von ihm selbst anerkannt und von allen Parteien im Lande gutgeheißen: darauf zielte ihr Ehrgeiz.

Es gelang ihr. In Toros de Guisando wurde das Abkommen im September 1468 besiegelt. Und wenn auch darnach wieder König Heinrich zu Gunsten seiner Tochter, die er selbst als solche stets betrachtete, die eben stipulirte Erbfolge Isabellas umzustoßen suchte, so meinten Isabella und ihre Freunde, der jungen Fürstin einen tauglichen Gemahl zum Schützer, zum Vertreter ihres Anspruches zu finden.

Es boten sich Isabella manche Bewerber an. Unter ihnen fesselten zwei vornehmlich das Auge des Politikers: der Erbe der Krone

Aragon und der portugiesische König. Wie auch Isabella sich entschied, in jedem der beiden Fälle schien das staatliche Interesse Fortschritte machen zu müssen: sei es durch Vereinigung von Castilien und Portugal, sei es durch Annexion von Aragon, jedenfalls mußten der äußern Abrundung eben so Vortheile erwachsen, als der Aufrichtung des Staatswesens im Innern.

Bei Isabella gewann bald Ferdinand, der Aragonese den Vorzug. Schon am 7. Januar 1469 wurden Deputirte beider Theile über die Sache einig. Dann galt es, trotz alles Widerspruches und aller Hindernisse, die König Heinrich gegen diese Ehe erhob, die Hochzeit zu Stande zu bringen. Prinz Ferdinand, von wenigen Getreuen begleitet, als Diener verkleidet, schlich sich heimlich ins castilische Land; am 15. October traf er seine Braut in Valladolid; treue Freunde mußten das Geld für die Hochzeitskosten herleihen; am 19. October wurde das Herrscherpaar eingesegnet, Ferdinand und Isabella, die Schöpfer und Gründer der spanischen Monarchie.

Noch einmal stellte sich dem Paare der Anspruch jener Prinzessin Juana entgegen. Nach Heinrichs Tod nahm der portugiesische König es auf sich, ihre Rechte zu vertreten. Obwohl schon wiederholt die castilischen Cortes Isabella gehuldigt, hatte sie noch einen Krieg gegen einen Theil des Landesadels und gegen Portugals Intervention zu bestehen. Mit hingebender Treue hingen Einzelne ihr an, vor allen die mächtigen Familien der Mendozas, Henriquez und Albas; auch die Städte leisteten nachdrückliche Hülfe: so wurde man des Widerstandes Herr; die Schlacht von Toro 17. März 1476 befestigte die neue Krone; und die auswärtigen Mächte erkannten darauf das Herrscherpaar an.

In Aragon waren die inneren Zustände nicht besser geordnet als in Castilien: ein Bild staatlicher Unterordnung und Auflösung bietet auch Aragon. Die Königsmacht war hier einer fortlaufenden ständischen Controle unterworfen, sogar die Gerichtsbarkeit war einem ständischen Beamten unterstellt. Der Vater Ferdinand's, König Juan II., hatte sich bemüht, eine kräftigende Reform anzubahnen; aber der gewaltigen Schwierigkeiten war er noch durchaus nicht Herr geworden, er hatte höchstens dem Sohne den Weg gewiesen; und er hatte sich auch das größte Verdienst daran zuzuschreiben, daß Ferdinand die castilische Ehe durchsetzen und seine und seiner Gemahlin Stellung in

Castilien nach und nach befestigen konnte. Nach seinem Tode — 1479 — fiel die Krone Aragon jenem Herrscherpaar zu: was 1469 angebahnt und sicher vorbereitet war, trat somit 1479 wirklich ins Leben.

Allerdings, nicht in formellem Acte hat man damals ausgesprochen, daß Castilien und Aragon aufgehört hätten zu existiren und daß ein neues spanisches Reich ihre Stelle einnehmen solle. Nein, auf die Aeußerlichkeit der Bezeichnung hat man keinen Werth gelegt. Man ließ Sonderverfassung und Sonderregierung in beiden Reichen fortbestehen; man duldete, daß in Castilien der Name Isabella's, in Aragon der Ferdinands herrsche; man gab den Cortes sogar nach, daß sie die besondere Rechtsverwahrung aussprachen, der eine Gatte dürfe sich nicht in die Regierungsangelegenheiten des anderen einmischen: die alten Formen blieben aufrecht. Die Vereinigung bestand zunächst nur darin, daß die beiden Regenten ein fest verbundenes Paar bildeten, von einem Willen beseelt, von einer Erkenntniß geleitet. Durch das Zusammenleben, durch das Befolgen derselben gemeinsamen Politik konnte sich die Einheit des Volkes und des Staates von Spanien weit leichter und weit dauerhafter herausbilden, als durch einen Bruch in den Verfassungsformen der beiden Territorien. Und es war ja nicht zu besorgen, daß der einheitliche spanische Geist, der in Castilien in castilischen, in Aragon in aragonischen Formen waltete, in sich selbst in Zwiespalt gerathe: dereinst, in der Zukunft, mußten dann auch die beiden Reiche in den Kindern der Könige auf dieselbe Persönlichkeit vererben und somit zu dem einheitlichen Geiste der Regierung später die einheitliche Form sich hinzufinden.

Ferdinand und Isabella — der Papst hat ihnen später den Ehrennamen der Katholischen Könige verliehen — bilden ein Herrscherpaar, dem die Geschichte wenig Gleiches an die Seite zu stellen hat. Ein politisches Genie ersten Ranges, verbunden mit einer Frau, die selbständige Bedeutung hat und die auch für sich allein zu den hervorragenderen fürstlichen Damen gezählt werden müßte: — das ist ein Zusammentreffen, das sich in solcher Weise nicht leicht wiederholt hat.

Isabella, am 22. April 1451 geboren, war ein Jahr älter als ihr Gemahl: sie, eine mittelgroße Gestalt mit braunem, ins Röthliche spielendem Haar, mit blauen Augen, mit gefälligen, einnehmenden Zügen, eine Dame von äußerst liebenswürdigem, anmuthigem, fröh-

lichem Wesen, die ihre Umgebung vollständig zu bezaubern pflegte: er, eine leichte, gewandte Erscheinung, elegant und gewinnend in seinem Auftreten, mit großer natürlicher Beredsamkeit ausgestattet, ein leidenschaftlicher Reiter und Jäger, auch bisweilen ein Liebhaber fremder Frauen. Das Verhältniß zwischen den Gatten war ein gutes: die Königin blieb dem Gemahle zugethan und ergeben, auch wenn seine eheliche Treue bisweilen ihr Anlaß zu Klagen und Verbrießlichkeiten bot. Sie war eine sorgsame Gattin und aufmerksame Mutter; die Erziehung der Töchter bewachte und leitete sie mit eifrigstem Fleiße. Und in ihrem königlichen Berufe war sie unermüdlich; sie entsagte keiner Beschwerde und Mühsal, sie ging keiner Gefahr und keinem Hinderniß aus dem Wege. Selbst voll Verständniß für die Bedürfnisse und die Geschäfte ihres Staates, war sie stets willig und bereit, den Rath der verständigen Politiker zu hören, aufzufassen und durchzuführen. Ihr Sinn war erfüllt von der höchsten Frömmigkeit und Demuth. Ihre Seele lag dem Beichtvater offen: von ihm ertrug sie nicht nur, nein, sie erwartete von ihm den strengsten Tadel, die herbste Zucht ihres Lebens, um kein kirchliches Gebot zu verletzen. Besonders eifrig bemühte sie sich, die kirchlichen Posten mit sittenstrengen Mönchen zu besetzen: auf das Ganze der spanischen Kirche hielt sie ihr Auge gerichtet.

Und zu diesen Eigenschaften der Königin bildete der Charakter des Mannes die richtige Ergänzung. Durch und durch ein Verstandesmensch, ein überlegter Rechner, ein Realpolitiker, war er ein entschiedener Vertreter des Mittelstandes: die unteren Klassen schützte er überall gegen den Adel, auf strenge, unnachsichtige Gerechtigkeit drang er, sparsam hielt er mit den Finanzen der Königreiche Haus: selbst den Vorwurf spröden Geizes hat er nicht gescheut. Er war nicht besonders wahrheitsliebend: seine Reden und Thaten wurden von seinem Interesse bestimmt: von religiösen Motiven und kirchlichen Rücksichten, so gottesfürchtig und heilig er auch bisweilen geredet, ist gewiß nicht viel in ihm vorhanden gewesen. Wenn Isabella aus wirklich kirchlichem Herzen geredet und gehandelt, so haben Ferdinand zu seiner kirchlichen Politik doch nur seine politischen Zwecke bestimmt. Aber in diesen kirchlichen Angelegenheiten wie in den politischen Fragen verstand er vortrefflich, die bestehenden Verhältnisse zu benutzen, die

Strömungen des spanischen Geistes zu ergreifen und in meisterhafter Berechnung die Entwickelung in heilsame Bahnen zu lenken.

Man hat vielfach die großen Resultate jener Doppelregierung den Verdiensten Isabellas in erster Linie zugeschrieben. Der spanische Akademiker Clemencin*) hat in ausführlicher Erörterung das Lob der großen Königin verkündet, und W. Prescott,**) der Historiker jener Epoche par excellence, hat in seiner unübertrefflichen und hinreißenden Erzählung dasselbe Thema behandelt und zu allgemeiner Anerkennung jenen Vorzug Isabellas erhoben. Wir können uns dieser Auffassung nicht anschließen. Uns scheint von den beiden Fürsten Ferdinand das größere politische Genie gewesen zu sein, der eigentliche Kopf des Regimentes und zugleich der thätige Arm der Ausführung. Isabellas Größe besteht darin, daß sie den Rath des Gemahles und der anderen einsichtigen Minister hörte und befolgte, daß sie auf die nothwendigen Maßregeln einging und ihre formelle Billigung zu den Regierungsgeschäften ertheilte. Im Innern der spanischen Halbinsel schloß Isabella sich der Einsicht Ferdinands an; nach außen war unstreitig die Leitung ganz ausschließlich des Gemahles Sache. „Ferdinand hat, — so urtheilt Machiavelli, gewiß ein competenter Richter — von einem schwachen Fürsten sich zu dem angesehensten und berühmtesten Herrscher der Christenheit gemacht; und wenn wir seine mannichfachen Resultate erwägen, müssen wir gestehen, sie alle sind großartig und einige sogar wahrhaft außerordentlich.“***) Gerade in der auswärtigen Politik zeigt sich Ferdinands Größe: seine Ziele sind der Natur seines Staates entsprechend gewählt; seine Mittel stehen im Verhältniß zu seinen Kräften; die Art und Weise seiner Action ist von dem jedesmaligen Bedürfniß eingegeben; und die diplomatische Campagne gelangt nicht minder ruhmvoll und sieggekrönt

---

*) Elogio de la reina católica Donna Isabel, al que siguen varias ilustraciones sobre su reinado, por D. Diego Clemencin. Madrid 1821.

**) W. Prescott History of de reign of Ferdinand and Isabella the Catholic of Spain. 1837. (Deutsche Uebersetzung bei Brockhaus 1842 in 2 Bänden.)

***) Im 21. Kapitel des Principe erörtert Machiavelli die Erfolge Ferdinands und ihre Ursachen: si può chiamare quasi principe nuovo, perchè d'un Re debole è diventato per fama e per gloria il primo Re de i Christiani; e se considerarete le attioni sue, le troverete tutte grandissime e qualcuna straordinaria.

zu ihrem Ende als die militairische Entfaltung der spanischen Volkskräfte.

Wir erinnern zunächst ganz kurz an das Walten der katholischen Könige im Innern ihrer Reiche. In verschiedenen Richtungen lag ein weites Feld ihrer organisatorischen Thätigkeit offen: bezeichnend ist, wie sie verfahren sind. Weit entfernt, politische Theorien, abstracte Sätze verwirklichen zu wollen, nahmen die Könige bei jeder Maßregel von dem Bestehenden den Ausgang: an vorhandene Institutionen sich anlehnend, war ihr Bestreben, das vorgefundene politische Material in staatlichem Sinne zu entwickeln, auszubilden, umzubiegen: selbst die staatsfeindlichen Elemente zwangen sie in den Dienst ihrer Monarchie.

Das Nothwendigste war, daß man der Rechtsunsicherheit, der allgemeinen Verwirrung und Auflösung des geordneten Lebens ein Ende mache.*) Man benutzte ein altes populäres Institut zu diesem Zwecke. Schon im Mittelalter hatten die Städte Castiliens Bündnisse, „Verbrüderungen", hermandades, zu gegenseitigem Schutze wider die Uebergriffe und Bedrückungen des Landesadels geschlossen; wiederholt hatten diese Bündnisse große Ausdehnung gewonnen und mit bewaffneter Hand ebenso wohl gegen den König als gegen den Adel sich behauptet. Hieran knüpften Ferdinand und Isabella an, indem sie zugleich in die Einrichtung wesentliche Veränderungen einschoben.**) Auf den Cortes von Madrigal 1476 brachten sie eine neue Verbrüderung aller Städte in Castilien zu Stande: diese „heilige Brüderschaft" sollte die Waffe gegen den Adel abgeben. Die Krone selbst übernahm die Führung, sie setzte ihre Ehre ein, daß man ihrem Walten Gehorsam schaffe. Die Königin persönlich bemühte sich in Andalusien 1477 den Widerstand einzelner Großen zu brechen und zu strafen; scharfe Verordnungen wurden erlassen, zuletzt hießen die Cortes von Torbelagund 1485 den Blutcodex der Hermandad mit lautem Beifall gut und verkündigten ihn als Landesgesetz.

Der Arm der neuen Landesjustiz traf schnell und schneidig, und auch die Höchsten und Trotzigsten waren bald von ihm niedergebeugt

*) Sehr interessant und lehrreich ist eine Zusammenstellung der castilischen Volkswünsche, welche am 6. Februar 1480 auf den Cortes von Toledo den Königen überreicht wurde; bei Clemencin p. 595.

**) Sobre la hermandad del tiempo de los Reyes católicos, bei Clemencin p. 135.

und dem ordentlichen Richter unterworfen. Ein höchstes königliches Tribunal, aus Personen des dritten Standes besetzt, wachte über der localen Rechtspflege. In Toledo wurde 1480 die Codification des Landesrechtes angeordnet und die Ausführung des Beschlusses Juristen königlicher Ernennung übertragen.*)

In wenigen Jahren war der Zustand, wie er in Heinrichs IV. Zeiten geblüht, vollständig getilgt. Zwar hatte noch einmal der Adel, vom Herzog von Infantado geführt, die Unzufriedenheit mit der Regierung recht deutlich an den Tag gelegt; in offenem Manifeste forderte die Opposition Abschaffung der Hermandad, welche der Adel durchaus nicht billigen könne, dagegen Einsetzung eines Adelsausschusses, welcher der Regierung zur Seite stehen, ihre Acte controliren und erst gutheißen sollte, ehe sie zur Ausführung kämen. Vor solchem Proteste würden die früheren Könige gezittert haben: die Zeiten waren vorbei. In sehr bestimmtem Tone rging die königliche Antwort: „Die Hermandad ist eine heilsame Einrichtung für die gesammte Nation und von derselben gebilligt; des Königs Prärogative ist, zuzuziehen in seinen Rath wen er will; gefällt dem Adel dies nicht, so mag er vom Hofe wegbleiben; wir denken nicht daran, das Beispiel Heinrichs IV. zu erneuern und zum Spielball des Adels zu werden." Diese königliche Erklärung hat ihre Wirkung nicht verfehlt: Niemand wagte mehr, was früher an der Tagesordnung gewesen, activen Widerstand zu leisten. Und von Jahr zu Jahr befestigten sich diese Zustände. Die Hermandad hatte 1498 ihre Aufgabe erfüllt: da löste man sie auf und behielt nur wenige Polizisten bei, ein schwaches Abbild der großen Bedeutung dieses mächtigen Körpers.

Das Königthum fühlte sich sicher und stark durch die herzliche Zustimmung der unteren Stände. Jeder Schritt der Regierung geschah in Uebereinstimmung mit der gesetzlichen Landesvertretung der Cortes.**) Die Könige sorgten aufmerksam dafür, daß jede bedeutendere Stadt ihre Vertreter zu den Cortes sendete. Um die Unterstützung des Bürgerthums war es ihnen vornehmlich zu thun: auf die Mitwirkung des Adels legten sie weniger Gewicht; ja, wiederholt beriefen sie die mächtigeren Herren gar nicht zu den Sitzungen der

*) Vgl. Clemencin p. 207.
**) Vgl. Marina Teoria de las Cortes 1820.

eichsstände. Es gab Mittel anderer Art, den Adel von dem Willen
r Krone abhängig zu machen.

Im 15. Jahrhundert war fast aller Besitz an den Adel ver=
chleudert worden; das Krongut war aufs äußerste reducirt; an Reich=
um, Besitz und materiellen Mitteln stand die Krone hinter dem
del weit zurück. Nun hatten sofort 1476 die Städte auf den Cortes
rlangt, daß die Rechtstitel der königlichen Verleihungen aus früherer
eit untersucht würden. Der große Kardinal Mendoza redete Isa=
lla zu, und 1480 ordnete sie Revision dieser Verhältnisse und Rück=
be der in letzter Zeit verliehenen Güter an.*) Der Adel weigerte
h anfangs. Darauf schritt man bei Einzelnen mit Gewalt, bei
nderen mit Ueberredung, bei Dritten mit Abfindungssummen für
chweisliche Rechte ein. Mendoza und der Königin Beichtvater,
alavera, gestalteten in kurzer Frist die Besitzverhältnisse zu Gunsten
r Krone vollständig um. Und wenn früher Aemter im Hof= und
taatsdienst fast nur den Adelsherren zugefallen, so stellte man jetzt
eistens niedriggeborene Juristen an, die von der königlichen Gnade
nz abhingen: die Gunst der Monarchen wurde ein Preis, um den
h der ehrgeizige Adelige jetzt nachdrücklich zu bewerben hatte. Noch
ehr. Es kam dahin, daß der weniger Begüterte für seine Subsistenz=
ittel an das persönliche Wohlwollen des Königes sich gewiesen sah.
urch eine außerordentlich geschickte Operation brachte Ferdinand die
ertheilung aller der kleinen Rittergüter und Ritterpensionen in
ne Hand.

Im Zeitalter der Kreuzzüge waren nach dem Vorbild jener großen
itterorden der gesammten Christenheit auf spanischem Boden der
rden von San Jago de Campostella, von Calatrava, von Alcantara
wachsen, welche den heiligen Krieg gegen den Islam lebendig zu
halten übernahmen. Diese Orden hatten auf allerlei Weise große
eichthümer sich erworben; unter formeller Oberhoheit des Papstes
urden sie von dem Großmeister geleitet, ganz unabhängig und
berührt von dem Willen des Landesfürsten. Alle kleineren
ute adeligen Standes gehörten diesen Orden an; sie waren
rch die Verleihung der Güter und Renten, über die der Orden ver=
gte, durchaus von dem Gebote des Ordensmeisters abhängig. So

*) Clemencin p. 142—166 giebt genaues statistisches Material.

waren diese Adelscorporationen in sich geschlossen, voll Unabhängigkeitssinn, wahre Staaten im Staate: so lange dieser Zustand dauerte, konnte Alles, was die Könige sonst schufen, in jedem Augenblicke dem Einsturze ausgesetzt scheinen. Nun war natürlich nicht daran zu denken, daß diese Institute, die durch so viele Adern mit dem Gesammtleben der Nation zusammenhingen, sich einfach hätten beseitigen oder auflösen lassen. Aber wenn man die Gebieter der Orden, factisch die Leiter der Adelsmajorität, mit dem Könige, mit der höchsten staatlichen Gewalt zusammenfallen machte, — so war das ein Gedanke, so einfach und einleuchtend als genial und folgenreich: er war das Ei des Columbus für die monarchische Gewalt.

Als im Orden von San Jago 1476 die Großmeisterwürde erledigt war, eilte Isabella ins Kapitel, die Wahl ihres Gemahles in seine Stelle zu sollicitiren. Höchst ungern willfahrte man ihr; und so bedenklich sah Ferdinand noch die Lage an, daß er nicht für sich selbst annahm, sondern seine Wahl auf einen Anderen übertrug, einen kleinen, armen einflußlosen Ritter, der als sein Geschöpf ihm als Werkzeug für die Regierung dieses Ordens diente. Ein Jahrzehnt später ließ er seine Absicht deutlicher sehen. Bei der Wahl im Orden von Calatrava 1487 erschien er persönlich, zeigte den Rittern eine Bulle des Papstes, welche die Großmeisterwürde durch päpstliche Autorität ihm übertrug. Er erzwang Annahme der Bulle durch Drohung mit offener Gewalt. Alle Einreden der Unzufriedenen halfen nichts. Ferdinand blieb Großmeister, unumschränkter Gebieter über Calatrava. Den Orden von Alcantara unterwarf er sich 1494, indem er den Großmeister zu freiwilliger Abdankung, zum Tausche dieser Stellung mit dem Erzbisthum Sevilla bewog. Endlich als 1499 jener von ihm eingesetzte Meister von San Jago starb, machte er sich selbst zu dessen Nachfolger.

Seine Herrschaft über den gesammten Adel war nun auf gesetzliche Basis gegründet. Wohl oder Wehe, beschränkter Besitz oder materieller Vortheil, einflußreiche Stellung oder aussichtslose Zukunft: Alles und Jedes hatte der Einzelne von dem Könige zu erhalten; und Ferdinand ließ Niemanden in Zweifel, daß er nur den Gefügigen und Gehorsamen berücksichtigen wolle; zugleich aber wußte jeder Gehorsame, daß der Dienst des Königs ihm reiche Belohnungen bringen werde. Das Resultat blieb nicht aus. Der spanische Adel, vor Kurzem noch so

trotzig und selbstherrisch, wurde zum gefügigen Werkzeug des königlichen Ehrgeizes und der königlichen Politik: man konnte bald untrüglich auf ihn zählen.

Und die Kirche gelang es in ähnliche Unterordnung unter das Königthum, in ähnliche Abhängigkeit von dem königlichen Willen zu bringen. Nicht allein in Spanien, sondern auch in den anderen Ländern Europas rangen schon seit dem 14. Jahrhundert die Landesregierungen mit der sich überall einmischenden Regierungsgewalt des Papstthumes. Noch unausgetragen schwebte dieser Kampf der territorialen mit der centralistischen Tendenz des kirchlichen Lebens, als die Regierung der katholischen Könige sich der Erledigung dieser Fragen zuwandte. Für Spanien kam die Controverse damals zum Abschluß. Die Krone forderte vom Papste, daß er auf alle Eingriffe in spanisches Kirchenwesen verzichte, daß dem Könige ein ganz unbedingtes Präsentations- d. h. Ernennungsrecht zu allen wichtigeren Aemtern der Kirche zustehe. Rom widersprach anfangs diesen Zumuthungen: nichtsdestoweniger setzten Ferdinand und Isabella jenes Concordat durch, das genau nach den spanischen Wünschen diese Verhältnisse regelte.*)

Die Kirchenpolitik der katholischen Könige bietet der historischen Betrachtung zwei Seiten dar; zwei Motive können für sie als maßgebend angesehen werden. Sowohl von religiöser, als von politischer Seite ist die Thätigkeit der Könige zu beleuchten; von diesen beiden Impulsen sind sie bewegt worden. Indem die Anstellung der Geistlichen Sache der Staatsregierung wurde, war ebenso wohl ihre Herrschaft über die Kirche begründet als auch die Möglichkeit ihr eröffnet, an Stelle laxer und unkirchlich gesinnter Menschen strenge, eifrige, religiöse Geistliche zu bringen. Auch von diesem Gesichtspunkt der Religiosität, einer gründlichen Reinigung des kirchlichen Personales, einer durchgreifenden Reformation der kirchlichen Einrichtung, empfahlen sich die Satzungen des spanischen Concordates und die wachsenden Befugnisse der Krone in kirchlichen Dingen. Diese frommen Tendenzen gingen mit den staatlichen Interessen Hand in Hand. Mit Ernst und Nachdruck ist damals durch die Staatsgewalt die Reformation der Kirche in Spanien durchgeführt worden. Wer erwägt,

*) Vgl. die Ausführungen in dem ersten Aufsatz „Die Kirchenreformation in Spanien.“

welchen ganz gewaltigen Einfluß die strenge Richtung der Spanier im sechszehnten Jahrhundert auf die Aufrichtung des Katholicismus in ganz Europa ausgeübt hat, der mag die Bedeutung jener Maßregeln für das kirchliche Leben des Abendlandes ermessen.

In ganz ähnlicher Weise ist auch die Erneuerung der Inquisition aufzufassen. Auch diese Einrichtung fällt gleichzeitig unter den religiös-kirchlichen und den politischen Gesichtspunkt. Für die Reinheit des Glaubens und der Kirche wurde gesorgt, und zugleich der Staatsregierung eine Maschine zur Verfügung gestellt, mit der sie jeden Gegner erreichen, treffen und vernichten konnte.

Faßt man Alles, was wir hier nur in kurzen Umrissen skizzirt haben, zusammen, vereinigt man alle die einzelnen Maßregeln in dem Brennpunkte einer einheitlichen von den Königen systematisch und mit Bewußtsein geübten Politik, so versteht man zu würdigen, welche Umgestaltung bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts das spanische Volk erfahren hat. Der moderne Staat mit seiner ganzen monarchischen Machtfülle war ins Leben getreten. Jene Anarchie, welche vordem das Land zerfleischte und zerriß, war gründlich beseitigt. Die Macht und Selbstherrlichkeit des Adels war gebrochen: von der Krone war er abhängig, der Stand im Ganzen und jeder Einzelne. Ueber Adel und Kirche gebot der Wille der Krone mit absolutem Worte. Und der Bürger war geschützt, geachtet: das Fundament der königlichen Macht bildete der Bürgerstand.

Nachdem Ruhe und Sicherheit zurückgekehrt war, entfaltete sich Handel und Verkehr und Gewerbfleiß zu schöner Blüthe.*) Reichthum kehrte ins Land ein. Der europäische Handel, in dem Barcellona und die catalonischen Städte im Mittelalter eine erste Rolle gespielt, suchte aufs neue diesen Weg auf. Und seit erst im fernen Westen jenseits des Oceans der Spanier seine Entdeckungen und seine Eroberungen zu machen begann, schwelgte das spanische Volk im Genusse seines neuen Reichthumes, seines lachenden Wohlstandes, seines zunehmenden Glückes.

Mit der wachsenden materiellen Blüthe Spaniens hielt die geistige

---

*) Clemencin p. 235—303 unterzieht die materielle und ökonomische Lage Spaniens einer sehr eingehenden Erörterung.

Cultur gleichen Schritt.*) Königin Isabella legte Werth darauf, daß an ihrem Hofe ein gebildeter Ton herrschte; ihre eigenen Kinder wurden sorgsam unterrichtet; ihre Hofdamen und ihre Hofcavaliere begannen wissenschaftlichen Interessen ein offenes Ohr zu leihen. Aus dem Auslande gelang es Gelehrte und Schriftsteller von Bedeutung zu gewinnen. Spanier reisten nach Italien, auf den Hochschulen Europas sich zu Lehrern ihrer Nation ausbilden zu lassen. Ein reges Leben und Treiben in Wissenschaft und Dichtkunst begann sich in Spanien zu entfalten.

Von der theologischen Literatur und was damit zusammenhängt, ist an anderer Stelle geredet. Die nationale Dichtkunst machte in derselben Zeit Fortschritte: der Cancionero general, der 1513 in Druck gegeben wurde, legt Zeugniß davon ab. Aber auch die Geschichtschreibung erhielt von den Thaten der Regierung einen förderlichen Impuls und zeitigte erfreuliche Früchte.

Einer der interessantesten Prosaisten des 15. Jahrhunderts, Fernando del Pulgar, Secretair und Begleiter der Könige, schrieb eine Anzahl spanischer Lebensbilder seiner Zeit und eine Zeitgeschichte der Könige, eine der wichtigsten Geschichtsquellen.**) Und Antonio de Lebrija, der berühmte und hochgefeierte Lehrer des Humanismus, erhielt nachher von Ferdinand den Auftrag, in elegantem klassischem Latein dasselbe Thema zu behandeln:***) er überarbeitete das Werk Pulgars. Auch der italienische Humanist, den die Krone nach Spanien gezogen, Lucio Marineo,†) hat eine reichhaltige und fesselnde Geschichte dieser Regierung geliefert. Der erhaltene ausgedehnte Briefwechsel von Peter Martyr,††) sowie die Briefe Pulgars dürfen

---

*) Ensayo sobre el siglo literario de la reina D. Isabel y su influjo en la ilustracion española del siglo XVI, bei Clemencin p. 394—429. Vgl. auch Ticknor I. 378—413.

**) Pulgar Claros varones de Castilla. 1543, zugleich mit den Cartas. (Neuere Ausgabe, Madrid 1775).

Historia de los reyes católicos. 1557. (Beste Ausgabe Valencia 1780). Vgl. Prescott I. 407.

***) Ant. Nebrissensis Decades duae Hispanarum rerum a Ferdinando rege et Elisabe regina gestarum (1509 vollendet.) Vgl. auch Ranke Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber (1824) p. 116.

†) L. Marineus De rebus Hispaniae memorabilibus, auch ins Spanische vom Verf. selbst übersetzt. Vgl. Prescott I. 564. Ranke 115.

††) P. Martyris Opus epistolarum 1534. Vgl. Ranke 110.

als geschichtliche Quellen von Werth betrachtet werden: besonders die Sammlung Martyrs, die von ihm selbst revidirt und für die Oeffentlichkeit bestimmt wurde, bringt beinahe eine zusammenhängende und sehr vielseitige Geschichte des spanischen Hofes in jener Zeit. Einer der Mitglieder des spanischen Staatsrathes Lorenzo de Caravajal*) hat eine kurze geschäftsmäßige Uebersicht über die Zeitereignisse gegeben.

Alle diese Bücher verdanken mehr oder weniger der Anregung der Könige selbst ihren Ursprung oder stehen wenigstens dem Hofe oder den Regierungskreisen sehr nahe. Aeußerlich unabhängiger waren Bernaldez**) und Oviedo,***) beide aber scheinen sich fast im Preise Isabellas überbieten zu wollen. Die Meinung der Zeitgenossen sprach sich nach den ersten glänzenden Resultaten dieser Regierung mit begeisterter Zustimmung und verehrendem Beifall aus. Wenn dem Späterlebenden, vor allem dem Nichtspanier, einzelne Seiten des damaligen spanischen Lebens befremdlicher oder geradezu tadelnswerth aussehen mögen, den Zeitgenossen empfahlen sich die Könige ebenso wohl durch ihre Verdienste als durch ihre Schattenseiten und Schwächen: in beiden wurden sie populär, weil sie in beiden dem Volksgeist entsprachen.

Alles in Allem, die spanischen Patrioten haben mit Recht jene Jahrzehnte, etwa von 1495 bis 1515, als die goldene Zeit spanischer Nationalgeschichte gefeiert!

Und für die allgemeine Geschichte hat diese Regierung eine noch erhöhtere Bedeutung. Nachdem Ferdinand und Isabella mit kräftiger Hand die Kräfte ihrer Nation zusammengefaßt und auf der Halbinsel die Zustände in eine gute Richtung gebracht, verschaffte Fer-

---

*) Lorenzo Galindez de Caravajal Annales del rey D. Fernando — jetzt gedruckt in Coleccion de documentos inéditos XVIII. Vgl. Prescott II. 578.

**) Andreas Bernaldez, el cura de los Palacios: Historia de los Reyes Católicos Noch ungedruckt: benutzt haben dies Buch aber Prescott und Clemencin, der auch einige Stellen abgedruckt. Vgl. Prescott I. 495.

***) Gonzalo Fernandez de Oviedo: Las Quincuagenas de los generosos y ilustres y no menos famosos reyes etc. ist eine Sammlung von Gesprächen über die hervorragendsten Persönlichkeiten der Zeit. Bis jetzt noch ungedruckt. Eine genaue Beschreibung hat Clemencin p. 220—235 gegeben und auch einzelne Stellen mitgetheilt.

dinand seinem Staate in den europäischen Angelegenheiten große Bedeutung.

Das Ende des 15. Jahrhunderts ist die Zeit, in welcher die modernen Großmächte sich ausgebildet haben.

Durch die Concentration der französischen Volkskräfte wurde die Krone von Frankreich in den Stand gesetzt, die Unterwerfung Europas unter ihren Willen zu versuchen. Indem nun gegen diese französischen Pläne die anderen Nationen sich zur Wehre setzten, entstand das System gemeinsamer europäischer Politik, an dem alle bedeutenderen Staaten sich zu betheiligen hatten.

In dem Gegensatz gegen Frankreich hat auch Spanien seine eigenthümliche Stellung in Europa gesucht und gefunden: zunächst die Verhältnisse und Beziehungen Aragons waren es, von denen der Conflict mit der französischen Macht hier seinen Ausgang nehmen mußte.

Es ist nicht unsere Absicht, einen Abriß der Geschichte europäischer Politik, etwa von 1485 bis 1515, hier zu geben; und ebenso ist es nicht möglich, die Entwicklung der spanischen Thätigkeit in diesen Händeln durch die einzelnen Begebnisse hindurch zu begleiten. Unsere Absicht an dieser Stelle richtet sich vielmehr darauf, das Bild, das wir von der inneren Politik der katholischen Könige entworfen, durch eine nur die Hauptpunkte möglichst präcis hervorhebende Skizze der Machtzunahme Spaniens nach Außen zu vervollständigen.*)

*) Noch aus dem sechszehnten Jahrhundert besitzen wir eine aus den Acten selbst gearbeitete, urkundliche Darstellung der auswärtigen Politik Ferdinands des Katholischen: das ist das Werk des Chronisten von Aragon, Geronimo Zurita Annales de Aragon, deren 5. und 6. Theil die Zeit Ferdinands umfaßt. Ranke sagt (S. 122) „unter allen Büchern, die ich über neuere Geschichte gelesen, hat mir dies die meiste Belehrung gewährt; es ist durchaus urkundlich, und hat die Glaubwürdigkeit des Diploms; es ist gänzlich aus den Berichten der Gesandten, der Feldherren, der Theilnehmer entsprungen." Dies Urtheil Ranke's ist, soweit ich es verfolgen kann, durch die archivalische Forschung der Neuzeit überall bestätigt worden: wo ich in der Lage gewesen, ihn mit Archivalien zu vergleichen, zeigt sich die Zuverlässigkeit, die ganz tendenzlose Objectivität, mit der Zurita seine Acten excerpirt hat. Manches hierhin gehörige Document ist jetzt gedruckt in der Coleccion de documentos ineditos, bes. in Bd. 7, 8, 13, 14, 18, 36, 39. Die Publicationen von Leglay, Brewer, Bergenroth haben uns vielfach neues Material herbeigeschafft: heute liegt für die Geschichte der europäischen Politik von 1494 bis 1516 eine sehr ausgiebige Masse von

Die spanische Monarchie, wie sie durch die verständigen und einsichtigen Maßregeln der Könige ermöglicht und gezeugt war, hat sofort sich an den europäischen Fragen betheiligt und ihre sehr realistischen Interessen in Europa verfolgt. Nachdem Spanien durch die Vereinigung von Castilien und Aragon zusammengewachsen, war es Ferdinands erster Gedanke, in dieser Richtung weiterzugehen, alles was geographisch zu Spanien gehörte, das ganze Gebiet der pyrenäischen Halbinsel dem neuen Doppelreiche einzuverleiben: sofort hatte er damit aber auch das weitere Ziel verbunden, auf alte dynastische Ansprüche des Hauses Aragon fußend, außerhalb Spaniens die Macht seiner Krone durch weitere Einverleibungen so zu stärken, daß der drohenden Uebermacht Frankreichs ein ausreichendes Gegengewicht geschaffen werde.

Dies doppelte Endziel hat Ferdinand durch mehr als dreißig Jahre hindurch mit zähester Consequenz festgehalten, im einzelnen Momente nach den momentanen Constellationen der allgemeinen Lage es modificirend. Wesentliche Lücken im Endresultate sind freilich geblieben: nicht aller Verhältnisse vermochte er Herr zu werden oder zu bleiben. Aber Großes und Fruchtbares hat er doch erreicht und für Spanien sicher befestigt. Ein gerade den Politiker mit gewaltigem Zauber festhaltendes Interesse haftet an seiner Erscheinung; und mehr durch seine diplomatische Virtuosität als durch sein militärisches Glück spannt er unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung aufs höchste.

Als Ferdinand die Regierung in Aragon überkam, fand er als Thatsache vor eine sehr empfindliche Einbuße an Macht, die in letzter Zeit seinem Vaterlande beigebracht war.

Die Kronen von Frankreich und von Aragon hatten schon seit dem 13. Jahrhundert um Navarra und die Grenzlande mit einander gerungen. Es war endlich Juan II. gelungen, durch Heirath sich in den Besitz Navarras zu setzen: aber er entzweite sich mit dem ältesten, erbberechtigten Sohne, Karlos, dem Prinzen von Viana, wie ihn die spanische Tradition bezeichnet. Das Resultat war, daß Navarra nach Karlos Tode wieder verloren ging. Das Erbrecht fiel nun an Karlos

---

Quellen vor. Früher hatte Ranke (Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535. I 1824) zusammenhängend diese Entwicklung dargestellt, später Lanz (Monumenta Habsburgica. Actenstücke und Briefe zur Geschichte Kaiser Karl V. Einleitung zum ersten Bande. 1857) eine kürzere Uebersicht gegeben. Mit dem neuen Materiale wäre es heute an der Zeit, eine neue Darstellung zu versuchen.

Schwester: einem französischen Edelmann, dem Grafen von Foix reichte sie die Hand. Inmitten jener Unruhen war auch in Catalonien 1461 ein Aufstand ausgebrochen; um nur hier Herr zu bleiben, hatte Juan Frankreichs Hülfe gebraucht und durch die Abtretung der Grafschaften Roussillon und Cerdana sie 1462 erkauft. Das enthielt eine Demüthigung und einen Verlust für die Macht Aragons; eine offene Wunde war dem Staatsgebiete der Krone Aragon beigebracht. Gerade an dieser Stelle zu heilen war Ferdinands Aufgabe: es galt von der pyrenäischen Halbinsel die hier eingedrungene französische Macht zurückzutreiben und das spanische Herrschaftsgebiet aufs neue gegen den unruhigen Nachbarn zu schließen.

Sehr bezeichnend war, daß Ferdinand diesen schweren Ringkampf sofort mit diplomatischen Mitteln begann. Und zwar sind es die Heirathen oder Verlöbnisse seiner Kinder, mit denen er schon damals operirte: sein ältestes Töchterchen bot er dem französischen Thronfolger, seinen kleinen Sohn der Erbin von Navarra an. Mit beiden Offerten kam er nicht zum Ziele; ja die Prinzessin von Navarra ging 1484 wiederum eine französische Ehe ein, und für mehr als zwei Jahrzehnte war damit jede Aussicht auf die Annexion von Navarra wieder versperrt.

Desto bestimmter aber war sein Auge auf die Grenzlande Roussillon und Cerdana, die sein Vater verloren, gerichtet. Und seiner Beharrlichkeit ist es gelungen, auch den so ungünstigen Verhältnissen hier eine Concession abzuringen. Gewissermaßen private Verhandlungen wurden zunächst am französischen Hofe angeknüpft: welchen Werth Ferdinand auf diesen Erwerb legte, zeigte er wiederholt. Als er sich darauf überzeugte, König Karl VIII. werde den Besitz nicht fahren lassen, war er zu einer mäßigen militärischen Demonstration bereit: in die Allianz mit England und den Habsburgern trat er 1489 ein, welche den Anfall der Bretagne an die französische Krone zu verhindern geschlossen war.*) Er unterstützte die Operationen der Engländer und Niederländer durch Absendung eines spanischen Hülfscorps; er gewann die Zusage seiner neuen Alliirten für seine Zwecke; er

---

*) Gerade hierüber hat Bergenroth Calendar of Letters Despatches and State Papers, relating to the negotiations between England and Spain. I (1862) manches neue gebracht. Ueber Englands Antheil vgl. Maurenbrecher England im Reformationszeitalter. 1866.

legte durch die Eheverabredungen mit den beiden Dynastien damals den Grundstein zu seiner europäischen Bedeutung. Und doch war er vorsichtig urd maßvoll, nicht zu weit für die bretagnische Frage sich bloszustellen. Nur gering war die militärische Hülfe der Spanier: daß gleichzeitig der Entscheidungskrieg in Granada gekämpft wurde, entschuldigte seine geringeren Leistungen in Nordfrankreich. Für unsere Betrachtung fällt noch mehr ins Gewicht, daß auch während des Krieges er immer die Mittel und Wege fand, bei König Karl seine Forderung geltend zu machen, für deren Erfüllung er vom Kriege zurücktreten würde. So fügte sich 1492 alles nach Ferdinands Wünschen. Die Bretagne mußte dem französischen Könige bleiben; König Heinrich von England wurde abgefunden, auch der habsburgische Max beruhigt, — und auf Grund der Abtretung von Roussillon und Cerdana wurde eine nähere Verständigung zwischen Ferdinand und Karl eingeleitet.

Zur persönlichen Begegnung mit König Karl VIII. kamen im Herbste 1492 Ferdinand und Isabella an die pyrenäische Grenze, vom Ruhme eines herrlichen Sieges umstrahlt, durch das Gefühl großer Leistungen sichtlich erhoben. Die Arbeit, an der sich mehr als sieben Jahrhunderte abgemüht hatten, war endlich von ihnen vollendet: Granada war gefallen und der Islam definitiv von der Halbinsel gebannt. Der Glanz der Gottesstreiter, der siegreichen Erlöser Spaniens von schwerer Plage, ruhte auf dem katholischen Königspaare. Unendlichen Jubel rief die unter ihren Auspicien eben damals geschehene Entdeckung eines fernen Welttheils hervor: die Aussicht in eine an Ehren und Gewinnen reiche Zukunft war dem strebsamen Spanier gerade damals eröffnet. Und nun erlangten diese zweifach erfolgreichen und glücklichen Fürsten auch noch ein Drittes: die Pyrenäengrenze gegen Frankreich wurde aufs neue gesichert. Der geographischen Abrundung des Staates war man also an zwei Stellen näher gekommen; und in den europäischen Angelegenheiten hatte man schon eine Achtung gebietende Haltung sich erkämpft.

Man wird die Frage aufwerfen müssen, weshalb Karl VIII. jene Abtretung bewilligt habe. Und die Antwort kann keine andere sein, als daß er für seine großen Absichten in Italien damit Spaniens Neutralität zu kaufen gedachte. Karl glaubte durch den Vertrag von Barcellona für die nächste Zeit Ferdinand gebunden zu haben: das war

sein Motiv bei dem Abschlusse — eine Illusion seiner unbedachten und waghalsigen Phantasie! —

In den dem Vertragsabschlusse vorhergehenden diplomatischen Verhandlungen hatte Karl seine Absicht durchblicken lassen, von den europäischen Allianzen Ferdinand in Zukunft fern zu halten: er hatte die Verheirathung von Ferdinands Kindern an seinen Consens knüpfen wollen, vornehmlich in der Meinung, ein durch Familienbündnisse gestärktes Verhältniß Spaniens zu den Habsburgern und zu der in Neapel regierenden Familie zu hindern. Lange hatte sich Ferdinand gegen diese Fessel gesträubt; endlich, um jene Grenzlande zu erhalten, hatte er sie mit einer Modification annehmen zu sollen geglaubt. Sonst aber hatte er in dem Allianztractate alle Unterstützung den Franzosen zugesagt und einzig jedes Auftreten Spaniens gegen den Papst ausgeschlossen: dem katholischen König stand wohl an, ausdrücklich festzusetzen, daß er niemals gegen den heiligen Vater in Rom Feindseligkeiten zulassen würde. Man nahm das als eine Phrase, eine diplomatische Floskel ohne Bedeutung: für Ferdinand aber war es die Pforte, durch die er der erdrückenden französischen Freundschaft wieder entgehen konnte.

Und nun erfolgte im Herbst 1494 Karl VIII. epochemachender Kriegszug durch Italien nach Neapel, der alle Verhältnisse Italiens über den Haufen warf und das ganze politische Europa verwirrte und entsetzte. Wir erinnern ganz kurz an die alte noch unausgetragene Controverse. Den Anjous hatte Neapel im 14. Jahrhundert gehört. Nachher war es in die Hand gekommen jener aragonesischen Fürsten, welche Sicilien besaßen. Die Anjous aber hatten ihre Ansprüche keineswegs fallen gelassen: als 1458 von der Hauptlinie des Hauses Aragon eine unebenbürtige Seitenlinie für Neapel und Sicilien sich abzweigte, da waren die Versuche der angiovinischen Partei in Neapel neu aufgelebt: eben ihre Ansprüche vertrat 1494 König Karl mit der ganzen Macht seines französischen Staates.

Ferdinand von Aragon hatte zu seinen neapolitanischen Vettern nicht besonders freundlich gestanden; dagegen hatte er wiederholt zu erkennen gegeben, daß er sich als ihren eventuellen Erben in Neapel ansehen wollte. Nun erfuhr er von den Kriegsplänen Frankreichs; er unterhandelte nach allen Seiten mit allen betheiligten Parteien. Karl hatte lange Zeit die Idee, Ferdinand werde, eben durch jene Ab=

tretung 1493 befriedigt, ihm hier nicht in den Weg treten und die neapolitanischen Vettern nicht schützen: in Rom zeigte Karl dem Papste sogar an, daß Ferdinand sein Unternehmen gebilligt habe. Einer so offenen Erklärung widersprach Ferdinand sofort: er leugnete, sich gebunden zu haben. Andererseits aber wünschte er unter dem Drucke der französischen Kriegsgefahr von Neapel wichtige Rechte zu erlangen, sei es Abtretung eines Landstriches, sei es Einräumung des Besatzungsrechtes der Festungen und Häfen. Den Papst — es war Alexander VI., eine Creatur der spanischen Partei – warnte er, sich mit Karl einzulassen: aufs lebhafteste suchte er die Anlehnung an die habsburgische Macht zu gewinnen, durch die er schon in dem bretagnischen Kriege vorwärts gekommen war.

Ein verdecktes Spiel von Unterhandlungen allerwärts, eine stets offen gehaltene Auswahl der verschiedensten Auswege — diese Merkmale charakterisiren Ferdinands Action in dieser so bedeutsamen Krise. Lange hatte er selbst geschwankt, ob Einvernehmen mit Karl oder Widerspruch gegen ihn rathsamer wäre: wenigstens hat er über beides verhandelt. Oder wäre es nicht für Spanien ein großer Gewinn gewesen, wenn es um den Preis einer zeitweiligen Duldung der französischen Macht in Neapel Frankreichs Zustimmung zur gewaltsamen Annexion von Navarra eingetauscht hätte? Lockend war diese Aussicht: Ferdinand hat auch mit diesem Plane geliebkost. Zuletzt entschied er sich doch für die andere Seite der gestellten Alternative.

Und mit einer in der That fast naiven Doppelzüngigkeit, mit einer meisterhaft gehandhabten Interpretation brachte er es dahin, daß der heilige Vater, dem der spanische Sohn ungeschmälerten Gehorsam gelobt und schuldig zu sein bekannte, um Schutz gegen den Franzosen ihn anging. Aller Fesseln des Tractates von Barcellona war er damit erledigt: Karl war es, der in ihnen sich verstrickt und festgefahren hatte. Ranke hat einmal früher sehr hübsch über diese Action Ferdinands geurtheilt in seiner feinen ironischen Weise: „Es ist nicht geradezu Treulosigkeit, doch Treue ist's wahrhaftig auch nicht." *) Und bewundernswerth ist die Kunst, mit welcher jetzt Ferdinand die große europäische Coalition gegen Frankreich, als den europäischen Friedensstörer, in Scene gesetzt, auf die Weltbühne herausgeführt und dort

*) Ranke S. 59. Vgl. auch Lanz S. 7, 30 ff.

mit seinen verborgenen Fäden, unsichtbar aber fühlbar, geleitet hat. Der wollüstige und doch so thatkräftige Vater der Christenheit, jener Alexander VI., und der ritterliche und doch so spießbürgerliche Kaiser des Erdballes, jener edle Max von Oesterreich — nichts als Drathpuppen waren sie, von Ferdinands geschickter Hand zum Reden und Springen, zum Losschlagen und Stillstehen geleitet. Sein Werk war es, wenn 1495 fast ganz Europa gegen Karl VIII. aufstand und wenn der so glorreiche Zug nach Neapel ohne jeden Erfolg für Frankreich armselig im Sande verlief.

Ein greifbares Resultat für Spanien war allerdings dies Mal nicht eingeheimst worden, — aber der Rivale war mitten in der Ernte gestört, Ferdinands Rechte und Chancen eines Erwerbes von Neapel waren gewahrt, und seine Stellung unter den anderen Mächten hatte einen gewaltigen Umschlag erfahren.

Die nächsten Früchte der großen Coalition waren die Ehebündnisse, die jetzt Ferdinand mit den Habsburgern und den Tudors knüpfte: dynastische und politische Allianzen wurden zu gleicher Zeit in ihnen besiegelt und bekräftigt. Nun stand Spanien im Mittelpunkte eines großen Systemes, einer schönen Zukunft gewiß.

Wir bemerkten vorhin, wie im Kriege von 1489 und 1490 Ferdinand nicht allzu große Anstrengungen gemacht für seine Verbündeten. Aehnlich auch jetzt. Sobald erst 1496 die Resultatlosigkeit des französischen Unternehmens gegen Neapel für ihn feststand, erlahmte sein kriegerischer Eifer: den vorher angekündigten Einfall in Frankreich unterließ er, diplomatische Mittel dagegen bot er aufs neue auf, sich mit König Karl über ein Compromiß zu verständigen, das für Spanien reellen Gewinn sichere.

Seine Politik zu verstehen, seine Action nicht in allzu lügnerischem Sinn zu deuten, müssen wir uns stets seines Verhältnisses zu Neapel selbst erinnern. Niemals hatte er die Spaltung des aragonischen Besitzes, die 1458 eingetreten, als eine definitive angesehen, niemals die Herrschaftsrechte der Krone Aragon über Sicilien und Neapel rückhaltslos aufgegeben: den Rückfall dieser Provinzen an Aragon, auf welchem Wege auch immer, hatte er stets im Auge behalten: jene Fürsten, die Bastarde des Hauses, hatte er doch nur vorläufig als factische Herren dort geduldet — das Haupt der Familie, dem die oberste Entscheidung und oberste Herrschaft in allen Theilen des Gesammtbesitzes gebühre, war

und blieb er. Fassen wir diesen Gedanken auf, so erscheint vielleicht Ferdinands Verhalten in etwas milderem Lichte. Wir entschuldigen und entlasten seine Politik nicht von dem Vorwurfe schrofffsten Parteiwechsels und rücksichtsloser Beraubung der Vettern, aber wir verstehen doch nun besser, welche politischen Motive seiner doppelseitigen Action zu Grunde gelegen.

Noch vor dem Abschlusse eines Waffenstillstandes der kriegführenden Parteien hatte 1497 Ferdinand die Idee angeregt, daß zwischen den beiden Prätendenten, Spanien und Frankreich, vielleicht Neapel gütlich getheilt werden könnte. Man unterhandelte darüber lebhaft: doch ehe man dies Compromiß gefunden, starb Karl VIII. im April 1498. Eine Aenderung der französischen Politik hatte dies nicht zur Folge; auch der Nachfolger Ludwig XII. hielt an den italienischen Eroberungsgedanken fest, ja er als Nachkomme einer Visconti erhob auch auf Mailand Ansprüche. Neue Störungen in Italien waren also vorauszusehen. Kaiser Maximilian wollte die Hoheit des deutschen Reiches mit neuer Kraft in Italien geltend machen. Der Papst und die Borgias strebten nach unabhängigem fürstlichen Besitze: auf Neapel hatten auch sie ihr Auge geworfen. Von allen Seiten war Alles in Italien unsicher und schwankend.

Da geschah es nun, daß der Gedanke einer freundschaftlichen Lösung aller dieser Wirren, wie ihn 1497 Ferdinand angeregt hatte, bei Ludwig XII. Wurzel faßte und bestimmtere Gestalt annahm. Nach und nach einigten sich Ludwig und Ferdinand; und wie sie im November 1500 einig geworden, schritten sie ohne Scheu oder Scham zu rascher That. Neapel wurde im Jahre 1501 besetzt, der schwache König Federigo vertrieben. Spaniens Schutz, den er anrief, enthüllte sich als Einverständniß mit dem Angreifer. Die Beute wurde getheilt. Ludwig und Ferdinand fügten ein jeder seiner Krone ein Stück des Königreiches Neapel hinzu.

Europa mußte dies seltsame Schauspiel geschehen lassen. Zwei der größeren Mächte hatten nach ihrer Convenienz den Besitz eines kleineren Fürsten unter sich völlig getheilt. Ueber den Schwächeren waren ganz unprovocirt die Stärkeren hergefallen und hatten ihn sich unterworfen.

War das ein Resultat, das Bestand haben konnte, mit dem Ferdinand sich begnügen konnte? Nicht lange dauerte der Friede und die Freundschaft. Die Spanier wußten es einzurichten, daß sie in Neapel

das numerische Uebergewicht über die französischen Truppen erlangten: ihr erster Feldherr, Gonzalo de Cordova, führte den Befehl. Eine Zeit lang stand man ruhig neben einander; inzwischen bereitete man die Lösung mit großer Umsicht und Behutsamkeit vor. Plötzlich gab es Streit zwischen den Soldaten der beiden Nationen: den Anlaß benutzten die Spanier: trotz tapferster Gegenwehr schlugen sie die Franzosen zum Lande hinaus und überwältigten auch den Rest des Königreiches, der ihnen bis dahin gefehlt.

Und Ferdinand war nun König der beiden Sicilien; trotz der baroken Weise seines Eintrittes, trotz der naiven Brutalität gegen seinen Mitbesitzer hat seine Herrschaft sich behauptet; Frankreich hat in die vollendete Thatsache später sich zu fügen gehabt.

Es ist gar nicht zu verkennen, diese Annexion von Süditalien an das spanische Reich ist vornehmlich durch die persönliche Geschicklichkeit Ferdinands zu Wege gebracht. Indem er jede Gelegenheit, die sich bot, ausnutzte, indem er jedes verfügbare Mittel ganz rücksichtslos verwerthete, hat er diesen Machtzuwachs Spaniens vollendet. Wie er dabei im einzelnen Augenblicke die europäischen Gegensätze und Rivalitäten sich dienstbar gemacht, dies ist hier aus einander zu setzen nicht möglich — im großen haben wir die Richtungen bezeichnet, innerhalb deren er agirt, und die Mittel angedeutet, mit denen er operirt.

Auf der heimischen Halbinsel war inzwischen die Verschmelzung Castiliens und Aragons zu einer politischen Einheit mächtig befördert, ein spanisches Nationalgefühl in den Kriegen gegen Granada und Frankreich und in Italien, in den beutereichen Seefahrten über's Weltmeer erwacht und gehoben. Was diesseits der Pyrenäen noch selbständig war, durfte man hoffen auch noch hinzuzugewinnen. Navarra war keinen Augenblick vor drohendem Ueberfall sicher: eine spanische Partei wurde daselbst von den Spaniern fortwährend unterhalten und gefördert.

Mit Portugal stand es etwas anders: an eine Eroberung dieses Königreichs war nicht zu denken, aber die vielfache und ununterbrochene Verflechtung der portugiesischen mit der spanischen Geschichte hatte bis dahin innere Schwierigkeiten einer Vereinigung nicht geschaffen. Und wenn dies neue Spanien selbst durch dynastische Allianzen allmälig sich gebildet, so lag doch auch der Gedanke nahe, durch ähnliche Vorkehrungen in der nächsten Generation vielleicht das pyrenäische Reich zu vollenden.

Der nächste Erbe der katholischen Könige war ihr einziger Sohn, Juan, ein sehr schwächlicher Jüngling, den die Aeltern 1497 schon im 19. Lebensjahre mit der habsburgischen Prinzessin Margarethe vermählt: die Besorgniß war alle die Zeit vorhanden, daß er eines längern Lebens nicht genießen werde. Und so kam es auch: wenige Monate nach der Hochzeit war er eine Leiche. Was man längst schon bedacht und berechnet, als Grundlage der Zukunftsideen für wahrscheinlich gehalten, das war jetzt eingetreten: die neue Monarchie war ohne männlichen Erben. Die Könige hatten noch vier Töchter; in Voraussicht dieses traurigen Falles hatten sie ihr ältestes Kind, Isabella, mit dem portugiesischen Thronerben schon 1490 verheirathet. Auch dies wurde durch einen Todesfall gestört, der portugiesische Prinz starb und 1495 kam Portugal an einen anderen Prinzen, Manuel. Der bewarb sich um die Hand der jungen Wittwe Isabella; sie sträubte sich lange heftig gegen eine zweite Ehe: endlich, wenige Tage vor dem Tode ihres Bruders Juan, als seine Krankheit immer wahrscheinlicher sie selbst zur Thronerbin designirte, gab sie nach.

Und so schien es im Jahre 1497 als ob dereinst Spanien und Portugal unter Manuel dem Großen und Isabella zusammenwachsen würden, wie vordem Castilien und Aragon es widerfahren. Diesem Paare wurde von den spanischen Ständen schon gehuldigt: der frohesten Zuversicht gab man sich hin, als die Hoffnungen auf Sprossen dieses gesegneten Bundes bekannt wurden.

Aber unerbittliches Unglück verfolgte die portugiesische Combination. Eine Stunde nach der Geburt eines Sohnes, Miguel, starb Isabella. Miguel war es nun, der auf sich die spanischen und portugiesischen Erbrechte vereinigte. Auch ihm wurde der Eid von den Cortes schon geleistet. Aber eine neue Niederlage dieser Hoffnungen und Entwürfe blieb nicht aus. Im Spätsommer 1500 starb der kleine Knabe. Und was Ferdinand zum Heil der Halbinsel ersonnen, war zunächst ganz außer Frage.

Erbberechtigt war jetzt die zweite Tochter, Juana, welche mit dem habsburgischen Erzherzoge, dem Sohne des Kaisers Max, vermählt war: sie oder ihr ältestes Kind mußte in Zukunft hier eintreten; einen Sohn hatte sie damals — Karl — der ja später wirklich der Erbe geworden ist. Jedoch vielleicht würde auch sie oder ihr Sohn frühzeitig sterben? Diesen Gedanken scheint man damals nicht als un=

wahrscheinlich abgewiesen zu haben. Auf welcher Linie Ferdinands Entwürfe sich in diesem Falle bewegten, das möchten wir darin angedeutet sehen, daß sofort nach des kleinen Miguel Tode Verhandlungen über eine neue Ehe des portugiesischen Manuel mit der dritten Tochter, Maria, eröffnet wurden: schon nach wenigen Wochen fand die Hochzeit statt, welche eventuell der portugiesischen Vereinigung eine neue Möglichkeit bereitete.

Kurz, was in Ferdinands Macht stand, hat er gethan, das pyrenäische Reich herbeizuführen — den Tod seiner Kinder und Enkel zu hindern, war er nicht Meister.

Damals, an der Schwelle des neuen Jahrhunderts, waren schon ganz neue Combinationen in der politischen Welt aufgetaucht. Der große Umschwung in der Gesammtlage Europas hatte sich damals schon angedeutet: die großen politischen Ereignisse des sechszehnten Jahrhunderts haben gleich in die ersten Anfänge ihre Schatten hineinfallen lassen.

Bisher hatte über Europa die französische Herrschaft als drohende Wolke sich gezeigt, — jetzt trat der ungeheuere Koloß der habsburgischen Weltmonarchie aus dem Reiche der Träume und Phantasien in die Wirklichkeit unheilschwanger hinein.

Bisher hatten dem habsburgischen Projectenmacher, Kaiser Maximilian I., die Mittel gefehlt, seine ungeheuerlichen Eroberungs- und Herrschaftsgelüste zu verwirklichen; bisher hatte gerade der Gegensatz zwischen seinen Plänen und seinen Machtmitteln den römischen Kaiser in etwas zweifelhafter, grotesker Beleuchtung gezeigt: das wurde jetzt doch ganz anders. Wenn wirklich zu dem Besitze der Niederlande und der österreichischen Herzogthümer, zu den mit heftigem Verlangen umworbenen ungarischen und böhmischen Kronen, zu allen den Ansprüchen und Forderungen auf die Schweiz, auf Italien, auf Burgund, — wenn wirklich zu allem diesem habsburgischen Zukunftsmateriale die solide, kräftige, leistungsfähige und in nationaler Kraft sich entfaltende spanische Monarchie hinzugebracht werden sollte, dann in der That schien die Universalmonarchie in Fleisch und Blut sich darstellen zu können, und jedenfalls die Hegemonie in Europa an das habsburgische Reich übergehen zu müssen. Und seit dem Spätsommer 1500, seit Juana die spanische Erbin geworden, stand diese Zukunft in Aussicht.

Dies Ende hatte Ferdinand der habsburgischen Ehe nicht vorgezeichnet gehabt. Er hatte nicht die Vereinigung der Häuser Habsburg und Spanien in einem Haupte, sondern allein ein politisches Bündniß der beiden gegen die französischen Uebergriffe erstrebt. Von jeder Intimität mit Max hatte er sich weislich fern gehalten; wiederholt hatte er ihn benutzt, und wiederholt auch die Verbindung mit ihm gelockert und durch Compromisse mit Frankreich vorwärts gearbeitet. Auch jetzt, nach 1500, schloß er sich nicht unbedingt an die Wünsche der Habsburger an: mehr wie einmal sind Ferdinand und Max auf dem Punkte gewesen, offen mit einander zu brechen und in feindlichem Zusammenstoße die dereinst zur Gemeinsamkeit bestimmten Staatswesen sich versuchen zu lassen.

Gegen die Erbfolge Juanas war nichts zu machen: als eine gegebene Größe mußte Ferdinand sie acceptiren. Im Jahre 1502 kamen Juana und ihr Gemahl, der Erzherzog Philipp, nach Spanien und nahmen die Erbhuldigung der Cortes des Landes entgegen. Ob Ferdinand wohl in dieser Zeit versucht, den Sinn seines Schwiegersohnes sich zu gewinnen und ihn für die spanischen Gesichtspunkte zu formen? Wir wissen es nicht, aber als Vermuthung dürfen wir es aussprechen und für wahrscheinlich halten. Jedenfalls hat Philipp sich nicht als Werkzeug Ferdinands wollen behandeln lassen und hat nachher offene Feindschaft nicht gescheut.

Nicht bis zum Ende sollte diese segensreiche und erfolggekrönte Regierung der katholischen Könige als gemeinsame fortdauern: schon 1504 starb Königin Isabella, zwölf Jahre vor ihrem Gatten, aufs heftigste von ihrer Nation betrauert.

Eine eigenthümliche Verwicklung in Spaniens Zuständen rief ihr Tod hervor. Die Krone von Castilien war nun erledigt, Ferdinand von Aragon — wir erinnern an die frühere Bemerkung, daß er nur als Rathgeber der Frau in Castilien gewirkt, daß formell die Selbständigkeit der Kronen hatte beibehalten werden müssen — Ferdinand hatte nun in Castilien nichts mehr zu befehlen. König von Castilien war jetzt Juana, das heißt, das habsburgische Regiment, die habsburgische Politik mußte in die inneren Zustände der Halbinsel eingreifen. Juana selbst litt an geistiger Störung, und war persönlich zur Führung der Geschäfte unfähig.

Wenn daher die factische Regierung Philipps in Castilien die

Folge sein mußte, so hatte Königin Isabella, dieser Wendung vorzubeugen, angeordnet: bei Verhinderung ihrer Tochter solle Ferdinand die Regentschaft übernehmen. Die castilischen Cortes hatten diese Anordnung ratificirt. Aber Philipp erhob Einsprache. Hin und her wurde verhandelt und gestritten — zuletzt mußte Ferdinand sich fügen: im Sommer 1506 räumte er das Feld, ging nach Aragon und Neapel, zunächst ganz aus dem Wege zu sein. Seine Hoffnung war, daß die unsinnige Wirthschaft der niederländischen Umgebung Philipps Unruhen in Castilien erzeugen würde, durch die seine Rückberufung ermöglicht werden könnte. Ehe dies zur That gereift, plötzlich im September 1506, starb Philipp, zum großen Glücke für Ferdinand und Spanien.

Die habsburgische Episode war einstweilen ausgespielt: seit Juli 1507 hatte die Zügel in Castilien wie in Aragon wieder Ferdinand gemeinschaftlich in der Hand, dort als Vormund seiner kranken Tochter und seines unmündigen Enkels, hier aus eigenem Rechte wie früher. In den alten Bahnen ging die Entwicklung jetzt ungestört wieder vorwärts.

Und noch einen großen bleibenden Erfolg für Spaniens Zukunft haben die Annalen seiner Geschichte verzeichnet. Die seit seinem Regierungsantritt so consequent gewünschte Abrundung nach Norden fand er Gelegenheit noch durchzusetzen.

Nachdem er seit 1505 eine Zeit lang in freundlichen Besprechungen und Verhandlungen mit der rivalisirenden französischen Macht sich bewegt hatte (wir werden sogleich das Thema derselben bezeichnen), brachte er 1511 in ähnlich geschickter Weise, wie schon einmal 1496, eine neue allgemeine Coalition gegen Frankreich zu Stande, um Ludwigs XII. das Gleichgewicht störende italienische Politik zu bestreiten. Auf dem Boden Italiens erfochten die Spanier dies Mal weniger Lorbeeren, — es war gar nicht Ferdinands Absicht dorthin auf entscheidende Schläge oder schnelle Resultate gerichtet — das Gut, dessen Besitz ihn reizte, lag vielmehr an der spanisch-französischen Grenze, es war das oft begehrte Navarra. Gestützt auf eine päpstliche Bulle wider des Franzosenkönigs Helfer, gleichsam als Vollstrecker eines himmlischen Urtheilsspruches, während dieses die Franzosen vollauf beschäftigenden Krieges ließ er in Navarra seine Truppen einbrechen und das Land besetzen. Es gelang ihm das Land zu behaupten, und damit hatte er endlich bis in die Pyrenäen die Grenze gegen Frankreich

vorgeschoben. Die Annexion des spanischen Navarra war 1512 eine vollendete Thatsache.

Bis zu seinem Tode hatte also Ferdinand die spanischen Geschicke noch in seiner Hand. Später mußte einer seiner Enkel — außer Karl, hatte Juana 1503 in Spanien noch einen zweiten Sohn geboren, Ferdinand — die beiden Kronen von Castilien und Aragon, nebst Navarra und Granada, ungetheilt empfangen: die spanische Monarchie in ihrer einheitlichen Gestaltung mußte immer mehr das vorzüglichste Resultat dieser Epoche der katholischen Könige werden.

Weniger klar und einfach gestalteten sich die italienischen Verhältnisse. Wir sahen, Neapel war glücklich gewonnen und einstweilen bei der spanischen Krone verblieben. Dagegen war das Herzogthum Mailand, also die Herrschaft über Norditalien, noch immer ein Besitz, den alle Welt begehrte und dessen Zukunft Ferdinand nicht gleichgültig bleiben konnte: so lange die französischen Ansprüche auf Mailand aufrecht erhalten wurden, war auch Neapel der spanischen Hand nicht gesichert.

Mit wechselndem Glücke, aber mit hartnäckigem Entschlusse strebten die Franzosen und die Habsburger sich in den Besitz Mailands zu setzen. Italische Patrioten und italische Prätendenten hofften als unabhängigen italischen Staat es erhalten zu können. Militairische und diplomatische Feldzüge sind seit 1494 vierzig Jahre hindurch um Mailand geführt worden: bunteren Wechsel seiner Herrscher hat dies lombardische Land niemals wieder gesehen.

Ferdinand von Spanien hat nun — soweit wir wenigstens aus seinen einzelnen Akten seinen Grundgedanken zu verstehen im Stande sind *) — von dem Augenblicke an, daß die Zukunft des habsburgisch-spanischen Gesammtreiches in Aussicht stand, seinerseits einen eigenen Gedanken verfolgt, der als Basis eines Compromisses zwischen den Parteien aufgestellt zu werden verdiente, und der in der That als eine glückliche Lösung dieser Verwicklungen und Differenzen auch von uns bezeichnet werden muß. Ueber seinen Plan verhandelte er mit Frankreich 1505—1509, und auch 1513 nahm er ihn wieder auf: oft nur in Andeutungen, oft auf verhüllenden Umwegen, von den verschiedensten Ausgangspunkten aus, ist das immer der Mittelpunkt seiner

*) Lanz 101, 134 ff. auf Grund französischer Archivalien. Vgl auch Bergenroth II., Einleitung (1866) p. 24 ff, dessen Erwägungen allerdings nicht auf vollständiger Kenntniß des Materiales beruhen.

Combinationen, daß die habsburgischen und die französischen Ansprüche in einem Ehepaare zusammengelegt werden sollen, dem die beiden Rivalen freundlich gesinnt wären und an dessen Entwickelung beide Seiten Interesse besäßen.

Jene ungeheuere Machtanhäufung in einem einzigen Habsburger, welche Kaiser Max sich zum Ziele gesetzt, wünschte Ferdinand zu vermeiden: er schlug vor, Ferdinand, dem jüngeren Enkel, Mailand zu verleihen und ihn mit einer französischen Prinzessin zu verheirathen: er selbst zeigte an, daß er daran denke, dann diesem Paare Neapel zu geben. In diesem Gedankenkreise entsprang auch die Differenz, in der er sich Max gegenüber wegen der Vertheilung der gemeinschaftlichen Ländermassen befand. Max ließ sich nicht davon abbringen, daß alle die Länder, so verschieden auch ihre Nationalität, ihr Charakter, ihre Zustände sein möchten, auf den ältesten Enkel Karl vererbt werden müßten. Ferdinand wünschte Karl zum Herrn der Niederlande, Oestreichs und der östlichen Königreiche, zum Kaiser von Deutschland bestimmt zu sehen: dem jüngeren Bruder, Ferdinand, hatte er Ober- und Unteritalien zuweisen und demselben auch die Regierung von Spanien übertragen wollen. Allerdings, nicht die Einheit Spaniens brauchte er zu zerreißen, wenn er Karls Macht von hier entfernen wollte; nein, dies Spanien, das Werk seines Lebens, würde er gewiß nicht zerstören. Aber nach seinem Tode wurde Königin in Castilien wie in Aragon jene unglückliche Juana, und da sie unfähig war zu regieren, so mußte für sie einer ihrer Söhne Regent werden. Der Regel nach wäre natürlich der ältere, Karl, der Vertreter seiner Mutter gewesen; aber war es absolut nothwendig dieser Regel zu folgen? Ferdinand meinte den jüngeren in Spanien geborenen und erzogenen Ferdinand vorziehen und ihm die Regentschaft testamentarisch übertragen zu sollen. Als Regent von Spanien, als König von Neapel, als Herzog von Mailand würde dieser Ferdinand seinem Bruder, dem Kaiser Karl zur Seite getreten sein! Ein deutsch-niederländisches und ein spanisch-italienisches Reich — darin summirt sich Ferdinand des Katholischen Zukunfspolitik.

Der Historiker, der an der Geschichte des 16. Jahrhunderts diesen Entwuf messen will, wird nicht übersehen können, welche Vorzüge ihm vor dem thatsächlichen Verlauf der Erbschaftsfrage beiwohnen: jene verhängnißvolle Verkettung deutsch-niederländischer mit spanischen

Gebieten, die so oft als falsch erkannte und trotz besserer Einsicht beibehaltene Prämisse der Geschichte des 16. Jahrhunderts, sie wäre gar nicht eingetreten und der nationale Genius hier wie dort wäre durch unnatürliche Aufgaben nicht gehemmt und verkrüppelt worden! Doch es ist unnütz diesem Gedanken heute nachzuhängen; wir haben ihn ausgesprochen, um die Tragweite und den Inhalt der ferdinandischen Realpolitik recht scharf zu bezeichnen.

Kaiser Maximilian ließ sich nicht dafür gewinnen: am Gegensatze des habsburgischen zu dem spanischen Programme hielt er fest. Und Ferdinand hat selbst sogar auf dem Todtenbette sich zu dem habsburgischen Systeme bekehren lassen.*) Der überwältigende Eindruck des französischen Kriegszuges Franz I. 1515 zeigte die französische Uebermacht in so drohendem Lichte, daß es nöthig schien, alle entgegenstehenden Elemente aufs engste zusammenzubinden. Die Habsburger hatten in Spanien selbst unter den Ministern Ferdinands sich einen Anhang geschaffen, der Ferdinand bis zuletzt für die habsburgischen Interessen bearbeitete: in der letzten Krankheit war sein politischer Geist erschüttert. Wenige Tage vor seinem Tode stieß er sein früheres Testament um: mit einem Zuge der Feder vernichtete er selbst, was er in den letzten Jahren vorgebaut hatte: am 23. Januar 1516 verschied er.

Der habsburgische Karl, der Herrscher der Niederlande, hat die spanischen Besitzungen geerbt. Die eigene selbständige spanische Politik war zu Ende: in die habsburgische mündete sie ein. Im politischen Systeme Karls V. haben allerdings die spanischen Interessen eine große Rolle gespielt, aber sie geboten nicht mehr allein, sie bildeten nur e i n e n der Fäden eines sehr complicirten Gewebes.

Gerade der Gegensatz, in welchem vielfach die Regierungen Karls und Ferdinands unter einander stehen, hat dazu beigetragen, bei den Spaniern die Zeiten der katholischen Könige mit großem Glanze zu umgeben. Sie sind der Gipfel spanischen Ruhmes und spanischer Zufriedenheit, in dankbarer Erinnerung von der Nation gehalten und gehegt.

*) Darüber giebt ausführliches Zeugniß der anwesende C a r a v a j a l. Auch der Nuncius C a r a f f a scheint eine Rolle dabei gespielt zu haben, vgl. Bromato Vita di Paolo IV., 1, 69 ff.

III.

Johanna die Wahnsinnige.

Im Juni 1868 wurde von London aus durch die Tagespresse eine sehr interessante Notiz verbreitet. Es hieß, der in London weilende deutsche Gelehrte Gustav Bergenroth habe im spanischen Archive von Simancas eine Anzahl von Actenstücken entdeckt, die kaum ein Bedenken übrig ließen, daß Johanna, die Mutter Karls V., welche bisher für unzweifelhaft wahnsinnig gegolten, nie und nimmer an Wahnsinn gelitten habe; in ihren religiösen Anschauungen sei sie schon früh einer Richtung gefolgt, die kaum katholisch genannt werden könne; erst von ihrer Mutter, der katholischen Isabella, indirect enterbt, dann von ihrem Vater Ferdinand eingesperrt, sei sie nachher von ihrem Sohne Karl als Gefangene bewahrt und oft auf das allergrausamste mißhandelt worden. Die Veröffentlichung der betreffenden Actenstücke wurde als bevorstehend bezeichnet.

Diese Ankündigung machte allgemeines und großes Aufsehen. Mit der größten Spannung wurde dem Buche entgegengesehen. War es doch kein ganz unbebautes Feld, das Bergenroths Studien zu erhellen verhießen: viele und reiche Quellen hatten immer der historischen Forschung zu Gebote gestanden; in Spanien und anderswo war in den letzten Jahrzehnten manches aus den Archiven schon ans Tageslicht gefördert worden; und der Historiker, der die Geschichte jener Zeiten etwas genauer kannte, er mußte unschwer vermuthen, an welchen Stellen die Zweifel gegen die übliche Tradition sich anlehnen würden. Es war ja sehr wohl bekannt, daß in den Händeln über die Regierung von Castilien 1505 und 1506 Vater und Gemahl jener unglücklichen Prinzessin auch über ihre geistige Beschaffenheit und ihre ganze Stel-

lung gestritten hatten, daß damals schon von dem Gemahle der Wahnsinn Johannas zuerst behauptet, dann geleugnet, zuletzt wieder behauptet wurde. Es war ferner ebenso allgemein bekannt, daß im Jahre 1520 die aufständischen Comuneros Johanna für gesund ausgegeben und sie zur Uebernahme der Geschäfte aufgefordert hatten. Und trotz Allem hatte kein einziger Historiker von Namen, so viele ihrer diese Dinge erzählt oder studirt hatten, nach reiflicher Erwägung der Gründe und Gegengründe sich veranlaßt gesehen, von der üblichen Tradition abweichend Johanna für gesund zu erklären. Um so intensiver war natürlich die Spannung, mit der man den Nachweis des Gegentheils und die actenmäßigen Enthüllungen Bergenroths erwartete.

Das Werk erschien im Herbste.*) In lebendiger, drastischer, effectvoller Weise brachte Bergenroth seine Beweisstücke vor, und sicher hat er auf den größten Theil seiner Leser die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt. Ueberall, in Deutschland und England, in Belgien und Frankreich wurde ihm reichlich Beifall zu Theil: die angesehensten Journale sprachen ihm ihre Zustimmung aus.**)

Auf der anderen Seite konnten Bedenken gegen Bergenroths Beweisführung nicht ausbleiben. Da war es nun ein besonderer Vortheil, daß die hauptsächlichsten Beweisstücke von Bergenroth wörtlich mitgetheilt sind: eine Prüfung seiner Hypothese war also möglich.

Und gleichzeitig von zwei Seiten trat eine solche an die Oeffentlichkeit: Gachard in Brüssel und Rösler***) unternahmen diese kritische Arbeit, beide kamen zu demselben negativen Ergebniß, daß Bergenroths Hypothese nicht haltbar und schon durch seine eigenen Documente widerlegt würde.

In Bergenroths Darstellung waren es zwei sehr pikante Dinge, auf die zunächst das Interesse seiner Leser sich concentrirte: die

*) G. Bergenroth Letters Despatches and State Papers relating to the negotiations between England and Spain preserved in the archives at Simancas and elsewhere. Supplement to Vol. I and II. London, 1868.

**) In Deutschland veröffentlichte Bergenroth selbst einen Auszug aus seinem englischen Buche, in der Historischen Zeitschrift 20, 231–270.

***) Gachard. Sur Jeanne la Folle et les Documents concernant cette princesse qui ont été publiés récemment. Bruxelles 1869 Rösler Johanna die Wahnsinnige, Königin von Castilien. Wien 1870.

Ketzerei und die Folterung Johannas. Das Urtheil der genannten durchaus competenten Historiker lautete in beiden Fragen ganz übereinstimmend, für Bergenroths Forschung geradezu vernichtend.

Von der Ketzerei Johannas enthalten die von ihm selbst publicirten Actenstücke auch nicht die leiseste Spur; und Bergenroth selbst hat nicht einmal ernstlich einen Versuch gemacht, Beweise für seine Erzählung beizubringen.

Dafür, daß Johanna gefoltert worden, hat er sich allerdings auf Actenstücke berufen: es handelt sich in den von ihm citirten Stellen um den Sinn, der den spanischen Ausdrücken dar cuerda und hazer premia beizulegen ist. Nun sind Gachard und Rösler darin genau derselben Meinung, daß der gewöhnliche Sinn dieser Worte („nachgeben" und „Druck ausüben") an den fraglichen Stellen gar nicht bestritten werden könne. Rösler hebt dabei noch einen äußerst bezeichnenden Umstand hervor. Bergenroth, der jene Worte mit „foltern" übersetzt, hatte sich auf die Autorität des spanischen Wörterbuches von Dominguez berufen als des einzigen, das für das Verständniß alter Documente brauchbar sei. Und nun ergiebt sich, daß dieser selbe Dominguez für jene Worte den gewöhnlichen Sinn, wie alle anderen Lexica, verzeichnet hat!

Es kann demnach die Annahme Bergenroths als definitiv beseitigt gelten. Nun aber ist durch diese Controverse einmal das Interesse an jener Dame erregt worden, welche als Mutter Karls V. vornehmlich bekannt zu sein pflegt. Und sieht man die Quellen der Geschichte jener Zeit darauf an, was sie über Johannas Leben und Wesen uns mittheilen, so ergiebt sich doch die Möglichkeit, ein Bild von ihr zu entwerfen.

Gachard hat auch nach seiner polemischen Schrift gegen Bergenroth noch eine Reihe kleiner Beiträge zur Geschichte Johannas publicirt: an ihrer Geisteskrankheit bleibt nicht der geringste Zweifel. Wohl aber ist die Spanierin geeignet Mitleid einzuflößen, und außer dem historischen unser menschliches Interesse zu erregen.

Johanna war das dritte Kind der katholischen Könige, am 6. November 1479 in Toledo geboren. Von ihrer Jugend und Erziehung wissen wir nichts. Es war 1491 einmal die Rede davon, sie mit

König Karl VIII. von Frankreich zu vermählen; nachher wurde sie gerade ins entgegengesetzte politische Lager verheirathet, an den Erben des habsburgischen Hauses, den Besitzer der Niederlande, den Erzherzog Philipp. Die Ehe wurde im October 1496 geschlossen; sie war eines derjenigen Bande, welche die Allianz von Habsburg und Spanien für die großen europäischen Fragen zu befestigen bestimmt waren.

Johanna kam damals in die Niederlande. Wie man in Spanien wußte, entbrannte sie in der heftigsten Liebe zu ihrem jungen und schönen Gemahl: sie konnte ohne ihn nicht mehr existiren. Nach anderen Seiten aber setzte sie durch ihre Kälte und Theilnahmlosigkeit in Erstaunen; nach ihrer Heimath, nach ihren Eltern zeigte sie kein Verlangen und verrieth nur geringes Interesse, von ihnen zu hören.*) Ihre Mutter, Königin Isabella, fand sich veranlaßt, einen vertrauten Cleriker nach Brüssel zu schicken, den Subprior von Santa-Cruz, um Erkundigungen über ihr Leben einzuziehen und die mütterlichen Ermahnungen ihr zu überbringen.**) Johanna nahm diesen Gesandten anfangs kühl auf, weil sie glaubte, er sei zu ihrem Beichtvater bestimmt. Dann gab sie ihm allerlei Entschuldigungsgründe für ihre Haltung gegenüber der Mutter, aber seine Vorwürfe hörte sie ruhig an. Lauheit und Indifferenz zeigte die Prinzessin sehr deutlich in diesen Gesprächen: aber nirgendwo ist auch nur eine Andeutung, daß etwa in religiösen Differenzen zwischen Mutter und Tochter der Grund der Entfremdung zu suchen sei. Im Gegentheil, in der positivsten Weise bezeugt der Gesandte, daß sie „gute Eigenschaften einer guten Christin" besessen, daß „ihr Haus so gottesfürchtig gehalten sei wie ein Kloster strenger Observanz." Nach ihrer Entbindung, im Januar 1499, fand derselbe Berichterstatter ihr Benehmen gebessert: jetzt klagte sie über die Trennung von der Mutter, jetzt zeigte sie wieder kindliches Gefühl. Ihre Frömmigkeit erregte bei den leichtlebigeren Niederländern sogar Anstoß; und auch sonst hatte sie manche Mißhelligkeiten mit ihrer niederländischen Umgebung zu bestehen; — aus anderer Quelle hören wir, daß die Schwägerin Margarethe ihr später Unannehmlichkeiten bereitet. Ihr früherer Beichtvater und Religionslehrer in Spanien, Fray Andreas, den sie ungern dort zurückgelassen

---

*) Petri Martyris Epist. 179. 222.

**) Berichte desselben bei Bergenroth. S. 47 ff.

hatte ihr einmal eine Ermahnung geschrieben, zu ihrem Beichtvater nur einen Mönch der strengeren Observanz, nicht einen in Paris gebildeten Theologen zu wählen;*) aber eine Hindeutung auf religiöse Lauheit oder religiöse Abweichungen sucht man auch in diesem Schreiben vergebens, ja es beweist vielmehr, daß ihr früherer Gewissensrath von ihrer Kirchlichkeit auf das lebendigste durchdrungen war.

Bis dahin hat Johannas Leben noch keinen Anspruch auf allgemeinere Beachtung; im Jahre 1500 wurde das anders. Nachdem die nächstberechtigten Erben der spanischen Kronen gestorben, wurde Johanna die Erbin von Castilien und Aragon.

Ihre Eltern luden sofort sie ein, mit ihrem Manne nach Spanien zu kommen und die eventuelle Huldigung der Stände entgegenzunehmen. Die Reise verzögerte sich bis in den Dezember 1501. Unterwegs in Blois hatte die Prinzessin Gelegenheit, der Königin von Frankreich zu zeigen, daß sie gleichen Rang mit ihr anspreche; Anfangs Januar 1502 betrat man den spanischen Boden. Und im Laufe dieses Jahres geschah die eventuelle Huldigung der Stände sowohl in Castilien als in Aragon.

Nachdem so der Zweck der Reise erfüllt war, verlangte Erzherzog Philipp in die Niederlande zurückzukehren. Königin Isabella war aus politischen Gründen, aber auch aus Rücksicht auf die Tochter dagegen: jetzt, im Winter, könne Johanna, die schwanger war, die Reise nicht unternehmen, und wenn Philipp auf längere Zeit sie allein zurücklassen wolle, so sei wegen ihrer leidenschaftlichen Liebe zu ihm ein Unglück zu befürchten. Auf Philipp machten diese Vorstellungen Isabellas ebenso wenig Eindruck als die Seufzer und Thränen Johannas: im Dezember 1502 trennte er sich von der Gattin. Johanna versank nach seiner Abreise in tiefe Schwermuth: ohne Theilnahme an der Umgebung, mit niedergeschlagenen Augen pflegte sie da zu sitzen, alle ihre Gedanken waren bei dem fernen Gemahl. Ihrer Mutter, dem Hofe entstanden schon Besorgnisse über diese beginnende „Verwirrung des Geistes." Am 10. März 1503 wurde sie glücklich entbunden. Aber Isabella war darum noch nicht von ihren Sorgen befreit. Sie sah, wie Johanna für nichts Interesse hatte, wie sie leidenschaftlich nach dem Manne verlangte, sonst einsilbig, verschlossen, schwermüthig ihre

*) Bergenroth. S. 50.

Tage zubrachte, ohne durch Zureden der Mutter oder reiche Geschenke erheitert zu werden. Im November 1503 erhielt Johanna in Medina einen Brief, der sie zur Heimkehr mahnte: keinen Augenblick wollte sie nun verzögern; sie ließ sofort ihre Kleider und Geräthschaften zusammenpacken, sie selbst stürmte aus ihren Gemächern, ohne Weiteres sich auf den Weg zu begeben. Bischof Fonseca, dem die Sorge über sie aufgetragen war, suchte sie aufzuhalten und sandte einen Eilboten an Isabella ab. Johanna ließ sich nicht beirren, sie eilte zum Thore der Burg; man schloß das Thor — da überhäufte sie, zur höchsten Wuth gereizt, Fonseca mit Vorwürfen, ja sie brachte, dicht bei dem Thore unter freiem Himmel, die Nacht zu. Am andern Tage kam die Mutter herbei, suchte sie zu beruhigen und versprach, sie sobald als möglich nach den Niederlanden zu lassen.*)

Der Vorfall wurde natürlich überall in Spanien bekannt und besprochen. Die „geistige Verwirrung," die man seit einiger Zeit schon gefürchtet, war damit zum Ausbruch gekommen. Und Isabella, die damals schon erkrankt ihre Kräfte schwinden fühlte, sah sich zu ernsten Erwägungen über Castiliens Zukunft gedrängt.

Im März 1504 ließ man die Prinzessin in die Niederlande abziehen. Aber sie hatte dort eine schmerzliche Enttäuschung zu erleben.**) Sie fand den Gatten, nach dem sie so sehr sich gesehnt, in den Liebesbanden einer Dame ihres Gefolges. Da entbrannte sie in heftigster Eifersucht: wüthend, feuersprühenden Blickes, zähneknirschend stürzte sie sich auf die Buhlerin los, mißhandelte sie, und ließ ihr das schöne goldene Haar, das Philipp so entzückt hatte, abrasiren. Wie Philipp davon hörte, war auch er gegen die eifersüchtige Gattin voll Entrüstung: er schalt sie und hat für eine Zeit wenigstens allen ehelichen Verkehr mit ihr abgebrochen.

Von den weiteren Scenen, die zwischen den Gatten vorgefallen sind, haben wir nicht so detaillirte Kunde. Wir erfahren nur,***) daß der Erzherzog über Johannas Betragen und ihre Krankheit die Eltern

---

*) Die hier berichteten, von Bergenroth unerwähnt gelassenen Details sind den Berichten von Carvajal, Padilla, der Darstellung Zuritas, den Briefen Martyrs (ep. 250. 253. 255.) entnommen.

**) Martyr ep. 272.

***) Zurita VI. 4. era una larga escritura sagt Zurita; leider hat er sie nicht excerpirt.

informirte: durch Musica hat er einmal einen sehr langen Bericht über sie erstatten lassen, und auch die spanischen Gesandten am Brüsseler Hofe haben allerlei Einzelheiten bestätigt.

Auf diese Weise wird es verständlich, wie Königin Isabella vor ihrem Tode einen Entschluß gefaßt hat. Natürlich war Johanna die Erbin von Castilien: es gab keine Möglichkeit dies zu ändern. Aber die Königin verfügte, daß für den Fall der Abwesenheit Johannas oder wenn sie nicht regieren könne oder wolle, ihr Vater, König Ferdinand von Aragon, in ihrem Namen die Verwaltung Castiliens übernehmen sollte. Mit den castilischen Cortes war schon 1502 in Toledo, 1503 in Madrid und Alcala darüber verhandelt, ihrer eventuellen Zustimmung war man sicher.

Nachdem dann Isabella am 26. November 1504 (drei Tage nach jener Verfügung) gestorben, ließ Ferdinand sofort seine Tochter als Königin von Castilien proklamiren; dann berief er die Cortes nach Toro und legte ihnen Isabellas Testament und Willensäußerung vor. Darauf, in geheimer Sitzung — alle Deputirten verpflichteten sich eidlich, nichts von den ihnen mitgetheilten Einzelheiten aus dem Leben Johannas bekannt werden zu lassen — wurde am 23. Januar 1505 auf Grund dieser speciellen und detaillirten Information über die Krankheit der Königin von den Cortes die Regierung Ferdinands bestätigt.*)

Diese Maßregel richtete sich augenscheinlich gegen die drohende Einmischung der habsburgischen Politik in die inneren Angelegenheiten Spaniens. Der Gemahl Johannas, dem, mochte sie nun gesund oder krank sein, in der Regierung der Frau der maßgebende Einfluß zufiel, erklärte sich dadurch verletzt, gekränkt, beeinträchtigt. Er war entschlossen, dies nicht zu dulden und um jeden Preis die Regierung Castiliens in seine Hand zu bringen. Mit diplomatischen Noten, bald auch mit feindlichen Thaten griff er ein.

Der große politische Gegensatz Habsburgs und Spaniens — des Erzherzoges Philipp, hinter dem Kaiser Maximilian I. selbst stand, und König Ferdinands — giebt den Hintergrund ab für das Familiendrama in der spanischen Königsfamilie. Die Geisteskrankeit Johannas wurde zu einem Ereigniß großer Tragweite. Faßten die Habsburger

*) Bergenroth hat S. 70. einen Auszug aus den Beschlüssen dieser Cortes publicirt. Die vorhergehenden Verhandlungen u. s. w. stehen bei Zurita VI. 3. 4.

erst in Castilien Fuß, so war es um die Einheit Spaniens geschehen, so konnte es leicht zu Conflicten der bisher verbundenen Länder Castilien und Aragon kommen. Wenn Ferdinand selbst die Zügel Castiliens in die Hand zu nehmen verlangte, als Regent für seine kranke Tochter, so war das ein Act der Abwehr, der Vertheidigung Spaniens gegen ein fremdes Regiment und eine unspanische Politik.

Am niederländischen Hofe in der Umgebung Johannas waren doch noch Personen aus Spanien, die König Ferdinand treu geblieben. Sie brachten es dahin, daß die Fürstin ein Schriftstück unterzeichnete, vom Secretair Conchillos entworfen, in welchem sie Ferdinands Uebernahme der Landesregierung guthieß. Das Schriftstück fiel in Philipps Hand. Aufs höchste aufgebracht, ließ er Conchillos verhaften und foltern, alle Spanier aus Johannas Umgebung wegjagen, sie selbst sorgsam bewachen und von dem Verkehr mit ihren Landsleuten (bis auf den Priester, der die Messe für sie las) absperren. Johanna setzte sich zur Wehr: sie machte den Höflingen Philipps eine stürmische Scene; einen derselben hat sie sogar geschlagen. Es war leicht zu sehen, daß bei solchen Aufregungen ihre Geistesstörung zunehmen müsse: Philipp fand sich veranlaßt, sie völlig eingeschlossen zu halten. Dagegen wenn er von ihr verlangte, daß sie seine Schriftstücke, seine Proteste gegen Ferdinands Regentschaft und seine Befehle für seine spanischen Parteigänger, mit ihm unterzeichne, so weigerte sie sich ganz bestimmt, dergleichen gegen ihren Vater zu thun: legte man ihr solche Entwürfe vor, so warf sie die Papiere zur Erde. Auch daß Kaiser Max, der zum Besuche seiner Kinder nach Brüssel kam, ihr zuredete, half nichts: in dieser Entschiedenheit nnd Hartnäckigkeit, nichts gegen den Vater zu unternehmen, blieb sie standhaft — zum Erstaunen derjenigen, die von ihrer Geistesstörung wußten.*)

*) Padilla, Zurita, Martyr haben diese Dinge berichtet. Sehr merkwürdig ist das Concept (minuta) eines Briefes von Johanna an den niederländischen Gesandten in Spanien, das aus dem Archiv von Simancas stammt und 1846 in der Coleccion de documentos ineditos VIII 291 abgedruckt ist. Darin führt Johanna aus: sie erfahre, daß man sie in Spanien für geistesschwach ausgebe; das sei eine Verleumdung; freilich habe Philipp wohl Klagen über sie geschrieben, sie sei heftig und eifersüchtig gewesen, ähnlich wie einstens ihre Mutter; doch wie jene mit der Zeit sich gebessert, so hoffe sie, werde es auch ihr ergehen. Sie bittet diesem Gerede entgegenzutreten. So der Inhalt dieses auffallenden Schreibens, das augenscheinlich B. nicht gekannt hat. Wenn wir nun bei Zurita VI. 16 lesen, daß Philipp über seine Frau erzürnt war, weil sie gewisse Erklärungen für Castilien als ihrem Vater hinderliche nicht unterzeichnen

Tief eingewurzelt zeigte sich in ihrem Sinne die Ehrfurcht vor dem Vater. Mochte sie gegen den Gemahl und gegen andere Personen ab und zu toben, der kindliche Respect vor dem Vater war ihr geblieben. Und wie sie jetzt des Vaters Interessen um keinen Preis kränken wollte, ebenso sorgsam und liebevoll ist sie später immer auf der Hut, den Rechten und Vortheilen des ältesten Sohnes nichts zu vergeben. Das sind lichte Punkte in ihrem geistigen und gemüthlichen Leben.

Damals brachte sie in Apathie, in dumpfem Brüten und Sinnen ihre Tage zu. Früher mit heftiger Leidenschaft an dem Gatten hängend, hatte sich dies Gefühl zu unsinnigem Verlangen, dann zu eifersüchtiger Raserei gesteigert: sie selbst fühlte sich unfähig zu wirklicher Thätigkeit, zu ernstlichen Geschäften: sie verlangte nicht darnach, die Bürde der Regierung auf sich zu nehmen. Auch nach der Erkrankung hat sie noch zwei Töchter geboren, im September 1505 und im Januar 1507. Aber dennoch scheint das Verhältniß zum Gemahle gestört geblieben zu sein.

Im November 1505 hatten sich Ferdinand und Philipp einmal über eine gemeinschaftliche Regierung Castiliens vereinigt. Dann machte sich Philipp mit seiner Frau im Januar 1506 nach Spanien auf. Stürmisches Wetter zwang in England zu landen. Johanna konnte so ihre in England lebende Schwester Katharina besuchen. Aber wie liebevoll Katharina sie aufnahm, Johanna blieb mürrisch, und beharrte auch hier dabei, in Dunkel und Einsamkeit sich aufzuhalten. In Spanien gelandet, weigerte sie sich, irgend etwas zu signiren oder zu erklären, bis sie den Vater gesehen: zurückgezogen, interesselos, apathisch lebte sie weiter, wie sie in den Niederlanden schon begonnen. Philipp band sich 1506 in Spanien nicht mehr an den vorher geschlossenen Compromiß: er ging jetzt offen darauf aus, Ferdinand aus Castilien zu verdrängen. Schon vorher hatte er den Spaniern zu wissen gethan, daß die Meinung, Johanna sei geistesschwach und unfähig zu regieren, fälschlich verbreitet worden, um die Regentschaft Ferdinands zu ermöglichen. Jetzt suchte er auch in Italien Ferdinand seine Stützen zu entziehen; dem Eroberer Neapels, dem großen Gon-

---

wollte, so begreifen wir, weshalb nur das Concept eines solchen Schreibens vorhanden ist. Der Versuch, die Kranke selbst mit solchen Briefen activ auftreten zu lassen, ist eins der Manöver Philipps, das übrigens gescheitert zu sein scheint.

salvo de Cordova, eröffnete er, wie Ferdinand ein Testament Isabellas vorzeige, dessen Aechtheit nicht erwiesen, wie er ihm, dem Gatten, die zuständige Vertretung Johannas entziehe, wie er die Lügen verbreite, als ob sie geisteskrank sei und vom Gemahle gefangen gehalten werde.*)

Ist dieser Behauptung, daß Ferdinand jene Dinge als Lügen ersonnen und verbreitet habe, Glauben zu schenken? Unmöglich! Früher hatte Philipp selbst, noch zu Lebzeiten Isabellas, über seine Frau jene Mittheilungen gemacht, auf Grund deren die Cortes von Toro im Januar 1505 Johannas Verhinderung constatirt hatten. Damals war es etwas ganz natürliches gewesen, die Eltern über den traurigen Zustand ihrer Tochter zu informiren, damals hatte Philipp wie etwas selbstverständliches dies gethan. Jetzt mochte es ihm unbequem werden, daß König Ferdinand und die Cortes daraus Folgerungen zogen, die ihn aus der Regierung Spaniens beseitigten. Er verfiel auf das Mittel, das Gesagte abzuleugnen. Um Ferdinands Regierung aus dem Sattel zu heben, gebrauchte er die diplomatische Lüge, die ihm am besten helfen konnte. Nachher, sobald Ferdinand beseitigt war, hat er selbst seine frühere Aussage über ihren Zustand wiederholt und durch seine Behandlung der Frau seine alte Gesinnung bekräftigt.

Auf der anderen Seite rüstete auch Ferdinand, während er über einen neuen Compromiß mit dem Schwiegersohne unterhandelte, zu einer That der Gewalt.**) Er wollte den Granden Castiliens darlegen, daß Philipp ihre Königin der Freiheit beraubt halte; er gedachte zur Befreiung derselben die treuen Spanier anzuführen. In diesem Aufruf, der eventuell vorbereitet war, stand aber nicht eine Silbe des Zweifels an Johannas Geistesverwirrung: einzig darüber wollte Ferdinand sich beklagen, daß Johanna ihrer Freiheit beraubt sei: von ihrem Geisteszustande redete er gar nicht.

Daß Ferdinand und seine Freunde diesen Vorwurf gegen Philipp schon im Volke zu verbreiten suchten, erfuhr Philipp. Er stritt dagegen. Aber Thatsache ist, daß in der Oeffentlichkeit Johanna sich nicht zeigte und nur den Vertrauenspersonen ihres Mannes zugänglich war. Es mag dahingestellt bleiben, ob sie allein aus eigener Neigung oder auch auf Befehl ihres Gemahles so zurückgezogen lebte.

---

*) Coleccion de documentos ineditos 8, 325, Le Glay Negociations diplomatiques I. 200.

**) Zurita VI. 57 ff.

Nach vielen Verhandlungen mußte Ferdinand nachgeben. Die Granden fielen einer nach dem andern von ihm ab. Er fand sich außer Stande Gewalt zu gebrauchen. Am 20. Juni hatten die beiden Fürsten eine Zusammenkunft; Philipp gewährte es nicht, daß Ferdinand auch mit der Tochter redete. Etwas später, in Villafafila und in Benavente, wurde der Vertrag unterzeichnet, nach welchem Ferdinand die Regierung an Philipp abtreten mußte. Dabei wurde auch stipulirt, daß Johanna von jedem Antheil an der Regierung ausgeschlossen werden müsse: sie wolle sich nicht um Geschäfte kümmern, und wenn sie es auch wollte, würde das „wegen ihrer Krankheit und Leiden, die man aus Schamgefühl nicht nenne" nur die Vernichtung des Landes nach sich ziehen.*)

So endete scheinbar der Conflict mit einer Niederlage Ferdinands. Aber es war in der That nur ein zeitweises Nachgeben seinerseits; er gedachte wieder zu kommen, sobald die offenbar unheilvollen Früchte des habsburgischen Regiments in Spanien sich erst etwas deutlicher entwickelt hätten. Und einstweilen hatte er seine Mentalreservationen auch in geheimem Proteste schon niedergelegt:**) zu dem Friedensvertrage sei er gezwungen; Philipp halte Johanna gefangen; er aber werde es unternehmen seiner Tochter Freiheit und Herrschaft wieder zu verschaffen. Von dem geistigen Zustande der Tochter war auch in diesem Proteste nicht die Rede. Die Krankheit Johannas galt Ferdinand als eine ausgemachte Thatsache.

Jetzt hatte Philipp die Regierung Castiliens in seiner Hand. Seines Sieges froh, beabsichtigte er das Leiden seiner Frau, der nominellen Königin, offenkundig aller Welt darzulegen, um sie dann an einem sichern Ort verwahren zu lassen. Er theilte seine Absicht Ferdinand mit, benachrichtigte ihn über die neuerdings vorgefallenen Zankscenen, und meinte, er als Vater solle sein Einverständniß mit einer solchen Einschließung der Königin aussprechen. Ferdinand weigerte sich: Philipp als Gemahl kenne doch den Zustand Johannas besser wie der Vater; er könne nicht rathen. Als er dann einen Gesandten bei Philipp beglaubigte, wies er diesen an, die Eintracht zwischen den beiden Ehegatten zu befördern, soviel ihm nur möglich sei. Auch er-

---

*) Bergenroth S. 78. Aber auch schon Zurita bekannt, VI 68.
**) Bergenroth S. 81. Ebenfalls schon gedruckt, Doc. in. 14, 316.

mahnte er Philipp, seine Frau sanft und liebevoll zu behandeln: das sei bei solchen Kranken der beste Weg zur Heilung.*)

Aber Philipp gab seine Idee noch nicht auf. Er eröffnete sich den Granden und gewann auch Einige von ihnen für die Einschließung der Königin. Dagegen verlangte der Admiral von Castilien sie erst zu sehen und zu sprechen. Man ließ ihn zu einer Audienz zu. Er traf sie in dunklem Zimmer, schwarz gekleidet, das Gesicht fast verdeckt; er redete mit ihr; sie gab ihm kurze, aber nicht unsinnige Antworten. Darauf rieth er von einer Einsperrung sehr bestimmt ab: aus Rücksicht auf die Achtung der Menschen dürfe Philipp sich nicht von ihr trennen, und da ja Eifersucht die Wurzel ihres Leidens sei, so müßte bei jeder Trennung ihr Zustand sich verschlimmern. Philipp brachte die Frage vor den Staatsrath; und da auch hier die Antwort gegen seine Wünsche ausfiel, so behielt er einstweilen die Frau bei sich. Zuletzt legte er dieselbe Frage auch noch den Cortes in Valladolid vor. Die Granden stimmten ihm meistens zu, aber die Deputirten der Städte, durch den Admiral von Castilien bestimmt, widersetzten sich; und so erfolgte die Huldigung des Landes noch einmal für Königin Johanna.**) Sie selbst hatte von den Absichten gegen ihre Freiheit gehört: sie verweigerte einmal einen befestigten Ort zu betreten, weil sie fürchtete dort festgehalten und eingeschlossen zu werden: eine ganze Nacht ritt sie lieber auf freiem Felde hin und her.

Factisch waren damals Philipp und seine Günstlinge unbeschränkte Herren von Castilien. Und schon murrten Viele im Volke und unter den Granden, daß die Ausschließung Johannas von den formellen Regierungsacten nicht zu ertragen sei: was Ferdinand vorhergesehen und vorher berechnet hatte, schien einzutreten. Da erkrankte ganz plötzlich Philipp und starb binnen wenigen Tagen im September 1506. Während seiner Krankheit hatte Johanna ihn gepflegt, sie war nicht von seinem Lager gewichen: starr vor Schmerz, vergoß sie keine Thränen; seit jener Scene mit der Buhlerin vom April 1504 waren ihr die Thränen versiegt.

Jetzt war Castilien ohne Regierung. Die angesehensten Granden

---

*) Instruction für Ferrer, in Papiers d'état I. 48. Alle die Verhandlungen, die Zurita berichtet, sind Bergenroth unbekannt.

**) Alle diese Verhandlungen berichtet Zurita VI 75 ff. ebenso wie die folgenden Vorfälle.

traten zusammen; sie beriethen was zu thun sei. Das stand Allen fest, Johanna werde die Regierung nicht führen können und nicht führen wollen. Erzbischof Ximenez schlug vor, durch öffentliche Verhandlung diese Unfähigkeit Johannas zu constatiren.*) Seine Idee fand keinen Anklang. Man wendete sich wiederholt in Regierungsgeschäften an die Königin; aber sie war nicht zur Unterzeichnung eines Actenstückes zu bewegen. Daß man Ferdinand zurückrufe, das billigte sie lebhaft; aber selbst ihm ihren Wunsch auszusprechen, davor scheuete sie mit den albernsten Worten zurück. Und so blieb Alles in der Schwebe. Einmal setzte sie durch den plötzlichen Befehl Alles in Erstaunen, daß sie die von Philipp geschehenen Güterverschleuderungen widerrufe. Dann aber sank sie bald in ihre Apathie und Unthätigkeit wieder zurück. Oft meinte man, ihr Leiden bessere sich; oft urtheilten Einzelne, sie benähme sich doch ziemlich vernünftig: sofort aber zerstörte sie dann selbst wieder diese Hoffnungen. Ganz besonders ihre tollen Streiche mit der Leiche des Gemahles zeigten, wie verwirrt ihr Geist war: sie sind es auch, die im Gedächtniß der Nachwelt besonders haften.**)

Johanna hatte den Leichnam des Gemahls einbalsamiren lassen, später ließ sie ihn aus dem Grabgewölbe wieder herausnehmen. Nach Granada sollte er geführt werden; sie begleitete ihn, sie konnte sich nicht von ihm trennen. Nach feierlicher Messe war man von Burgos aufgebrochen: vier Bischöfe und viele Geistliche gingen mit dem Zuge: Tag für Tag ließ sie sich den Sarg öffnen, die Tücher aufheben und küßte dann die Füße des Gemahles. Die Reise geschah zur Nachtszeit: eine Wittwe habe das Licht des Tages zu meiden, gab sie an. Als sie unterwegs einmal bei einem Nonnenkloster ruhten, wurde sie von eifersüchtigem Schrecken ergriffen und hieß das Lager in freiem Felde aufschlagen. Ein Mönch hatte ihr erzählt, er habe gelesen, daß einst ein König vierzehn Jahre nach seinem Tode wieder lebendig geworden sei: sie glaubte es und hoffte, dasselbe Wunder werde Philipp widerfahren: jedenfalls erlaubte sie nicht, daß die Leiche beigesetzt wurde.

Als Ferdinand im Sommer 1506 Castilien und bald darauf auch

---

*) Ximenez Vorschlag: que se hiciesse processo de la inhabilidad de la reyna — Zurita VI 88 ff.

**) Diese Details stehen theils bei Zurita, mehr noch bei Martyr. —

Aragon verlassen, war es gewiß nicht seine Absicht gewesen, für immer die Regierung aufzugeben. Nein auf baldige Rückkehr hatte er gerechnet: die Unzufriedenheit Spaniens mit den Habsburgern sollte ihm den Weg dazu zeigen. Er hatte seine Nachgiebigkeit und Friedfertigkeit offen gezeigt: seine Concession an Philipp hatte er den auswärtigen Höfen notificirt.*) Daß er Hintergedanken hatte, wurde vielfach vermuthet; sein Gesandter in Paris äußerte damals: „laßt den alten Hund nur schlafen; er wird schon eines Tages auffahren!"**) Und der Tag der Rückkehr kam bald. Die Eventualität, die ihm das Thor wieder öffnete, hatte er allerdings nicht erwartet: desto nöthiger war sein Auftreten in Spanien. Aus hereinbrechender Anarchie sollte er die Halbinsel retten.

Im Juli 1507 kehrte er zurück. In traurigem Zustande traf er seine unglückliche Tochter. Die Begegnung mit dem Vater schien sie zu erfreuen. Aber ihre Lebensweise änderte sich nicht. Anfangs war sie in Arcos, nachher in Tordesillas, einsam, zurückgezogen, ohne jedes Interesse für die Welt. Etwas Comfort im äußeren Leben, in der Einrichtung der Wohnung mußte Ferdinand ihr förmlich aufzwingen. Zum Aufseher und Hüter wurde Luis Ferrer bestellt. Er hatte keinen Einfluß auf sie. Sie ließ sich schwer bewegen, aus ihrer dunklen Kammer herauszukommen oder im bequemen Bette zu schlafen oder regelmäßig Speise zu genießen oder im Winter wärmere Kleider anzulegen. Und Ferrer, ein altersschwacher, in der Behandlung solcher Kranken unerfahrener Mann pflegte ihr den Willen zu lassen: auf Besserung oder Heilung war wenig Aussicht.

Trotz ihrer Krankheit meldeten sich neue Freier, unter ihnen der alte Heinrich VII. von England.***) Heinrich erbot sich die Prinzessin zu heirathen, einerlei ob sie krank oder gesund wäre; er würde sie heilen, oder, wenn unheilbar, würde sie in England gut aufgehoben sein. Auch der englische Staatsrath legte wenig Gewicht auf ihren Geisteszustand, seit man erfahren, sie bleibe immer noch fähig, Kinder zu gebären. Ferdinand hielt die Sache hin: man weiß nicht, ob Johanna überhaupt von diesem Liebhaber etwas erfahren.

Als Ferdinand 1516 starb, befand Johanna sich noch in Torde-

---

*) Leglay I 155. Bergenroth irrt, wenn er den Vertrag einen geheimen nennt.

**) Deja dormir el perro viejo, que algun dia despertera! Leglay I 167.

***) Bergenroth S. 81 ff.

sillas. Die Regierung ging jetzt an ihren ältesten Sohn Karl über: bis er aus den Niederlanden herbeikam, lag die Macht in der Hand Ximenez. Und der nahm Anlaß mit Johannas Schicksal sich zu beschäftigen.

Es scheint, in Tordesillas waren Unordnungen vorgefallen. Gegen höheren Befehl war Johanna von dem Ableben Ferdinands unterrichtet worden; man hatte ihr das gesagt, weil man hoffte, in Erwartung von Condolenzbesuchen würde sie etwas größere Sorgfalt auf ihre Person verwenden. Umsonst: die Nachricht hatte sie sehr kalt gelassen, und irgend welchen Einfluß auf ihre Lebensweise hatte sie nicht. Gegen Ferrer aber hatte sich damals die Dienerschaft in Tordesillas empört; er war sehr verhaßt; und man warf ihm auch vor, er trage die Schuld daran, daß die Fürstin noch nicht hergestellt sei. Der Bischof von Mallorca, der die Untersuchung führte, setzte ihn ab; Ximenez billigte es und vertrat auch bei Karl diese Maßregel. Ferrer machte noch den Versuch sich zu rechtfertigen: Ximenez kenne ja doch den Zustand der Kranken; er habe nicht die Macht gehabt ihr zu helfen; ihn könne man nicht anklagen, weil keine Besserung erfolgt sei; er könne nichts ausrichten; denn wenn man ihr nicht den Willen thue, so verweigere sie zu essen, und um sie nur am Leben zu erhalten, müsse man ihr in Allem nachgeben. Seine Vorstellungen halfen ihm nichts; er blieb entfernt und Ximenez ersetzte ihn durch die Person des Fernando Duque. Dieser neue Wächter soll seine Sache besser verstanden haben: er wußte die Kranke zu behandeln; es gelang ihm einige Reinlichkeit bei ihr herzustellen und zum Genuß regelmäßiger Mahlzeiten sie zu bereden.*)

Rösler hat noch auf eine andere Notiz aufmerksam gemacht. Der englische Gesandte in Spanien schreibt damals, der Leibarzt der Königin, Soto, mit einigen anderen Personen habe sich erboten, die kranke von Gespenstern gequälte Königin binnen Kurzem zu heilen. Ob man ihm die Kur, die doch wohl in Exorcismen bestehen sollte, gestattet habe, hören wir nicht, aber es ist höchst wahrscheinlich; denn wir erfahren später, daß man das übliche Mittel der Geisterbeschwörung angewendet habe, ohne daß es Wirkung gethan.

---

*) Außer dem von Bergenroth S. 141 publicirten Rechtfertigungsschreiben Ferrers vgl. die 1867 in Madrid erschienene Briefsammlung des Ximenez und Gomez de rebus gestis Francisci Ximenii. Ueber die Vorfälle in Tordesillas hat auch Gachard noch neues Material beigebracht: Jeanne la Folle et Charles V. (in den Bulletins der Brüsseler Akademie 1870 und 1872).

Als König Karl im Herbste 1517 nach Spanien gekommen, besuchte er sogleich seine Mutter;*) mit einer gewissen Vorsicht wurde die erste Zusammenkunft arrangirt. Karl und seine Schwester Leonore bemühten sich die Kranke ihrer kindlichen Liebe zu vergewissern: die Mutter war erfreut über ihren Besuch; sie wunderte sich, daß jene so groß geworden sei, und dergleichen: bald war es nöthig, das Gespräch zu beenden, um die Königin nicht allzu sehr zu ermüden. Karl hat auch nachher seiner Mutter wiederholt, so oft seine Geschäfte es erlaubten, kurze Besuche in ihrem Ruhesitze abgestattet.

Im März 1518 ernannte Karl den Marquis von Denia zum Haushofmeister, zu ihrem Hüter und Pfleger. Denia mit seiner Frau und Familie, ihre jüngste Tochter Katharina, eine Anzahl Kammerfrauen, ein paar Geistliche, das war die Umgebung Johannas.

Die Berichte Denias an Karl, die Bergenroth aufgefunden und abgedruckt hat, ohne Zweifel der wichtigste Theil seiner ganzen Sammlung, sind die eigentlichen Quellen für eine Schilderung des Lebens der Kranken. Wir stellen die wesentlichsten Züge aus ihnen kurz zusammen.

Karl war es darum zu thun, den Zustand seiner Mutter nicht zum Gegenstand des allgemeinen Geredes und Geklatsches zu machen. Deshalb erließ er Mahnung auf Mahnung, die Kranke nicht mit fremden Personen sprechen, sie nicht in die Oeffentlichkeit bringen zu lassen. Es war ihm offenbar peinlich, wenn die Einzelheiten über Zustand und Lebensweise seiner Mutter ins Publikum kämen.

Die Kranke selbst wurde vier Jahre lang nicht darüber unterrichtet, daß ihr Vater gestorben sei. Der Marquis von Denia nährte bei ihr die Fiction, daß Alles, was um sie und mit ihr geschähe, auf Ferdinands Anordnungen erfolge. Johanna bezeigte nämlich Denia sehr oft ihre Unzufriedenheit; sie hatte sehr oft über ihre weibliche Bedienung sich zu beschweren; sie wollte oft das Schloß verlassen oder Geld in die Hand erhalten: um sie zu beruhigen, machte Denia gegen sie die väterliche Autorität geltend. Aber indem er ihr diese Täuschungen vorspiegelte, handelte er in bester Absicht und mit vollkommen reinem Gewissen.

Die Einzelheiten, die wir über Johannas Leben in Tordesillas erfahren, bieten Anlaß genug, die Störung ihres Geistes zu bestätigen.

---

*) Ueber diesen Besuch Karls Bericht eines Augenzeugen bei Gachard S. 37.

That man ihr nicht ihren Willen, so verweigerte sie Speise zu sich zu nehmen. Oft stürzte sie ans Fenster und erfüllte Alles mit wüstem Geschrei. Ihren Dienerinnen warf sie die Geschirre an den Kopf. Nachts brach sie bisweilen aus ihrem Gemache aus und erregte die heftigsten Scenen. Oft wollte sie nur auf dem Fußboden schlafen, die Wäsche nicht wechseln oder in ihren Kleidern sich zu Bette legen. Immer widerstand sie der Zumuthung einen Brief zu schreiben oder auch nur ihren Namen zu unterzeichnen; Interesse für ihre Familie legte sie nicht an den Tag. Daneben bezeugt aber ihr Wärter, daß sie oft ganz vernünftig redete: in den Acten selbst finden sich zwei Resumés ihrer Reden, die verständig genug klingen. Jedoch hat die Geschichte der Wahnsinnigen ähnliche Fälle wiederholt verzeichnet: einzelne vernünftige Gespräche sind bei solchen Kranken keineswegs selten.

Es erübrigt noch, von den Schicksalen Johannas zur Zeit des Comunerosaufstandes zu reden. Die Thatsache ist von altersher bekannt, daß die Comuneros die Losung ausgaben, Johanna sei nicht wahnsinnig, daß sie ihren Namen als Schild dem Aufstande vorzuhängen versuchten. In ganz unerwarteter Weise geben uns nun die Entdeckungen Bergenroths Aufschluß über die näheren Umstände und den wirklichen Werth jener Parteibehauptungen.

Es ist bekannt, daß Karls Regierung in Spanien sehr bald in Conflict mit den hergebrachten Rechten der spanischen Nation gerathen ist. Als er 1520 nach Deutschland zur Kaiserkrönung sich entfernt hatte, brach der populare Unwille aus; und die Stellvertreter Karls waren durchaus nicht die geeigneten Personen, das unruhige Volk zu beschwichtigen. Für den Aufstand war es selbstverständlich ein Vortheil, wenn ihm ein scheinbar legitimes Banner gegeben werden konnte, unter dem er gegen Karl kämpfen konnte: Johannas königliches Recht wurde die Losung.

Am 23. August 1520 drangen einzelne Führer der Unruhen in Tordesillas ein, redeten zu der Königin von den Beschwerden des spanischen Volkes wider Karls Regierung und forderten sie auf, sich an die Spitze des Umschwunges zu stellen. Johanna benahm sich ruhig; sie antwortete mit einer gewissen Reserve. Die Comuneros waren entzückt und proclamirten laut, sie hätten die rechtmäßige Königin bei gutem Verstande getroffen. Ihre Diener sagten aus, sie sei hier gefangen gehalten, als ob sie wahnsinnig wäre, aber sie habe

immer ihren Verstand besessen.*) Man nahm gern Notiz von diesen Aussagen; man verbreitete sie im Lande. Und auch die Worte der Königin wurden überall erzählt und wiederholt: mochte sie einiges tolle Zeug in ihre Reden eingemischt haben, das Volk kehrte sich nicht daran und hielt sich allein an das, was ihm paßte. Bald strömten nach Tordesillas viele Soldaten und Literaten hin. Selbst der berühmte Padilla erschien einmal vor seiner Königin.

Es galt, Johanna dahin zu bringen, daß sie einen Regierungsact unterzeichne, sowohl um damit ihre Geistesgesundheit zu bezeugen als auch um dann durch sie eine neue Administration auf ihren Namen einzusetzen. Die Frage — „wird Johanna dies unterzeichnen?" — enthielt die Entscheidung für das Gelingen der Revolution oder für Karls spanisches Königthum.

Denn wenn es den Comuneros gelang, die Ueberzeugung von der geistigen Gesundheit Johannas zu verbreiten und durch einen Willensact derselben offenbar zu bestätigen, dann war ja kein Grund mehr zu sehen, weshalb sie nicht die Regierung selbst führen oder ihre Minister selbst sich wählen sollte, dann war ja Karls Regierung als eine Usurpation dem Lande gekennzeichnet. Man kann sich vorstellen, mit welcher Spannung die Comuneros eine solche That herbeizuführen suchten und mit welcher Aufregung auch Karls Vertreter in Spanien nach Tordesillas hinsahen.

Johanna aber unterzeichnete nicht. Alle Mühe war vergeblich: sie unterzeichnete nicht. Weshalb nicht? Wir erinnern uns zunächst der alten Abneigung Johannas vor dem Schreiben. Dann aber treten auch bestimmte Einflüsse hervor, die sie zurückgehalten haben. Die Comuneros bemerkten sehr bald, so lange Denia um sie sei, würden sie nichts bei ihr durchsetzen. Denia wurde entfernt.**) Johanna war jetzt in der Gewalt der Führer des Aufstandes. Kein Mittel verschmähten diese, eine Unterschrift von ihr zu erpressen: man erfüllte alle ihre Wünsche und Begehren, man schmeichelte ihr, man redete ihr zu; dann drohte man ihr, malte schreckliche Scenen vor ihr aus, versuchte durch eine Hungerkur sie mürbe zu machen: Alles half nicht.***) Sie

*) Bergenroth S. 205 ff. 217. 221. 225; Protokoll über eine Audienz bei Johanna am 1. September. S. 213 ff.

**) Bergenroth S. 232 ff.

***) Bergenroth S. 288 ff. Vgl. auch 348.

unterzeichnete nicht. Auch nachdem Denia fort war, stand ihr noch ihr Beichtvater zur Seite; er hatte den größten Einfluß auf die willensschwache Dame. Und dieser Beichtvater war es, der ihr Verhalten damals dirigirte.*) Die Beharrlichkeit Johannas ist nicht ein Beweis ihrer Verstandeskräfte, sie ist ein Verdienst des Beichtvaters: sie pflegte denjenigen Männern zu gehorchen, an deren Befehle sie gewohnt war.

Die Comuneros sahen sich zu einem andern Verfahren genöthigt. Johanna hörte doch die Reden dieser Politiker gewöhnlich an und antwortete ihnen mit freundlichen allgemeinen Redensarten, oft in der naivsten Weise. So oft sie nun etwas gesagt, nahmen jene ein Protokoll auf, ließen es durch Notare und Zeugen beglaubigen und verkündeten dies als den Willen ihrer Königin.**) Anfechtbar blieb immerhin diese Procedur, aber sie war die einzige Möglichkeit, die Fiction einer Regierung durch Johanna aufrecht zu halten.

Glaubten nun diejenigen, welche die Gesundheit Johannas behaupteten, selbst an die Wahrheit der von ihnen ausgesprengten Behauptungen? Davon kann man sich eben nicht überzeugen, wenn man ihre Handlungen betrachtet. Sie beriefen zu ihrer Heilung Aerzte und Priester; sie urtheilten, Johanna sei von bösen Geistern besessen und nahmen deshalb Exorcismen mit ihr vor. Ja, gleich Anfangs haben einzelne Kapitäne, die in Tordesillas gewesen, ihren Kameraden erzählt, sie hätten sehr wohl gesehen, daß Johanna nicht bei Verstande sei.***)

Und auch die leitende Junta fand sich schon am 26. September (nachdem man seit dem 23. August Gelegenheit gehabt, die Gefangene zu beobachten) veranlaßt, laut und förmlich zu erklären: Grund und Ursprung des gegenwärtigen Unheiles in Spanien sei der kranke Zustand der Königin und die Jugend des Königs. Indem aber die Junta die Mittel der Heilung der kranken Königin erläutert, läßt sie nicht den geringsten Zweifel darüber, wie sie jene Krankheit angesehen hat: „Da die Mittel, die für eine so wichtige Sache auf menschliche Weise gesucht werden könnten, zu nichts dienen würden als dazu, unseren Eifer und unsere Treue zu bezeugen, wenn wir nicht auf das wahre Mittel zurückgriffen, welches ist Gott, so verordnen wir, daß

*) Die einzelnen Beweise stehen bei Bergenroth 227. 293. 305. 325.
**) ib. S. 213. 220. 246 ff.
***) ib. S. 240.

Processionen und Bittgänge überall für die Gesundheit der Königin vorgenommen werden sollen."*)

Wir schließen, die Comuneros, welche Johannas Gesundheit auf ihre Fahne geschrieben, haben selbst sehr bald sie für krank, und zwar für geisteskrank gehalten.

Die Wirthschaft in Tordesillas dauerte nicht lange. Am 5. Dezember eroberten einige Schaaren castilischer Granden, die sich für Unterstützung Karls entschieden hatten, das Schloß. Johanna wurde wieder der Obhut Denias untergeben. Einsichtige Männer hatten in den letzten Ereignissen das Urtheil bestätigt gesehen und sprachen es jetzt bestimmt aus, die Königin sei nicht in dem geistigen Zustande, Regierungsgeschäfte zu führen. Aber noch einen Vorfall aus jenen stürmischen Tagen haben wir zu beleuchten.**) Als die königlichen Truppen eingerückt waren, folgte der Admiral von Castilien dem Beispiel der Comuneros. Er ließ Johanna den Befehl austheilen, daß aller Widerstand aufzugeben wäre, und er nahm über diesen ihren mündlichen Befehl ein Protokoll auf, wie Jene zu thun pflegten. Man machte ihm Vorstellungen über das Ungehörige dieses Verfahrens; im Wortwechsel ließ er sich dann zu der Aeußerung hinreißen, er glaube in der That, Johanna sei bei Verstande. Auf diese Aeußerung ist aber kein Gewicht zu legen. Denn, wie ein Schreiben von ihm aus späterer Zeit zeigt,***) er hat nachher die geistige Verwirrung Johannas als eine offenkundige Thatsache behandelt und damit seine frühere Ansicht selbst rectificirt.

Nach dem Jahre 1520 hat Johanna das alte Leben in Tordesillas fortgesetzt. Einzelne Ungereimtheiten sind auch aus dieser späteren Zeit uns berichtet. Denia war zu der Ansicht gelangt, daß ab und zu einige Strenge bei ihr angebracht wäre; er meinte, ihren Widerstand gegen vernünftige Maßregeln brauche man nicht zu beachten; wenn es nicht anders möglich sei, so könne man sie mit Gewalt an einen gesunderen Aufenthaltsort schaffen.†)

Eine Besserung trat bei ihr nicht ein. Die Begräbnißceremonien

*) Erklärung der junta general S. 253 ff.

**) S. 331 ff. Bes. S. 353.

***) Bergenroth S. 422.

†) Bergenroth S. 404. 423. Nur durch ein totales Mißverständniß des spanischen Textes ist es zu erklären, daß Bergenroth hier eine „Folterung" herausbringt. Gachard S. 29, Rösler S. 16. 17.

vor dem Leichnam Philipps wurden von Zeit zu Zeit wiederholt: es scheint, man hatte doch Besorgniß, der Kranken in diesem Punkte nicht zu Willen zu sein. Im November 1524 verließ die Infantin Katharina, die bis dahin mit ihr gelebt, Tordesillas, weil sie nach Portugal damals heirathete. Es wird erzählt, Johanna habe nicht Abschied von der Tochter nehmen wollen; indem sie jene als kleines Kind noch immer behandelte, verrieth sie, daß sie nicht aufzufassen im Stande war, um was es sich damals handelte.

In der Zurückgezogenheit in Tordesillas lebte, oder vegetirte Johanna noch weiter. Wir sind nicht mehr im Besitze vieler Details aus der späteren Zeit ihres Lebens und Leidens. Es scheint, daß sie von Hallucinationen, von Geistererscheinungen verfolgt war: früher hatte man es dagegen mit Exorcismen versucht, nachher begnügte man sich die Kranke möglichst ruhig und ohne Störung zu halten.

Für diese spanisch-katholische Umgebung war es trotz der Krankheit Johannas eine Sache von großer Wichtigkeit, daß sie den religiösen Uebungen der Kirche sich nicht entziehe. Ab und zu war es schon schwierig gewesen, sie zu regelmäßigem Besuche der Messe und zu einem angemessenen Betragen während des Gottesdienstes zu bewegen. Ihre Indolenz, ihre seltsamen Zufälle hatten sich zuweilen zu bedenklicher Höhe gesteigert: dann hatte man ihr zugeredet, bisweilen mit größerem, bisweilen ohne Erfolg. Es kam dahin, daß die kaiserliche Familie den Francisco de Borja, einen der angesehensten Granden Spaniens, der seine glänzende Stellung in der Welt aufgegeben und dem Jesuitenorden sich angeschlossen hatte, mit dem Auftrage zu Johanna hinschickte, auf das ernstlichste ihr ins Gewissen zu reden.*) Dies geschah im Mai 1552. Und Borja brachte es dahin, daß Johanna gegen Beichte und Communion sich nicht sträubte.

Bald nachher war sie in ihre Passivität zurückgefallen. Im April 1554 erneuerte Borja seinen Besuch und seine Versuche bei der Kranken. Er constatirte nach gewissenhafter Prüfung die Unheilbarkeit der Fürstin: auch er neigte sich zu der Ansicht, von bösen Geistern sei die Kranke geplagt: Gebete in Spanien, Besuche durch Personen, welche als Teufelsbanner einigen Ruf hätten, seien bei ihr anzuwenden; und

*) Gachard Jeanne la Folle et S. François de Borja (in den Bulletins der Brüsseler Akademie 1870.)

für die Acte kirchlicher Devotion müßte man die lichten Intervalle ihrer Krankheit wahrnehmen und ausnutzen. Er erzielte wiederum einigen Erfolg durch seine ruhigen und milden Worte. Und in einer den Hof zufriedenstellenden Weise ordnete er in Tordesillas das Leben Johannas.

Die körperliche Gesundheit Johannas war bis dahin eine gute gewesen. Sie war schon fünfundsiebenzig Jahre alt geworden: fast fünfzig Jahre hatte sie in geistiger Nacht, nur auf Momente erhellt, gelebt, und etwa siebenundvierzig Jahre davon in Tordesillas zugebracht. Sehr spät erst stellten sich körperliche Beschwerden bei ihr ein; erst im Frühlinge 1555 wurde sie ernstlich krank.*) Als man sah, daß sie endlich ihrer Auflösung entgegengehe, da wurde wiederum Borja herbeigerufen; und seine milde und fromme Weise, seine freundliche Zurede machte wiederum auf sie Eindruck: ihre Aufregung beruhigte sich; sie redete vernünftig.

Zuletzt entstand in Borja noch ein Gewissensbedenken, ob es ihm gestattet sein dürfte, der geisteskranken Königin die Sterbesacramente zu reichen. Er consultirte die höchste Autorität in Spanien, die theologische Facultät von Salamanka und ihren geistigen Führer, den berühmten Domingo de Soto. Dieser kam selbst ans Sterbelager Johannas; er sprach mit ihr und ertheilte den Rath, ihr nicht die Communion aber die letzte Oelung zu reichen. So geschah es. Die Sterbende war noch im Stande Borja das Credo nachzusprechen. Ihr letztes Wort war: „Jesus Christus, Du Gekreuzigter, hilf mir.“ Am 12. April 1555 hatte sie ausgelitten.

Ein trauriges Loos war dieser Fürstin zu Theil geworden. Zur Herrscherin Spaniens war sie berufen; in einem kleinen Schlosse Spaniens verbrachte sie den größen Theil ihres Lebens, von Schwermuth und Trübsinn umgeben, mehr und mehr in völlige Geistesnacht versunken. Sie selbst hatte nichts vom Leben zu erwarten; für ihre Familie, diese glänzende und mächtige Familie, welche die Welt zu beherrschen sich unterfing, war es eine unglückliche Fügung, daß die Mutter des großen Kaisers das Leben einer von der Welt abgesperrten Geisteskranken führen mußte. Ja, die Gefahr lag doch nahe, daß von Johanna auf Kinder und Kindeskinder die unglückliche Anlage zu Geistestrübsinn und Geistesstörung vererbe. Und Sohn und Enkel und Urenkel haben ihren Theil an dieser Erbschaft gehabt.

*) Gachard Les derniers moments de Jeanne la Folle (ebendort 1870).

IV.

Kaiser Karl V.



Wenn wir bei Persönlichkeiten derselben fürstlichen Familie gewisse politische Charakterzüge und Eigenthümlichkeiten als fortwährend wiederkehrende bemerken, so reden wir von einer specifischen Hauspolitik, einer specifischen dynastischen Tradition dieses Hauses. Und in der That, von den größeren Dynastien, welche uns die Geschichte des modernen Europa auf der Weltbühne vorführt, stellt eine jede eine gewisse Familien-Individualität dar: in der Art und Weise der Behandlung politischer Fragen, in der Wahl und Benutzung von Personen und Mitteln, in den Zielen und Zwecken, die sie verfolgen, haben die Fürsten desselben Hauses gewisse gemeinsame Züge, gewisse mehr instinctive als freiwillig gewählte Aehnlichkeiten.

So wird Niemand den nationalen Absolutismus der Tudors, den Eigensinn „von Gottes Gnaden" der Stuarts in den einzelnen Gliedern des Hauses verkennen; so reden wir von einem ganz specifischen selbstherrlichen, aufgeblasenen und prunkenden Sinn der Bourbons, der den tüchtigen und untüchtigen Gliedern dieser Familie gleichmäßig eignet. So dürfen wir auch von dem Herrscherhause der Hohenzollern einen gemeinsamen Charakterzug aussagen, der, wenige traurige Persönlichkeiten abgerechnet, bei allen sich stark ausgeprägt findet: das ihnen eigenthümliche Staatsgefühl, das die fürstliche Person ganz und voll mit dem Interesse ihres Staates identisch werden läßt.

Fast in noch höherem Grade sind wir befugt, von einer eigenthümlichen Familienpolitik des Hauses Habsburg zu sprechen. Wie im Aeußeren eine gewisse Aehnlichkeit durch die Jahrhunderte hindurch ihnen gewahrt geblieben ist, so ist es auch unmöglich, in dem Auftreten und in den Charakteren der einzelnen Fürsten etwas Typisches

zu verkennen. Ja, der eigenthümliche Familienzug ist hier ein so starker, daß wir fast berechtigt sind, auch in dem heutigen Hause Lothringen, das durch eine Frau mit den Habsburgern verwandt ist, habsburgischen Charakter wieder zu finden.

Ein kleiner unbedeutender Fürst, begütert in Schwaben und in der heutigen Schweiz, war Graf Rudolf von Habsburg als das Werkzeug ehrgeiziger Intriguen, als der Dienstmann des Erzbischofs von Mainz auf den Thron des römischen Kaisers deutscher Nation erhoben worden. Er und seine Nachfolger waren geschickt genug, diese hohe Würde, die an sich schon mehr Schein als Wesen war, zur Erwerbung von Privatvortheilen auszunutzen. Die Grenzmark des Reiches nach Südosten, die Erzherzogthümer Oestreich blieben in ihrem Besitz: die umliegenden Gebiete wurden bald theils direct annectirt, theils in losere oder engere Beziehungen hineingezogen: schon im 14. Jahrhundert ist die Tendenz der Habsburger erkennbar, dort sich im Südosten ein Reich abzurunden, auf das sie später die höchste Würde der deutschen Nation zu stützen im Stande sein würden.

Es giebt in der deutschen Geschichte wenige Perioden größerer Zerrüttung, allgemeinerer politischer Verwirrung als die Regierungszeit des habsburgischen Kaisers Friedrich III. Aber dieser verrufene und viel getadelte Monarch, der so wenig Gefühl für die deutsche Sache hatte, daß er Jahrzehnte hindurch aus Deutschland fern blieb, dieser selbe Monarch war es, der mit rastloser Arbeit, mit der unausgesetzten stillen Thätigkeit eines sparsamen, engherzigen, aber vorsichtigen Hausvaters seiner Familie allenthalben einträgliche Besitzungen zu verschaffen sich bemühte. „Er verstand sich auf das lange Leben: er lebte seine meisten Widersacher zu Tode und gewann am Ende ihr Gut durch Erbschaft oder Vergleiche.“*) So gründete und erweiterte er den dauernden Hausbesitz der Habsburger. Dabei aber hielt er auch unverwandt auf die südöstlichen Nachbargebiete Oestreichs sein Auge gerichtet, auf Böhmen und auf Ungarn; ein umfangreiches Gebiet dort gedachte er als Grundlage der deutschen Stellung seines Geschlechts zusammenzufügen. Und wenn ihm hier noch nicht alles zu verwirklichen gelungen, so war es doch angebahnt und eingeleitet, und nach anderer Seite hin war auch das Schwierigste schon überwunden.

---

*) So sagt Dahlmann von ihm in der Charakteristik, die er in der Vorlesung über „Deutsche Geschichte seit Karl V.“ von ihm entwarf.

Die Erbtochter des Burgunderreiches wurde mit Friedrichs Sohn und Erben vermählt; jene reiche und blühende Staatengruppe, das Mittelreich zwischen Deutschland und Frankreich, das unter Karl dem Kühnen ein Gegengewicht gegen die französische Königsmacht gebildet, mußte damit in den Besitz der Habsburger kommen. Erzherzog Maximilian, anfangs als Mitregent seiner Gemahlin Maria, dann als Vormund seines Sohnes Philipp, hatte mit den burgundischen Niederlanden den Gegensatz und Krieg gegen die französischen Könige geerbt, zugleich aber auch für seine deutsche Stellung einen Rückhalt an diesen mächtigen und reichen Provinzen gewonnen.

Im Norden Deutschlands also die Niederlande, im Süden die alten Besitzungen in Schwaben und im Elsaß, im Südosten die östreichischen Herzogthümer mit ihren Aussichten weiterer Erwerbung von Ungarn und Böhmen: das sind die Angelpunkte, in denen sich die Politik Kaiser Max I. bewegte: er zuerst hat auf dem europäischen Gebiete den Tendenzen Habsburgs Ausdruck verliehen.

Ganz gewiß war Max mit den Forderungen deutscher Patrioten darüber einverstanden, daß in dem deutschen Reiche eine Verstärkung der Centralgewalt Platz zu greifen habe. Aber nur im Interesse Habsburgs vermochte er sich eine solche zu denken. Und als die mächtigeren Territorialstaaten, die hervorragendsten deutschen Stände in mehr oligarchischen Formen sie zu errichten strebten, als sie den Kaiser an die Controle und Zustimmung der Reichsstände binden wollten, da trat Max der deutschen Bewegung unlustig entgegen: in heftigen Conflict geriethen die beiden Principien, und zuletzt ist die deutsche Verfassungsfrage nicht zu einer Ordnung gelangt.

Es war besonders seine auswärtige Politik, die diesen Gegensatz hervorrief und stets aufs neue entzündete. Es war des Kaisers Absicht, die Rechte des deutschen Reiches oder des deutschen Kaisers auf die Nachbargebiete zu erneuerter Anerkennung und Geltung zu bringen: er zielte darauf hin, Nord- und Mittelitalien vom Gebote des Kaisers wieder abhängig zu machen, die kaiserliche Herrschaft, wie sie im Mittelalter bestanden, dort wieder aufzurichten. Aber er begegnete hier den Ansprüchen und Tendenzen der französischen Krone, derselben Macht, die schon in den Verhältnissen der Niederlande ihm sehr unbequem im Wege stand. Er gedachte deshalb gründlich den französischen König zu strafen, seine Kräfte zu brechen und ihn in Unterordnung unter

seine Oberhoheit herunterzudrücken. Und wenn er alles das erreicht, so beschäftigte ihn die Idee, als Kaiser an der Spitze der Christenheit nach Konstantinopel zu marschiren, das osmanische Reich zu vernichten und zuletzt — als Krönung des Ganzen — den morgenländischen Krieg zu führen zur Befreiung des heiligen Grabes und zur Eroberung des Reiches von Palästina.

Eine Fülle politischer Gedanken und Entwürfe! Die ganze Welt umspannte sein Verlangen. Der ächt habsburgische Eifer des Erwerbens, die Begehrlichkeit nach immer größerem Besitze schien in Max I. auf die Spitze getrieben zu sein.

In Wirklichkeit fehlte ihm so gut wie Alles zur Erfüllung seiner Gelüste. Und der Contrast des politischen Wünschens und Trachtens gegenüber den factischen Mitteln und den factischen Resultaten zeigt diesen kaiserlichen Projectenschmied, den höchst seltsamer Weise man vielfach als den letzten Ritter dichterisch gefeiert hat, sehr oft uns in fast grotesker, halb komischer Beleuchtung. Dieser Kaiser, der über Päpste und Türken schalten und walten wollte, er war nicht im Stande seinen niederländischen Unterthanen Gehorsam einzuflößen oder seine deutschen Regimenter zu bezahlen. Dieser Feldherr, der große Weltkriege aussann und berechnete, und über fremde Reiche und Länder freigebig verfügte, er trat in den Dienst einzelner kleiner Herren für ein Stück Geld und führte untergeordnete Fehden, bezahlt und angeworben wie ein gewöhnlicher Landsknechtshauptmann.

Und doch sind die habsburgischen Hausinteressen auch durch ihn ein gutes Stück vorwärts gekommen.

In dem Gegensatze gegen Frankreich begegneten sich die habsburgische und die spanische Politik. Auch die katholischen Könige, Ferdinand und Isabella, hatten das lebhafteste Interesse, Frankreichs anschwellende Macht aufzuhalten und Frankreichs europäischen Tendenzen in den Weg zu treten. So reichten Max und Ferdinand sich zur Allianz die Hand, und beide kamen trotz mancher Störungen auf dies System immer wieder zurück.

Man gedachte dabei die politische Allianz durch eine Doppelehe zwischen beiden Familien zu stärken, — Max Sohn, Erzherzog Philipp mit der zweiten spanischen Tochter, Johanna, und Max Tochter Margaretha mit dem spanischen Kronprinzen Juan. Gerade hieraus erwuchs ein Erfolg für die Habsburger, den man kaum vorausgesehen

haben konnte. Erbin der spanischen Kronen wurde im Jahre 1500 diese Johanna, die ihrem Gemahl zwei Söhne und vier Töchter geboren hat: ihr zweites Kind, ihr ältester Sohn, Karl, vereinigte also in sich Habsburg und Spanien.

Das war das Ereigniß, das Max politischen Entwürfen neuen Aufschwung verlieh und aussichtsvolle Zukunft verhieß. Sofort war es seine Meinung, daß dieser älteste Enkel Karl der dereinstige Weltherrscher sein sollte: auf sein Haupt wollte er alle die Kronen senken, die seinem Geiste so lange vorgeschwebt hatten. Oestreich und Burgund, Böhmen und Ungarn und die Niederlande, Mailand und Neapel, Spanien und Amerika — alles sollte Karls, des römischen Kaisers, Eigenthum werden.

Den Absichten Ferdinands von Spanien hatte das nicht entsprochen: eine Theilung zwischen den jungen habsburgischen Brüdern, Karl und Ferdinand, hätte er vorgezogen. Aber zuletzt fügte auch er sich in dies habsburgische System der einen, großen Weltmonarchie. Max setzte seinen Gedanken durch.

Die Weltgeschichte kennt Kaiser Karl V. als den eigentlich typischen Habsburger.

Seines Großvaters Max Ideenwelt lebte in ihm fort. Wenn der Familiencharakter der Habsburger, der unruhig und unaufhörlich nach neuem Ländererwerb verlangte, schon bei Maximilian sich zu der Sehnsucht nach der mittelalterlichen Kaiserstellung an der Spitze des ganzen Europa ausgebildet hatte, so war dies für Maximilians Enkel der Ausgangspunkt seines politischen Denkens und seines politischen Lebens. Vom väterlichen Großvater erhielt Karl diesen Impuls. Sein Vater Philipp war gestorben, als der Knabe sechs Jahre alt war; auch weiß die geschichtliche Tradition, die dem Erzherzog Philipp den Beinamen des Schönen, el hermoso, zu geben pflegt, von ihm nichts als eine gewisse robuste Körperschönheit, einige Fälle politischer Ungeschicklichkeit und Unerfahrenheit, und vielleicht noch einige Scenen ehelichen und außerehelichen Liebeswandels zu berichten: von ihm war nicht viel zu lernen.

Dagegen übertrug auch von den spanischen Großeltern sich Manches auf den Enkel. Zu der politischen Ideenwelt Maximilians brachte das spanische Reich die realen Mittel hinzu, und die realistische Staatskunst Ferdinands des Katholischen wurde nun der habsburgischen

Actionsmethode eingepflanzt. Die spanische Tradition in der Behandlung politischer Dinge, wie sie zu höchster Virtuosität Ferdinand entwickelt hatte, wurde nun eine Eigenschaft auch bei den Habsburgern.

Aber die spanische Ehe brachte ihnen noch etwas ganz Anderes: die fromme Königin Isabella vermittelte durch ihre Tochter Johanna die eigenartige Religiösität der Spanier den habsburgischen Enkeln; von da ab sind dem habsburgischen Fürstengeschlechte kirchlicher Fanatismus und Eifer als bleibende Merkmale zu Theil geworden und geblieben. Eine neue Zugabe war dies damals für den habsburgischen Charakter, der bis dahin durchaus weltlich gewesen war. Karl V. ist das erste Product der damaligen Mischung; von ihm haben die Nachkommen des Geschlechtes ihr Gepräge empfangen.

Am 24. Februar des Jahres 1500 war Karl in Gent geboren: man nannte ihn den Herzog von Luxemburg. In den Niederlanden verbrachte er seine Jugend. Und auch als im December 1501 die Eltern, Philipp und Johanna, nach Spanien reisten, ließen sie ihn zurück, unter der Aufsicht seiner Tante, der Erzherzogin Margaretha. Die Sorge für den Knaben fiel ihr immer mehr zu.*) Denn schon im Jahre 1503 traten die Symptome jener Geistes- und Gemüthskrankheit in Johanna zu Tage, die in zunehmendem Maaße ihre Tage umdüstert und sie anfangs freiwillig und nachher nach dem Willen ihrer Umgebung dem Verkehr mit der Außenwelt entzogen hat. Seit Januar 1506 regierten Philipp und Johanna als Könige von Castilien; auch als Philipp ganz plötzlich im September 1506 gestorben, blieb Johanna auf der pyrenäischen Halbinsel.

Karl war seit 1506 dem Namen nach der Souverain der Niederlande; für ihn führte seine Tante Margaretha die Zügel der Regierung. Auf Burgundischen Fuß war der Hof eingerichtet, eine Schaar niederländischer Großen diente dem jungen Fürsten persönlich.

Karl war ein schwächliches Kind, oft von Krankheiten geplagt. Als er heranwuchs, als er durch fortgesetzte Leibesübungen seine Kräfte gestärkt, auch da war und blieb er stets Anfällen ernsthafter Leiden ausgesetzt: ganz besonders die Gicht hat ihn schon in frühen

---

*) Ueber Margarethas Regentschaft Leglay Correspondance de l'empereur Maximilian I. et de Marguerite d'Autriche. 1839. Vgl. Juste, Charles-Quint et Marguerite d'Autriche. Etude sur la minorité l'emancipation et l'avénement de Charles V. à l'empire 1858.

Jahren heimgesucht. Der Heranwachsende konnte keinesfalls für schön gelten: etwas unter Mittelgröße war seine Figur, blaß und hager sein Antlitz, hellblond, fast röthlich sein Haar, gebeugt seine Haltung; er hatte ein hervortretendes Kinn und stechende Augen; scheinbar apathisch und kalt, verbarg er doch unter ruhigem Aeußeren tiefe und heftige Leidenschaften: er war durchaus eine nervöse reizbare Natur. Im Aerger war er furchtbar; schonungslos verfolgte er die ihn beleidigt hatten: selten zur Milde geneigt, war er rachsüchtig und hart gegen seine Feinde. Schon von dem Jüngling hieß es, er werde niemals eine Beleidigung vergessen: wehe dem, der ihn einmal gereizt und sich zum Feinde gemacht!

Er wurde unter Niederländern von Niederländern erzogen. Seine Spielgenossen und Jugendfreunde waren aus dem niederländischen Adel gewählt. Zum Hofmeister hatte man ihm einen Croy, den Herzog von Chièvres gegeben, der nicht gerade ein hervorragender Staatslenker, wohl aber ein Lebemann von gefälligen Formen war und auch von der Politik und den Geschäften so viel verstand, daß er passende Werkzeuge in den Staatsangelegenheiten sich beiordnete. Dieser Herzog von Chièvres hatte den Sinn des jungen Karl so eingenommen, daß er in Allem, was er that, von Chièvres Willen abhängig und unter seiner absoluten Herrschaft zu athmen schien.

Als Schulmeister und Lehrer diente dem Jüngling ein niederländischer Professor der Universität zu Löwen, Adrian aus Utrecht. Der war ein ernster, strenger Theologe, als Lehrer eine Zierde der Löwener Hochschule, ein einflußreicher Prediger, ein fruchtbarer Schriftsteller, dessen theologischen Werken sich weder Gelehrsamkeit noch sachlicher Ernst absprechen läßt. Schon 1507 bestellte ihn Erzherzogin Margaretha zum Pädagogen für ihren Neffen: grundgelehrt, gutmüthig, sittenstreng, aber etwas pedantisch und nicht sonderlich weitblickend erwies er sich in dieser Stellung. Und seine Schule ist gewiß nicht ohne Einfluß auf die Geistesrichtung des zukünftigen Kaisers geblieben. Von ihm erhielt Karl Belehrung in der Religion und in den kirchlichen Fragen. Ein entschlossener Vorfechter der strengsten Dominicanischen Theorien, die er selbst wiederholt nicht ohne Erfolg als Schriftsteller und Prediger und akademischer Lehrer gegen andere Richtungen vertreten hatte, ein Geistlicher von fast asketischer Strenge, der mit den zelotischsten und eifrigsten Mönchen Spaniens durchaus über die Ten-

denzen der als nothwendig erkannten Kirchenreformation übereinstimmte, ein Kirchenfürst, der zu der spanischen Inquisition die engsten Beziehungen pflegte und gern nachher an die Spitze der spanischen Kirchenbewegung getreten ist, — ein solcher Mann war es, der dem zukünftigen Gebieter über Europa den ersten Einblick in die Religion eröffnet, die ihn selig machen sollte. Adrian von Utrecht ist es unzweifelhaft gewesen, der in Karls Seele jene religiösen Gefühle und Gedanken eingegossen hat, die sein Leben ganz und mächtig erfüllt und ihm seine welthistorische Bedeutung recht eigentlich zugewiesen haben. Unter den bildenden und formenden Händen dieses Lehrers wurde damals schon des Jünglings Charakter von dem überströmenden Eifer für jenen kirchlichen Katholicismus erfüllt, der im damaligen Spanien als Muster und Vorläufer einer kirchlichen Erneuerung sich darstellte.*)

Es war natürlich, daß lange Zeit noch die niederländisch-habsburgische Politik nicht von der Persönlichkeit des jungen Fürsten abhing. Die Geschäftsleute und Staatsmänner, die im Dienste seines Großvaters Max gestanden, bestimmten die Haltung und Richtung der Niederlande: Erzherzogin Margaretha, der Herzog von Chièvres, Mercurino Gattinara, mit ihnen auch ein Spanier, Don Juan Manuel, der schon in Philipps Dienst getreten, vor Ferdinand fliehend, und der als Favorit Philipps der specifisch spanischen Politik Ferdinand des Katholischen entgegengearbeitet hatte. Diese Männer überwachten auch Karls Jugend; sie regierten die Niederlande, oft etwas selbständiger von Kaiser Max, oft ganz dessen Winken gehorchend. Der junge Karl achtete noch nicht auf diese politischen Dinge; er war noch nicht zu eigentlichem Leben, noch nicht zu selbständigem Denken erwacht.

Da — im Januar 1516 — fiel ihm durch den Tod Ferdinands die Erbschaft der spanischen Kronen zu. Schon zu den mächtigeren Herrschern des damaligen Europa gehörte jetzt der Sechszehnjährige: schon richteten sich auf ihn die Blicke der auswärtigen Höfe.

Man wußte noch nicht viel Gutes von ihm zu sagen.**) „Dieser neue König gilt für Nichts," hieß es einmal. Ein Anderer berichtete

---

*) Vgl. über Adrian die Bemerkungen in dem Aufsatz „Die Kirchenreformation in Spanien" und die dort citirte Literatur.

**) Die Stellen bei Lanz Einleitung p. 220, bei Bergenroth Calendar II. 281. Vgl. Ranke Fürsten und Völker. I, 131 ff.

von ihm: „seinem Charakter nach ist er nicht der Mann viel von sich reden zu machen.“ Die Spanier bemerkten damals über ihn, daß er allzusehr von den niederländischen Großen abhängig sei, daß er noch gar nicht spanisch zu sprechen gelernt, daß er noch an der Führung der Geschäfte gar keinen Antheil genommen habe. Der Welt galt Karl als unbedeutend, phlegmatisch, träge, leicht durch ehrgeizige und habgierige Menschen zu lenken.

Spanien war damals in eine recht glückliche Zeit seiner Geschichte eingetreten. Die Früchte der politischen Arbeit, welche fast vierzig Jahre hindurch die katholischen Könige hier gethan hatten, waren schon zur Reife gelangt. Unter die Gewalt der Monarchie hatten sich die ständischen Interessen gebeugt: Handel und Verkehr im Innern der Halbinsel wie über das Weltmeer in die fernen Colonien waren zu schöner Blüthe entwickelt: man mußte nur fortgehen auf dem Wege, auf dem man in letzter Zeit gewandelt, und man durfte auf die Zukunft hoffen.

Nach dem Tode Ferdinands führte einstweilen der Cardinal Ximenez die Regierung weiter. Dann, 1517, kam Karl selbst dorthin, mit großem niederländischen Gefolge. Man hatte in Spanien einen Augenblick geschwankt, ob dem Niederländer die Krone wirklich zu Theil werden solle. Die Ungeschicklichkeit des niederländischen Bevollmächtigten, eben jenes Bischofes Adrian, des Lehrers Karls, hätte beinahe Unheil gestiftet. Viele hatten ihr Auge auf Karls jüngeren Bruder, den in Spanien erzogenen und spanischer Weise durchaus zugänglichen Infanten Ferdinand geworfen. Ximenez aber trat mit großer Entschiedenheit für das auf, was er für Recht hielt; er bewahrte die spanische Krone dem abwesenden Thronerben. *) Schlecht lohnte ihm dafür der Undank der Niederländer. Gleich nachdem Karl am 17. September 1517 in Villaviciosa gelandet, schrieb er dem Cardinale einen kühlen verletzenden Brief: er zeigte ihm seine Entlassung aus dem Staatsdienste an. Den Schlag überlebte Ximenez nicht lange; ein hitziges Fieber ergriff ihn, im November des Jahres starb er.

Nun rissen die Niederländer, welche mit Karl gekommen waren,

*) Ueber dies sehr interessante Intermezzo verbreiten neues Licht die Cartas del cardinal D. Fray Francisco Ximenes dirigidas à D. Diego Lopez de Ayala publicadas por Gayangos y de la Fuente. 1867.

die nationale Regierung von Spanien an sich; sie bemächtigten sich aller einflußreichen und einträglichen Posten im Lande. Aemter und Bisthümer und Pensionen regnete es für diese ausländische Schaar; es schien, sie sei nur gekommen, das spanische Land auszuplündern und auf Spaniens Unkosten sich zu bereichern.

Der Eintritt einer solchen Regierung machte böses Blut im Lande. Unter den eigenen Königen war Spanien zufrieden und glücklich gewesen. Der Adel hatte sich dem Gebote der Krone zu fügen gelernt, und wie streng und hart oft auch die Regierung gewesen, sie hatte Gerechtigkeit geübt gegen Alle und Jeden, sie hatte mit der Zustimmung der rechtmäßigen Cortes gewaltet. Jetzt war eine offene Willkürherrschaft hereingebrochen, die auf die Landeswünsche nicht achtete und selbstsüchtig und launisch über Güter und Personen des Landes verfügte. Chièvres vergab die besten Stellen an seine Verwandten und Freunde: das Erzbisthum Toledo verschenkte er einem blutjungen unwissenden und ungeistlichen Menschen. An die Leistungsfähigkeit des Landes wurden dabei die höchsten Ansprüche gestellt.

Zwar die eine Schwierigkeit, die man anfangs Karl gemacht, war bald ausgeglichen.*) Karl zeichnete sich als den König von Spanien. Die streng gesetzlichen Spanier, die über die niederländische Wirthschaft entrüstet waren, verlangten, daß er nur als Regent für seine kanke Mutter in ihrem Namen die Regierung führe. Nach einigem Streite vereinigte man sich dahin, daß die Regierung auf den Namen beider laute: „Juana und Karlos" wurden alle Actenstücke signirt.

Darauf aber gab es ernstlichere Reibungen. Schon im Februar 1518, auf den Cortes in Valladolid protestirte der Abgeordnete von Burgos dagegen, daß ein Niederländer in der spanischen Versammlung den Vorsitz führen dürfe. Alle Versuche, den Redner einzuschüchtern, schlugen fehl: er setzte es durch, daß Karl, wie ungern und zaudernd auch, den Eid auf die hergebrachten Gesetze von Castilien ablegte: jetzt erst war er nach dem Landesrechte König von Spanien, König Karl I.

Im Jahre 1519 wurde es bekannt, daß Karl zur Kaiserkrönung nach Deutschland gehen, vorher aber noch einen großen außerordentlichen Tribut von seinen spanischen Unterthanen eincassiren wollte.

*) Vgl. die sehr genaue und präcise Schilderung von Gachard Jeanne la Folle et Charles V. (Bulletins der Brüsseler Akademie 1870 und 1872.)

Da fluthete die populare Unlust über die Dämme des gewohnten Gehorsams hinüber. Also einem Fremdherrscher, für fremde, Spanien wenig berührende Zwecke sollten Spaniens Reichthümer hingegeben werden — so lautete die Klage der spanischen Volksvertreter. Einzelne energische Männer traten zusammen; sie gaben die Losung aus: man solle den König bitten, in Spanien zu bleiben und nach den Wünschen der spanischen Cortes zu regieren. Karl aber bestand auf dem einmal gefaßten Entschlusse. Er erzwang auch von den städtischen Behörden in Valladolid das Zugeständniß, daß man ihm einen Tribut zahlen würde: trotz des Protestes anderer Städte begann er seinen Beschluß ausführen zu lassen. Als die Städte sahen, seine Reise würden sie nicht hindern, verlangten sie, daß in der Landesregierung auch ihnen eine Stimme ertheilt würde. Karl schob die Antwort hinaus; endlich, im Begriffe sich einzuschiffen, in Santjago schlug er die Bitte ab: als Regenten setzte er den Cardinal Adrian ein, den Niederländer; im Mai 1520 ging er in See.

In der heftigsten Unruhe ließ er Spanien zurück. Seine Krone gerieth während seiner Abwesenheit in die größte Gefahr. Erst eine Aenderung seiner Politik hat einen Umschwung zu seinen Gunsten hervorgerufen.*)

Einstweilen, 1520 und 1521, erschien Karl auf einer neuen Bühne. Die erste Probe seiner persönlichen Art sollte er in Deutschland ablegen. Er hatte noch viel zu lernen, ehe er sich als den Mittelpunkt eines weltgeschichtlichen Momentes ansehen durfte.

Während Karl in Spanien geweilt, hatte der alternde Kaiser Maximilian seiner Zukunft vorzuarbeiten sich bemüht. Er hatte Alles darauf gerichtet, daß mit dem Erbe des alten östreichisch-habsburgischen Hausgutes auch die Kaiserkrone Karl zufalle.**) Ehe der förmliche

---

*) Karls Regierung in Spanien ist vornehmlich der Gegenstand des zeitgenössischen Historikers Sepulveda, dem Karl selbst den Auftrag ertheilt. Nachher am Anfang des 17. Jahrhunderts schrieb Sandoval die Geschichte seiner Regierung aus gleichzeitigen Relationen und Actenstücken. Neuerdings hat der spanische Historiker Modesto Lafuente der Zeit Karl V. den 11. und 12. Band seiner Historia general de España gewidmet (1853). Eine allgemein gehaltene Charakteristik gab schon 1827 Ranke in Fürsten und Völker von Südeuropa, Bd. I.

**) Auf deutscher Bühne zeigen natürlich Karl V. alle Geschichten der Reformationszeit. Begnügen wir uns hier auch auf Rankes deutsche Geschichte zu verweisen. — Ueber die Literatur zur Geschichte der Kaiserwahl von 1519, und die neueste sehr gute Darstellung von Rösler Die Kaiserwahl Karls V. (1868) vgl. Hist. Zeitschrift 22, 190—194.

Abschluß erzielt, war Maximilian selbst im Januar 1519 gestorben. Einem verwickelten Intriguenspiel war damit die Bahn frei. Neben Karl trat ernstlich als Rivale der französische König Franz I. in die Schranken. Große Interessen standen beiderseits auf dem Spiele. Alle Welt wurde durch den Wettkampf der Bewerber aufs Lebhafteste erregt: gewaltige Summen wurden von beiden Seiten zur Bestechung der deutschen Kurfürsten verschleudert: alle Mittel der Diplomatie wurden in Scene gesetzt, die Kurfürsten und die öffentliche Meinung in der deutschen Nation zu bearbeiten; auch der römische Papst sprach in zweideutigster Weise sein Wort in dies Treiben hinein: das Endresultat war, daß der Habsburger am 28. Juni 1519 in Frankfurt gewählt wurde.

Wenn man sich ganz objectiv den Verlauf der Wahlangelegenheit vergegenwärtigt, so sieht man, wie sehr die Staatskunst dieser habsburgisch-spanischen Politik den andern Mächten überlegen gewesen ist: mit der größten Entschiedenheit trat sie auf, sie kannte den Boden und die Mittel der politischen Action aufs Gründlichste; sie erwog und berechnete jeden ihrer Schritte aufs Schärfste; so ist sie aller Schwierigkeiten Herr geworden. Das wird nicht auszumachen sein, ob Chièvres oder ob Gattinara oder ob einem der anderen Minister das Verdienst dieses Erfolges gebührt: jedenfalls der junge Fürst selbst hat hier noch nicht die Leitung seiner Diplomatie geführt: Selbstherrscher war er damals noch nicht.

Nicht ganz ohne Bedeutung war es für Karl gewesen, daß man die öffentliche Meinung, das populäre Element in Deutschland, auf seine Seite zu bringen gewußt hatte. In Deutschland meinten Viele, gerade darin sei eine Bürgschaft gegeben dafür, daß der neue jugendliche und mächtige Kaiser die deutsche Frage in nationalem Sinne zu lösen versuchen müsse.

Es ist in diesem Zusammenhange nicht möglich, die ungeheuere Erregung zu schildern, welche damals ganz Deutschland bewegte. In politischen, in kirchlichen, in socialen Dingen war Alles von revolutionären Tendenzen und Ideen erfüllt. Das große religiöse Ereigniß, das damals in denselben Tagen, in denen Karls Kaiserthum geboren wurde, zu Leipzig den sächsischen Mönch Martin Luther zum Abgott der deutschen Nation emporgehoben hatte — die große Frage, ob Deutschland von römischem Einflusse sich losmachen und für sich zu

einer wahrhaft religiösen Kirchenreformation gelangen könnte — dies schwebte damals noch unentschieden über der deutschen Zukunft. Was hing nicht Alles davon ab, ob Karl mit diesen Tendenzen Fühlung und Berührung gewinnen könnte! Wenn Karl nach den Wünschen der gebildeten Kreise von Deutschland diese Angelegenheit in die Hand hätte nehmen wollen, er hätte wahrlich auch wieder im wahren Sinne des Wortes der Herr des deutschen Reiches werden müssen!

Damals und gerade in dieser Angelegenheit geschah es, daß man zum ersten Male einem persönlichen Entschlusse des einundzwanzigjährigen Kaisers begegnete.*)

Die officiellen Kirchengewalten hatten schon ihr Verdict über Luther abgegeben: er war in den Bann gethan, und seine Schriften sollten der Vernichtung durch Feuer preisgegeben werden. Es galt den Vertretern des Papstthums, den Kaiser und die Fürsten von Deutschland davon abzuhalten, daß sie ihren Schutz dem Ketzer gewährten. Karl war dazu bereit, der Kirche seinen Arm zu leihen. In seinen niederländischen Gebieten geschah, was der Papst verlangte: für Deutschland hielt man ähnliche entschiedene Maßregeln in Bereitschaft. Und, was hier ganz besonders des Historikers Aufmerksamkeit fesseln muß, der junge Kaiser persönlich trat für Strenge und Energie und unbeugsame Kirchlichkeit auf. Ihm stand damals ein Beichtvater zur Seite, wie er nur aus der spanischen Schule und Zucht hervorgehen konnte: ein spanischer Mönch, Namens Glapion, war damals der erste in der Reihe der kirchlichen Geister, die als Gewissensräthe einander ablösend bis an sein Sterbelager seine Seele gestärkt, geleitet und begeistert haben. Jener Glapion übte schon den größten Einfluß auf den jungen Mann aus: von ihm berathen, stand Karl in der Frage der deutschen Reformation, sofort nachdem sie ihm entgegengebracht wurde, ganz entschieden auf dem Boden der mittelalterlichen Kirche; von dem Geiste dieser mittelalterlichen Tradition war er an-

*) Die neuerdings erst bekannt gewordenen Berichte des römischen Nuncius Aleander haben einen ganz neuen Einblick in diese Dinge gestattet, eine Rechtfertigung und Bestätigung derjenigen Auffassung Karls V., die in ihm nicht allein den politischen Rechenmeister sondern auch den fanatischen Katholiken erkannt hatte. Friedrich der Reichstag zu Worms im Jahre 1521. Nach den Briefen des päpstlichen Nuncius Hieronymus Aleander. 1871. Vgl. Hist. Zeitschrift 27, 164—168.

gehaucht: dies mittelalterliche Kirchenthum in hellster Reinheit, in fleckenlosem Glanze wieder herzustellen und neu aufzurichten, dazu fühlte Karl sich getrieben, dazu sah er als Kaiser der Welt vorzüglich sich berufen.

Ganz entschieden auf der Seite der alten Kirche, ohne jede Schwäche und ohne jedes Schwanken stand allein der junge Kaiser selbst. Seine Rathgeber waren lange nicht so principielle und nicht so consequente Gegner der reformatorischen Bewegung, die durch die deutsche Nation wogte. „Unsere Hoffnung, zu siegen," sagt der römische Nuntius Aleander geradezu, „beruht einzig und allein auf dem Kaiser." Der Staatsrath des Kaisers war geneigt zu „temporisiren", den Verhältnissen Rechnung zu tragen und nicht durch allzu schroffes Auftreten die Kaiserkrone selbst in Gefahren zu bringen. Noch war aber das Verhältniß zwischen Souverän und Ministern so beschaffen, daß Karl seine persönlichen Absichten, wenn auch der Beichtvater sie theilte, der überlegenen Einsicht seiner Staatsmänner unterordnete. Er ließ sich durch Chièvres und Gattinara berathen und gab ihnen die Entscheidung in die Hand. Und so kam es, daß man auf dem Wormser Reichstage „temporisirte". Statt sofort alle Hoffnung den Neuerern abzuschneiden, verhandelte man mit ihnen: politisch gewährte man den vornehmsten Reichsständen ein föderatives „Reichsregiment"; in der kirchlichen Sache gestattete man Luther ein Verhör vor versammeltem Reichstage, ehe er definitiv verdammt wurde.

Und noch eine seltsame Episode spielte in dem Drama jenes Frühlings 1521. Der kaiserliche Beichtvater Glapion suchte auf Umwegen durch Mittelspersonen eine Verbindung sogar mit Luther zu gewinnen. Sowohl durch die Vertreter von Kursachsen in Worms, als auch durch persönliche Conferenzen mit Sickingen und Hutten, den beiden Erzrevolutionären, die er auf der Ebernburg aufsuchte, meinte er der drohenden Volksbewegung den Stachel wider die Kirche auszuziehen, und Luthers sittlichen und religiösen Ernst für die Reinigung der Kirche zu verwerthen. Es war doch nicht wohl denkbar, daß ein Erfolg solche Bemühungen krönen könnte, aber über die Gesichtspunkte und den Ideenkreis des kaiserlichen Hofes verbreitet dieser Vorfall ein wahrhaft überraschendes Licht. Es bleibe dahingestellt, ob Glapion auf eigene Hand diesen Versuch unternommen oder ob er Karls Zustimmung dazu erhalten, jedenfalls hat die spanische Reformations-

tendenz hier Fühlung mit der deutschen Bewegung gesucht, — natürlich ohne ernstliches Resultat.*)

Am 17. und 18. April 1521 erschien Luther vor Kaiser und Reich. Er legte noch einmal Zeugniß ab von der religiösen Energie, die ihn beseelte. Tausende jubelten ihm zu. Die Massen drängten mit offener That ihre Gesinnung zu bekunden. Und Kaiser Karl? Er soll gesagt haben: „Der wird mich nicht zum Ketzer machen." Ihm war das Verständniß Luthers vollständig verschlossen. Ihm fehlte gleichsam das Organ, um Luthers Charakter zu begreifen: Religion außerhalb der durch die Jahrhunderte geheiligten allgemeinen Kirche war ihm undenkbar: für alles von ihr Abweichende hatte er nur den Begriff „Ketzerei". Kurz, sein principieller Standpunkt war einfach, — aber furchtbar.

Nun hätte es wiederum in der Linie von Karls Wünschen gelegen, nachdem Luther nicht widerrufen, ihn kurzweg unschädlich zu machen. Aber wiederum gestatteten ihm die politischen Erwägungen dies nicht. Mit einem Edicte von Kaiser und Reich, das die neue Ketzerei verwarf und bedrohte, mußte er sich begnügen: ja die Ausführung des Edictes mußte er sogar den einzelnen Landesfürsten überlassen.

In der augenblicklichen Lage war es für Karl schon ein Gewinn, daß er unversehrt seine Krone aus den deutschen Wirren gerettet, und daß er den Ausbruch der großen deutschen Revolution gerade durch seine „temporisirenden" Künste und Mittel hingehalten hatte. Er harrte seiner Zeit.

Nachdem er die Regierung der österreichischen Lande, zu denen bald Ungarn und Böhmen hinzukamen, in die Hand seines Bruders Ferdinand gelegt, nachdem er die Verwaltung der Niederlande geordnet, kehrte er 1522 nach Spanien zurück.**)

---

*) Dem Wormser Reichstag werden wir noch eine besondere Untersuchung widmen.

**) Bucholtz Geschichte der Regierung Ferdinands des Ersten, 1831 ff. in 9 Bänden, stellt auf Grund der Wiener Archivalien die habsburgische Regierung in Oestreich dar, zieht aber vielfach auch die deutschen Dinge, von Ferdinands Thätigkeit ausgehend, in die Darstellung hinein. Karls Regierung in den Niederlanden ist ebenso eingehend und ausführlich nach Brüsseler Papieren geschildert durch Henne Histoire du regne de Charles-Quint en Belgique. 1858 ff. in 10 Bänden. Auch der vielseitige Historiker Th. Juste hat mehrmals die Epoche Karls V. in Belgien berührt, so in dem verdienstvollen Werke Histoire des états généraux des Pays-bas, 1864 und der Monographie: Les Pays-bas sous Charles V. Vie de Marie de Hongrie, tirée des papiers d'état. (Edit. revue 1861.)

Die Herrschaft Karls V. hat eine Anzahl nationaler Ländergruppen umfaßt: sie beruhte an verschiedenen Stellen auf ganz verschiedenen Rechtstiteln und Grundlagen und hatte ganz verschiedene Principien zu verfolgen. Und nicht mit überall gleichem Interesse widmeten sich Karl und seine Minister der Verwaltung und Regierung der einzelnen Länder.

Es war doch eine fast übermenschliche Anforderung, daß ein einzelner Mann alle diese Nationen und Länder beherrschen sollte: es war unmöglich. Karls spanischer Großvater hatte das erkannt; er hatte deshalb eine Theilung der Monarchie vorgeschlagen zwischen Ferdinand und Karl. Sein Gedanke war verworfen, aber es war doch die Möglichkeit immer offen geblieben, daß vielleicht Ferdinand mit selbständigem Besitze ausgestattet werden sollte.*) 1521 ist das geschehen: da wurden die österreichischen Besitzungen mit der Aussicht der südöstlichen Erwerbungen ihm übergeben.

Aus der Ländermacht Karls war also ein Theil wenigstens ausgeschieden: Einfluß auf Ferdinands österreichische Regierung behielt Karl sich aber vor, und Ferdinand hatte in der europäischen Politik sich vollständig dem kaiserlichen Bruder anzuschließen.

Die deutsche Kaiserwürde verlieh Karl keine factische Macht; sie war ein Ehrentitel, gewissermaßen die Begründung seines Anspruches auf universale Herrschaft. Gerade die Nothwendigkeit, in seinen anderen Gebieten den Bedürfnissen der Regierung zu genügen, in den Niederlanden und in Spanien selbst die Zügel in die Hand zu nehmen oder den Gang der Dinge aus der Nähe zu controliren, gerade diese Nothwendigkeit führte dahin, daß Karl lange Zeit den deutschen Ereignissen ferne blieb. Und in jener selbständigen Regierung Oestreichs durch seinen Bruder fand er das Mittel und Werkzeug, die Beziehungen zu Deutschland nicht ganz sich entschwinden zu lassen.

So gestaltete sich in den ersten sechsundzwanzig Jahren seines Kaiserthums ein eigenes Verhältniß. Nur stoßweise erfolgte eine Einwirkung Karls auf Deutschland; nur in großen Zwischenräumen, nur bei besonderem Anlaß erschien er selbst auf deutschem Boden. Erst in späterer Zeit erwuchs ihm die Absicht, Deutschland sich wirklich zu

*) Vgl. Liske Der Congreß zu Wien im Jahre 1515; in Forschungen zur deutschen Geschichte 7, 463—558 (1867).

unterwerfen: in den heftigsten Conflict gerieth er, der spanische König, dabei mit der deutschen Nation. Man kann nicht sagen, daß er das Verständniß deutscher Politik verloren: er hatte es niemals besessen; er war von Anfang ein Fremder gewesen, er ist auch ein Fremder in Deutschland bis zum letzten Tage seiner Regierung geblieben.

Das eigentliche Fundament seiner Macht war Spanien. Die spanische Monarchie lieferte ihm die Kräfte und Mittel seiner europäischen Action.

Auch in Spanien war er, der Niederländer, Anfangs ein Fremdherrscher gewesen. Es hat keine geringe Arbeit und Mühe ihn gekostet, in ein anderes Verhältniß zur spanischen Nation zu treten. Aber hier ist ihm dies in einer merkwürdigen Weise gelungen.

Wir erinnern uns, Karl mit seinem niederländischen Gefolge war 1517 durchaus nicht herzlich von den Spaniern bewillkommt worden, ja nahe an den Abgrund einer spanischen Volkserhebung hatten ihn seine niederländischen Diener gebracht. Und zu unselbständig war Karl bei seinem ersten Auftreten in Spanien noch gewesen, als daß er von seiner Niederländer Einfluß sich losgemacht hätte. Als er im Mai 1520 die spanische Halbinsel verließ, um in Deutschland sich die Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen, da waren unter der Statthalterschaft seines alten Lehrers, des Cardinales Adrian, seine Spanier schon in großer Aufregung und Unruhe zurückgeblieben. Und Adrian in seiner steifen Gewissenhaftigkeit und in seiner politischen Ungeschicklichkeit war ganz geeignet, die Lage der Dinge täglich zu verschlimmern.*)

Das spanische Volk war voll Unmuth über die neue, noch zuletzt vor der Abreise Karls ihm auferlegte Steuerlast, über die verächtliche Behandlung der Landeswünsche, über das Regiment der Niederländer in Spanien. Die Leidenschaften erhitzten sich bald noch mehr. In Toledo brach ein Aufstand aus: man hielt eine öffentliche Procession

---

*) Den spanischen Aufstand von 1520 und 1521 hat Maldonado dargestellt (De motu Hispaniae), ein Werk, das leider bis heute noch nicht im Originaltext gedruckt ist, 1840 durch Quevedo in spanischer Uebersetzung. In diesem Abschnitt ist Sandoval besonders reichhaltig. Auch die Briefe von P. Martyr und von Guevara enthalten viele Notizen. In der Coleccion de documentos ineditos I, XI, eine Anzahl von Documenten. Eine neuere Monographie besitzt die spanische Literatur, Ant. Ferrer del Rio Historia del levantamiento de las Comunidades de Castilla (1850). Natürlich wird es sich lohnen, für diese Geschichte auch die auf Johanna die Wahnsinnige bezügliche Publikation Bergenroths zu consultiren.

ab, den Beistand des Himmels gegen diese Regierung wie gegen eine allgemeine Landescalamität herabzuflehen: die Anhänger der Regierung widersetzten sich: und der Funke schlug ein in die an Zündstoffen übervollen Massen. Eine Stadt nach der andern schloß sich dem Vorgange Toledos an; in wenigen Monaten tobte auf der Halbinsel der Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken.

Aber gerade in der Mitte des Aufstandes der Gemeinden von Castilien fand die Regierung Karls den Entschluß, die Spanier anders zu behandeln als bisher. In der höchsten Gefahr der allgemeinen Zerrüttung kam man zur Besinnung über die Lage, in der man sich befand. Man schlug jetzt einen neuen Weg in spanischen Dingen ein. Wir besitzen kaum das Recht, auf Karls persönlichen Entschluß die neue Weise zurückzuführen: jedenfalls aber ist sie ein Zeugniß der höchsten staatsmännischen Leistungsfähigkeit seiner Minister und Rathgeber.

Einst hatten die katholischen Könige den Adel gebändigt, indem sie auf den Mittelstand sich stützten. Jetzt war der Adel gedemüthigt, jetzt waren die Einzelnen in ihrer Existenz schon an des Königs Gnade gebunden; jetzt galt es die Städte unter ein ähnliches Joch zu beugen. Und zu diesem Zwecke war der Adel gut zu gebrauchen. Das war jetzt Karls neues System. Man verhinderte, daß der Adel sich auf die populäre Seite schlug.

Man gab dem Cardinal Adrian aus dem Adel zwei angesehene und mächtige Herren als Gehülfen in der Landesregierung. Und diese neuen Regenten griffen nach kurzen Verhandlungen zum Schwerte. Daß sie mit ihren Adelsheeren in offenem Kriege siegen würden, durfte von Anfang an als sicher gelten. Bei Villalar wurden die Comuneros völlig aufgerieben. Nun kannten die Sieger kein Erbarmen. Eine Amnestie wurde zwar proclamirt, aber der Ausnahmen waren darin so viele, daß von den wirklich Schuldigen kaum Einer der Todesstrafe entging.

Der König ließ nachher der Form nach die Cortes noch fortbestehen; aber wie die Deputirten der Städte von der Regierung selbst ernannt wurden, war kaum ernstlicher Widerspruch von ihnen zu befürchten: der Absolutismus der Krone war eine vollendete Thatsache. Der Landesadel wetteiferte um die Ehre, dem Könige zu dienen; huldvoll geruhte Karl seine Dienste anzunehmen: ein gefügiges und gehor-

sames Werkzeug der Politik seines Beherrschers war also dies Spanien geworden.

Im Juli 1522 kehrte Karl auf den spanischen Boden zurück. Manches hatte sich in dem jungen Manne geändert. Noch nicht war er der Kaiser, wie er in der Erinnerung der Menschen fortgelebt hat, der Selbstherrscher eisernen Willens, der kühle und rücksichtslose Gebieter über ganz Europa: so gewaltig war sein Wesen noch nicht gewachsen. Aber er war doch schon ein Anderer geworden als jener phlegmatische und unbedeutende Jüngling, der 1517 der Spanier Abneigung so lebhaft hervorgerufen hatte.

Schon in Worms hören wir seinen Fleiß rühmen. Er arbeitete dort schon mit seinen Ministern, eifrig und angestrengt und mit Ausdauer, er zeigte dort auch schon eine eigene Meinung, wenn er sich auch durch seinen Staatsrath schließlich noch leiten und lenken ließ. Der Nuntius erwähnt, daß er Zerstreuungen und Vergnügungen nicht nachgehe.*) Freilich, dies ist doch bald nachher schon anders geworden. Bei der Durchreise durch die Niederlande, im 22. Lebensjahre, fing er an Geschmack am Verkehr mit Weibern zu finden: aus einer flüchtigen Liebesverbindung in den Niederlanden wurde ihm eine Tochter geboren, die nachher so berühmt gewordene Margaretha, die Herzogin von Parma.

Nun war er auch ausgewachsen; er war noch immer nicht schön, aber doch leicht und behend in seinen Manieren; er liebte Bewegung und Jagd; er schwärmte in üppigen Gelagen; den Freuden der Tafel war er bis zur Unmäßigkeit ergeben: kurz, des Lebens Freuden genoß er in vollen Zügen.

In Spanien heirathete er, dem dringendsten Wunsche der Nation nachgebend, seine portugiesische Base, Donna Isabella. Zwischen den kaiserlichen Gatten hat bis zum Tode Isabellas ein Verhältniß herzlicher Theilnahme bestanden. Nachdem Karl 1539 Wittwer geworden, — auch wohl schon vorher, bei längerer Trennung von der Gemahlin, die bei seinen vielfachen Reisen stets in Spanien zurückblieb — knüpfte er mit fremden Damen vorübergehende Liebesverhältnisse an: Spuren davon ließen sich mehrfach aufdecken. Aber vergleicht man diesen Kaiser mit seinen fürstlichen Zeitgenossen, etwa mit Franz von Frankreich,

---

*) Aleander bei Friedrich S. 72.

der seinen Geliebten auf Hof und Staat wiederholt Einfluß gestattete, oder auch mit Heinrich von England, dessen Frauenwechsel stets die Gestalt des ganzen Staates zu verändern drohte, so zeigt ein solcher Vergleich doch bei Karl ein ganz anderes Verfahren. Seine Liebschaften waren niemals mehr als ein Vergnügen seiner fürstlichen Person, niemals eine Angelegenheit, die in staatlichen Fragen in irgend einer Hinsicht sich bemerkbar gemacht hätte. So kann die Geschichte über dieses Privatleben leichteren Fußes hinweggehen.

Wenn in der früheren Zeit die fremden Gesandten an Karls Hofe ihm geringe Bedeutung beigelegt hatten, so hatten sie jetzt immer mehr von seiner Persönlichkeit zu berichten.*) Man erfuhr, wie arbeitsam und thätig er geworden sei. An den Staatsgeschäften fand er immer mehr Gefallen; er conferirte fortwährend mit seinen Ministern: alle wichtigeren Schreiben las er, an den Berathungen des Staatsrathes nahm er Theil: er studirte die Lage Europas. Zwar ließ er sich noch wiederholt und in der Regel die Entscheidung geben, aber nicht ohne die Gründe zu prüfen, nicht ohne Discussion folgte er dem ertheilten Rathe.

In die Stellung von Chièvres war Gattinara eingetreten, ein fähiger, schnell und scharf denkender Kopf, des höchsten Ehrgeizes und Selbstgefühles voll, reich an Entwürfen und Plänen für die weltbezwingende Action dieser Politik. Man kann ihn, Gattinara, in den Jahren 1522—1529 die Seele der Regierung nennen; aber nach und nach nahm doch auch Karl selbst Antheil, und immer merkbarer wuchs das Gewicht seiner persönlichen Thätigkeit und Bedeutung.

In dieser Zeit seines zweiten Aufenthaltes in Spanien legte Karls Regierung langsam und allmälig der spanischen Nation gegenüber den Charakter der Fremdherrschaft ab. Zwar hielt der Groll der Comuneros noch einige Jahre vor, dann aber kam Karl wirklich in herzlichere Beziehungen zu dem spanischen Volke. Die glänzende Rolle, welche man in Europa spielte, die Siege, die man erfocht, die Beute, die man eroberte, die Reichthümer, die aus Amerika zuflossen, — alle diese Dinge gewannen Auge und Herz des Volkes dem Herrscher, unter dessen Führung die Halbinsel allen diesen Ruhm sich errang. Und die aufwallende Kriegslust des spanischen Charakters, die jetzt

*) Relazion Contarinis von 1525 bei Alberi I. 2. p. 60 ff.

kein Object ihres Angriffes auf der Halbinsel mehr fand, sie war erfreut nach Außen sich zu ergießen. Kurz, in wenigen Jahren war der niederländische Karl und die spanische Nation auf das engste zusammengewachsen.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Skizzen sein, die Geschichte der 40jährigen Regierungsepoche Karls V. zu erzählen. Ich begnüge mich die Aufgaben seiner Politik ganz kurz hier aufzustellen.

Von den Burgundern und Habsburgern hatte er die Feindschaft gegen Frankreich geerbt.*) Da die spanischen und französischen Interessen in Italien direct auf einander stießen, so hatte Karl Anlaß genug, im Kriege gegen das rivalisirende Frankreich nicht zu ruhen. Seit 1521, mit kurzen Unterbrechungen, hatte er fast seine ganze Regierung mit diesen französischen Feinden zu thun. Oft und nachdrücklich schlug er König Franz, nach kurzer Erholung erhob sich der Geschlagene aufs neue.

Und um den Franzosen schaarten sich nun alle die anderen feindlichen Elemente: ganz besonders in Italien war es sehr schwer, die Hegemonie zu behaupten. So ging Karl auf eine Annexion der italischen Staaten immer entschiedener aus. Und es gelang ihm, zum Besitze von Neapel das Herzogthum Mailand hinzuzufügen und in den anderen kleinen Ländern, in Genua, in Mantua, Parma, Toscana und auch im Kirchenstaate, des gebietenden Einflusses sich zu bemächtigen.**)

---

*) Die wechselnde Stellung zu Frankreich ist zu verfolgen in den Documenten, bei Leglay Négociations diplomatiques entre la France et l'Autriche durant les trente premieres années du seizième siècle. 1845; bei Weiss Papiers d'état du cardinal de Granvelle 1841 ff. — Bei französischen Schriftstellern war der Kampf Karls V. und Franz I. ein sehr beliebtes Thema: Varillas Politique de la maison d'Autriche 1658, Histoire de François I. 1685; Gaillard Histoire de François I. 1766, Histoire des grandes querelles entre Charles V. et François I. 1777. In deren Fußtapfen trat auch Mignet La rivalité de Charles V. et de François I. (Revue de deux mondes 1854, 1858, 1860, 1866, 1867: leider nur bis 1528 reichend.)

Selbstverständlich behandeln alle Briefsammlungen Karls auch diesen Gegenstand. (Vgl. Seite 126.)

**) Eine Darstellung der Politik Karls gegenüber Italien im Ganzen hat de Leva begonnen: Storia documentata di Carlo V. in correlazione all' Italia. 1863 ff., sie ist aber nur bis 1532 geführt. Die italienischen Publicationen über Einzelnes zählen wir nicht auf.

Durch diese französisch-italienischen Kriege sah Karl sich behindert, eine zweite Aufgabe, die sich ihm bot, mit ganzer Energie zu verfolgen. Ihm, dem Kaiser, gebührte es doch vor allen anderen Herrschern den drohenden Machtzuwachs des Islam abzuwehren und das immer näher heranrückende Türkenreich aus den Grenzen des Abendlandes zu vertreiben. Das war ein Krieg, wie des Spaniers Sinn ihn sich nur ersehnen konnte. Nicht nur in Nordafrika und im Mittelmeer, sondern auch in Ungarn und im Osten Europas war man stets bereit für die allgemeine Sache der Christenheit einzutreten und als Kämpfer Gottes den Ungläubigen vom Erdboden zu vertilgen. Man kam nur zu zeitweisen und localen Kriegszügen: 1535 nach Tunis, 1541 nach Algier; und fast unausgesetzt ging an der ungarischen Seite der Krieg mit dem türkischen Reiche vorwärts. Alles war nichts als Stückwerk: eben die sonstigen Verwickelungen dieser Politik in Europa hemmten den Kreuzzugseifer des katholischen Kaisers.

Das Innerste dieser Staatskunst, die höchste und schwierigste Aufgabe Karls V., der eigentliche Inhalt seines Lebens ist in der kirchlichen Frage enthalten.

Zwei große geistige Strömungen haben damals im 16. Jahrhundert die abendländische Menschheit ergriffen und bewegt. Die eine ging darauf aus, die erstarrte und des religiösen Lebens baare Kirche des Mittelalters neu mit religiösem Geiste zu erfüllen, von allen Fehlern und Flecken das Ideal der mittelalterlichen Kirche zu reinigen, auf den Standpunkt des Mittelalters Kirche und Welt zurückzuformen. Die andere wollte von der Autorität der Kirche den menschlichen Geist befreien und auf die innere Religiosität des menschlichen Subjectes die Kirche aufbauen. Jener ersten Tendenz dienten vor allen anderen die Spanier, und nachher auch die anderen romanischen Nationen, — das andere ist die Sache der Germanen, in erster Linie der Deutschen. An der Spitze der letzteren steht Luther, — Haupt und Führer der andern Partei ist Karl V. Die welthistorischen Gegensätze sind in diesen Personen, Luther und Karl, verkörpert.

Und nach zwei Richtungen hin gestaltete sich Karls religiöses Princip zu zwei besonderen Aufgaben. Einmal, den spanischen Ideen der Kirchenreformation mußte er in der allgemeinen Kirche Geltung zu verschaffen und als der Kaiser der Christenheit auch das italische ziemlich unkirchliche Papstthum mit der kirchlichen Gesinnung zu beleben

und für die kirchlichen Aufgaben thätig zu machen suchen. Zugleich aber war es gerade seine Sache, das dem mittelalterlichen Kirchenthum feindliche Princip der germanischen Bewegung zu überwinden und zu beschränken.

Daß er, der Kaiser, zugleich der Herr der spanischen und der deutschen Krone war, zugleich von den Spaniern und den Deutschen zur entscheidenden Mitwirkung angerufen wurde — das schien einen Augenblick seine Stellung schwierig und zweifelhaft zu machen; in der That aber hat seine Wahl zwischen diesen Gegensätzen keineswegs geschwankt: gegen die deutsche Nation für die spanische Auffassung nahm er Partei.

Wir berührten, wie diese Entscheidung gerade das erste Regen persönlichen Willens in Karl hervorgerufen hat. Einundzwanzig Jahre alt, in Worms hatte er der deutschen Bewegung gegenüber seine Stellung genommen: in ihr ist er sein Leben lang verharrt: nach diesem Grundsatz gestaltete er das Verfahren und die Handlungen seiner Politik. Der deutschen Reformation und den deutschen Lutheranern hatte er schon in Worms Verfolgung und Untergang geschworen. Und wenn auch die deutsche Reichsregierung im Verlaufe der Jahre bisweilen schwankte und zauderte, ja wenn auch Karl selbst bisweilen eine freundliche Miene aufsetzen mußte: seine Seele ist niemals unschlüssig gewesen. Karl war und blieb hart, unbeugsam, unerbittlich entschlossen, der deutschen Reformation, — sei es in Güte, sei es mit Gewalt — ein Ende zu bereiten.

Es wird keiner Erörterung bedürfen, wie sehr er damit dem spanischen Fanatismus zu Dank gearbeitet hat. In Spanien gereichte es dem Kaiser zur Empfehlung, daß er persönlich den Protestanten keine Concessionen gebilligt, daß er von den Deutschen einfache Unterwerfung verlangt hatte. Nachdrücklich wiederholten der Staatsrath und die Cortes von Spanien ihre Vorstellungen und Bitten; sie legten es ihm ans Herz, daß er religiös verpflichtet sei, den Gräueln der Ketzerei, wie in Spanien selbst, so auch im übrigen Europa ein Ende zu machen: Spaniens Geld und Spaniens Truppen stellten sie ihm zu diesem Zwecke gern zur Verfügung.

Es war lange Zeit nicht möglich, dem Gelüste des eigenen Herzens und dem Verlangen der spanischen Nation zu willfahren. Fünfundzwanzig Jahre lang mußte der Eifer des Religionskrieges zurück-

gehalten werden. Nicht ein blinder Fanatiker ist Karl V. gewesen, der große Unternehmungen beginnt, die er für unmöglich hält oder deren Aussichten seiner Betrachtung der wirklichen Verhältnisse gering scheinen. Nein, auch sein Religionskrieg mußte vorbereitet werden: wiederholt hat er den Anlauf zu demselben genommen, und hat dann doch wieder seinen Gedanken auszuführen nicht gewagt: den längst gehegten Plan auf bessere Gelegenheiten aufzuschieben oder zu vertagen hat er sich oft genöthigt gesehen. Erst als sorgfältig Alles zugerichtet war, die deutsche Situation ebenso wie die europäischen Allianzen, da erst war die Zeit gekommen — 1546 — daß sich Karls eigenste Gedanken enthüllten.*)

Es steht außer Frage, daß Karl selbst zu diesem Punkte hin seine Politik geleitet und entwickelt hat. Ueberhaupt, seitdem Karl 1529 sich aus Spanien nach Italien und Deutschland aufgemacht hatte, trägt er allein auf seinen Schultern die Verantwortung für alle seine Thaten. Da war er der fertige, der gereifte Mann.

Wie er damals 1529 nach Italien kam, erstaunte alle Welt über den neunundzwanzigjährigen Kaiser: so wohl vorbereitet und unterrichtet über Personen und Verhältnisse, die sein Interesse berührten, so geschickt und selbstthätig im politischen Leben hatte man selten einen Fürsten gesehen.**)

Nach Gattinaras Tode blieb die Stellung des leitenden Ministers unbesetzt: Karl selbst war sein erster Minister. Von seinem Willen hing Alles ab: Gehülfen zur Berathung, Diener zur Ausführung brauchte er jetzt: Gedanken und Motive hatte er nun selbst. Zwei Schüler Gattinaras waren seine Staatssecretaire, Cobos und Granvella. Anfangs hatte Cobos den überwiegenden Einfluß; nachher kam Granvella in die erste Stelle. Auch Granvellas Sohn, auch der Herzog von Alba wurden später häufig in den Rath zugezogen. Der Beichtvater pflegte wohl immer gehört zu werden; und wenn ein Mann wie Pedro de Soto diesen Posten bekleidete, hatte seine Zurede mächtige Wirkung in der Seele des Kaisers. Aber daß irgend eine dieser Persönlichkeiten die Leitung der Dinge an sich gebracht, wie

*) Vgl. Maurenbrecher Karl V. und die deutschen Protestanten, 1545—1555. (Nach den spanischen Acten von Simancas.) 1865.

**) Relazion Contarinis von 1530, bei Alberi II. 3. p. 269 ff. Tiepolos von 1532, ib. II. 1. p. 60 ff. Vgl. Ranke p. 183.

früher Chièvres und Gattinara, das war durch Karls Selbständigkeit ausgeschlossen: vollkommen übersah er seine politische Umgebung.

An den militairischen Erfolgen seiner Regierung durfte er sich persönlich einigen Antheil zurechnen. Die großen Generale, die im Anfang des Jahrhunderts das spanische und italienische Fußvolk ausgebildet und an Siege gewöhnt hatten, — Gonsalvo de Cordova, Pescara, Bourbon, Colonna — sie lebten nicht mehr. Der Nachwuchs hatte wohl einzelne tüchtige Generale, Gonzaga und Alba vor allen. Aber wohl mit Recht urtheilten schon zeitgenössische Stimmen, Karl habe keinen größeren Feldherrn gehabt als sich selbst.*) Mit großem Geschicke hatte er wiederholt, 1535, 1541, 1544, 1546 den Oberbefehl geführt: trotz seiner Kränklichkeit lebte und webte er in diesen Dingen; rührig und munter entflammte er durch seinen kriegerischen Eifer auch die anderen.

Wie gesagt, alle wichtigen Schritte seiner Regierung kamen aus seiner Entscheidung. Und persönliche Verhandlungen mit anderen Politikern scheute er nicht. Man kann nicht sagen, daß er zum Diplomaten besonders qualificirt war: er war trotz der scheinbaren Kälte seiner Natur außerordentlich reizbar und heftig: im Gespräche durch den Gegner geärgert kannte seine Zunge keine Grenzen: maßlos war er im Stande zu schimpfen und zu poltern. Daß sein Charakter zäh und nachhaltig war, sagen alle Diplomaten über ihn aus: Beleidigungen vergab er niemals, und nicht leicht vergaß er, was man gegen ihn gethan hatte. Auch an seinen politischen Ideen hielt er fest, — nicht leicht ließ er einen Entwurf fallen, den er einmal sich vorgesetzt hatte. Davon waren Alle, die ihn sahen und kannten, überzeugt, daß seine Person mit seiner Politik sich vollständig identificirt hatte.

Die verschiedenen Staaten, die sein System umschloß, waren in den Details der inneren Angelegenheiten ziemlich selbständig. Sowohl Deutschland, als die Niederlande, sowohl Italien als Spanien durften ihren eigenen Weg gehen, soweit das Ganze nicht berührt war. Die Landesregierung hatte einen gewissen Spielraum, die eigenen Tendenzen zu entfalten: in reger Correspondenz wurden ihr nur die maßgebenden Gesichtspunkte vom Centrum her übermittelt.

Karl selbst hat viel geschrieben und correspondirt; in französischer

*) Relazion Navagieros von 1546, Alberi I. 1. p. 306 ff.

oder spanischer Sprache geschah dieser Briefwechsel. In der späteren Epoche seines Lebens tritt eine merkwürdige Wechselbeziehung der beiden Idiome in seinem Style hervor: sein Spanisch klingt oft französirt und in den französischen Ausdruck mischen sich spanische Reminiscenzen ein. Mit seinen Geschwistern, die seiner Politik so aufopferungsvoll gedient haben, König Ferdinand in Deutschland und Königin Maria in den Niederlanden, verkehrte er französisch: der vertrauliche und so äußerst interessante Briefwechsel mit dem Sohne wurde dagegen spanisch geführt. Die entscheidenden Aufschlüsse über den innersten Charakter Karls sind gerade aus diesen intimen Papieren der kaiserlichen Familie zu gewinnen.*)

Je länger je mehr hatte sich für Karl und seine Staatskunst die Bedeutung der kirchlichen Frage herausgestellt. Das Interesse an der Bewältigung des deutschen Protestantismus überwog mehr und mehr alles andere.

Die Versuche, durch gütliche Verhandlungen die Rückkehr der Abgefallenen in den Schooß der Kirche zu erzielen, waren erfolglos geblieben. Die früher bestandenen Bedenken und Schwierigkeiten gegen ein gewaltsames Vorgehen konnten 1546 als überwunden gelten: mit dem Papstthum war ein leidliches Einvernehmen hergestellt, die Neutralität der anderen Mächte war gesichert, und so erfolgte jetzt endlich das kirchliche Unternehmen Karls.

---

*) Die diplomatisch-politische Correspondenz ist natürlich nicht scharf von der persönlich-vertraulichen zu sondern. Aus dem Brüsseler Archive stammt die Sammlung von Lanz Correspondenz des Kaisers Karl V. 3 Bände 1844; ebendaher Lanz Staatspapiere zur Geschichte des Kaisers Karl V. 1845.

Aus dem Wiener Archive Bradford Correspondence of the emperor Charles V. 1850; Briefe im 9. Bande von Bucholtz Ferdinand; Lanz Actenstücke zur Geschichte Kaiser Karl V. 1853. —

Was die spanische Correspondenz angeht, so sind für die ersten sechs Jahre Karls zu vergleichen Bergenroth Calendar II. (1866) Gachard Correspondance de Charles V. et d'Adrien VI. (1859). Aus verschiedenen Zeiten enthält die Coleccion de documentos ineditos Briefe Karls (so Bd. I. II. VII. IX. XIV. u. s. w.)

Briefe Karls an seinen Sohn von 1543 habe ich in den Forschungen zur deutschen Geschichte III. publicirt; solche von 1545 und den nächsten Jahren stehen bei Heine-Döllinger Documente zur Gesch. Karls, Philipps II. (1862) und in dem Anhange meines Buches über Karl V. —

Ueber die Autobiographie Karls (Commentaires de Charles-Quint publiés par Kervyn de Lettenhove. 1862) siehe jetzt die kritischen Bemerkungen Rankes (Sämmtliche Werke VI. p. 73—79).

Schon 1545 war zur Reform der Kirche das Concil in Trident zusammengetreten: es war der Schauplatz für die Arbeiten der spanischen Kirchentendenzen. Die Revision und Feststellung des kirchlichen Dogma, wie sie in Trident geschehen ist, wurde von den Spaniern inspirirt: eine Anzahl gelehrter und scharfsinniger Theologen spanischer Schule hat in den Beschlüssen des Concils ein Denkmal ihrer Thätigkeit hinterlassen: die Früchte des Tridentinums für die moderne katholische Kirche wurden größtentheils ihnen verdankt.

Zugleich aber that die kaiserliche Politik noch den weiteren Schritt zu dem gesteckten Ziele: der Krieg gegen die deutschen Protestanten war die Ergänzung der conciliaren Leistungen. Für die Spanier war dies Unternehmen ein Kreuzzug wider Ketzer und Ungläubige, wie die Vorfahren ihn gegen Mohamedaner und Juden geführt hatten. Und wenn auch Karl Sorge trug, die religiöse Tendenz dieses Krieges hinter dem Deckmantel des deutschen Reichsrechtes zu verbergen, wenn er selbst aus dem Lager der Protestanten sich Bundesgenossen zu werben keinen Anstand gehabt hat, nichtsdestoweniger trägt in der Auffassung Karls der sogenannte Schmalkaldische Krieg den Charakter eines Religionskrieges.*) Auf Gottes Beistand rechnend stürzte sich Karl persönlich — von der Gicht gelähmt und bleich wie der Tod — in das Gewühl der entscheidenden Schlacht bei Mühlberg; und den Sieg über die Feinde begrüßte er mit dem Worte: „Ich kam, ich sah und Gott hat gesiegt.“ **)

Den Gipfel seiner Machtstellung hatte er im Sommer 1547 erstiegen: sein Wort und Wille gebot über Deutschland und Europa. Als den Herrn der Welt sah ihn der Augsburger Reichstag im Winter 1547 auf 1548.

Große Resultate waren erreicht: die französische Macht war wiederholt niedergeworfen, England war auf neutrales Stillesitzen angewiesen und jedes festen Haltes beraubt; in Italien herrschte der Kaiser von den Alpen bis in die Südspitze der Halbinsel; der Türke war kräftig zurückgeschlagen: Ruhe und Stillstand herrschte auf dieser Seite.

---

*) Vgl. meine Erörterung dieser Frage (gegen Waitz) in der Historischen Zeitschrift 17, 140—144 (1867).

**) Diese Auffassung liegt der originellen Darstellung zu Grunde, welche einer der Freunde und Begleiter Karls sofort nach dem Kriege veröffentlichte: Comentario del illustre señor D. Luis de Avila y Zuñiga de la Guerra de Alemaña. 1548.

Auch der Papst hatte sich in Karls Willen ergeben; mit der Reform der Kirchenzucht, mit der Herstellung der Kirche nach spanischem Muster schien es Ernst werden zu sollen. In Deutschland waren die Protestanten gebeugt, zur Annahme von Karls Religionsedict gezwungen: nur wenige Stimmen des Widerspruches regten sich noch: auch die Zustände des Reiches machte Karl Miene nach seinen habsburgischen Interessen umzubiegen. Kurz, es schien Karl der Lösung seiner Lebensaufgabe nahe zu sein.

Es war ein Schein. Noch niemals hat Europa sich dauernd dem Willen eines Einzelnen gefügt: der Weltherrschaft sind noch immer unbesiegbare Gegner erstanden: die Elemente des Widerstandes haben zuletzt immer die Oberhand behauptet über den siegreichsten und ruhmvollsten und glänzendsten Fürsten.

Auch Karl V. ist diese Erfahrung nicht erspart worden: sie konnte nicht ausbleiben. Das Ziel, dem er nachjagte, war etwas unmögliches, und die Fundamente seines Weltreiches waren gegen die Natur der Dinge gelegt.

Unmöglich war im 16. Jahrhundert die Herstellung der mittelalterlichen Kircheneinheit, wie sie Karls Endziel gewesen: das protestantische Princip der deutschen Reformation, so sehr es auch die protestantischen Kirchen zu verzerren und zu verderben sich bemüht haben, enthielt doch in sich den Keim der weltgeschichtlichen Zukunft; den Fortschritt der Weltgeschichte aufzuhalten, war selbst ein Mann von Karls geistiger Ueberzeugungstreue und von Karls kolossalen Machtmitteln doch nicht im Stande. Die deutschen Protestanten konnte er schlagen, verwirren, vernichten: der Geist des Protestantismus aber war seinen kirchlichen und militairischen Mitteln unerreichbar.

Und gegen die Natur der Dinge war auch die Vereinigung der spanischen und italienischen und niederländischen und deutschen Besitzungen, auf der sein Reich beruhte. Seines habsburgischen Großvaters Maximilian Projecten war diese Combination entsprungen, Karl hatte sich in diesen Ideenkreis hineingelebt. Und dennoch sind auch ihm Bedenken gekommen, ob nach seinem Tode dasselbe System fortgesetzt werden könne.*) Verschiedene Möglichkeiten der Zukunft hatte er erwogen, zuletzt aber brachte der Ehrgeiz der Spanier es trotz

*) Die Nachweise bei Maurenbrecher Karl V. S. 195 ff.

allem dahin, daß Karl sich entschloß, seinen Sohn ganz in seine Stellung einzuweisen, ihm genau die Fortsetzung seiner Politik aufzulegen.

Die Versuche, Philipps Nachfolge im deutschen Kaiserthume zu sichern, haben dann zuerst Karls eigene Stellung erschüttert; die Protestanten fanden die Gelegenheit einer neuen Erhebung; auch das Ausland, Frankreich und der Sultan, mischte sich ein.

Aus diesen Elementen entwickelte die politische Kunst des sächsischen Kurfürsten Moritz im Frühjahre 1552 einen Aufstand. Das war die Katastrophe des Kaisers. Der rauhe Sturm einer einzigen Mainacht riß die Blüthen aus seinem Lorbeerkranze weg: mit genauer Noth entging der alternde Mann der Schmach persönlicher Gefangenschaft.

Und von dem jähen Sturze aus der Höhe vermochte sich Karl nicht mehr zu erheben: an Körper und Geist war er wie gebrochen: im innersten Lebenskerne war er getroffen, auf den Tod verwundet. Widerstrebend mußte er den Protestanten umfassende Concessionen gewähren: selbst die gräuelvolle Sünde religiöser Toleranz mußte er seinem katholischen Gewissen abgewinnen. Da gab er die deutschen Dinge ganz aus seiner Hand: er überließ seinem Bruder Ferdinand die Verantwortung für das Unvermeidliche: er ging aus Deutschland weg.

Nun unternahm er es noch ein paar Jahre mit den Widerwärtigkeiten zu ringen; aber auch das Kriegsglück hatte ihn verlassen. Es gelang ihm nicht, die Franzosen zu bezwingen; selbst die treuen Niederländer wurden mißmuthig; und in Italien gerieth die habsburgische Herrschaft ins Schwanken. Bei Vielen machte sich das Gefühl geltend, daß der Kaiser jetzt nicht mehr der Last der Geschäfte gewachsen wäre: der Zusammensturz seiner Kräfte war allzu sichtbar geworden.

Und Niemand empfand das stärker, als der alte Mann selbst.

Im 50. Jahre seines Lebens erschien er den Menschen schon als ein solcher, dem man nur noch kurze Lebensdauer prophezeien könnte. Recht gesund war er eigentlich niemals gewesen: die Gichtanfälle, an denen er schon früh gelitten, wiederholten sich immer stärker, Asthma und Hämorrhoidalbeschwerden, dazu noch die sogenannte französische Krankheit rieben ihn mehr und mehr auf; und trotz aller Leiden konnte er sich nicht an eine verständige Lebensart gewöhnen: seine Aerzte waren über seine unbändigen Tafelfreuden oft in Verzweiflung.

Wie nun zu allem diesem die moralischen Wirkungen des politischen Mißerfolges niederdrückend hinzukamen, war er, dreiundfünfzig Jahre alt, ein gebrochener, hinfälliger Greis, den fremden Diplomaten ein mitleidenswerther Anblick.*)

Wir können begreifen, wie er selbst mit immer steigender Sehnsucht nach Ruhe verlangte, nach Ruhe des Körpers und des Geistes. Schon im 35. Lebensjahre hatte Karl einmal flüchtig den Gedanken geäußert, er hoffe sein Leben in der Stille eines Klosters, fern von dem Treiben dieser sündigen Welt, zu beschließen. Nach dem plötzlichen Tode seiner Gattin, im Jahre 1539, hatte ihn ein Anfall von Lebensüberdruß ergriffen; und die erbliche Anlage zur Schwermuth, die Mitgift seiner Mutter, beförderte solche Stimmungen unmuthigen Weltschmerzes. Darauf aber hatten ihn dann die Weltereignisse noch einmal recht tüchtig ins große Leben, in den Taumel der Begebenheiten hineingerissen. Aber je länger dies Leben voll Anstrengungen und Aufregungen gedauert, desto mehr schwanden ihm die Kräfte des Körpers, desto mehr erlahmten ihm die Flügel der Seele. Der Gedanke befestigte sich mehr und mehr in ihm, daß er einen Theil der Regierungslast seinem Sohne Philipp übergeben und sich selbst aus dem feuchten und kühlen Norden in das wärmere und reinere Klima der spanischen Halbinsel zurückziehen könne.

Als Philipp im Sommer 1554 die englische Königin Maria heirathete — für den Vater ein neuer Hoffnungsstrahl, daß England so der katholischen Gemeinschaft zurückgewonnen sei —, da übertrug ihm Karl Neapel und Mailand. Diese theilweise Entbürdung des Kaisers aber hatte in der Praxis unbequeme Folgen; so trat er bald nachher auch seine anderen Besitzungen ab. Im October 1555 wurde daher Philipp auch Herrscher der Niederlande, im Januar 1556 König der spanischen Kronen. Die deutschen Angelegenheiten ruhten schon in Ferdinands Händen: damals schickte Karl auch die Boten ins Reich, officiell seine Abdankung von der Kaiserkrone dem deutschen Reichstag zu notificiren.

Und so begab er sich endlich im September 1556 auf die letzte

*) Relazion Marino Cavallis von 1551 bei Alberi I. 2. p. 210 ff. Badoeros von 1558 ib. I. 3. p. 222 ff. — Vgl. auch Lettres sur la vie interieure de l'empereur Charles-Quint par Guill. van Male, publiées par Reiffenberg 1843.

Reise seines Lebens, zu dem freiwillig erwählten Ruhesitze hin.*) Dazu war das Hieronymitenkloster San Yuste auserkoren, gelegen an den südlichen Abhängen der Bergkette, welche Estremadura durchschneidet, in reizendem Thale, von Kastanienwäldern umgeben, gegen alle rauhen Winde geschützt, ein paar Meilen von der Stadt Plasencia entfernt. Neben dem Kloster wurde ein Haus für den alten Kaiser errichtet; am 3. Februar 1557 zog er dort ein.

Sein Leben war äußerlich doch nicht ganz auf klösterlichen Fuß eingerichtet. Er behielt eine zahlreiche Dienerschaft bei; gastronomischen Genüssen lag er auch hier zum Schaden seines Körpers bis zum Uebermaße ob. Das Klima stärkte sonst seine Gesundheit; wurde er einmal wieder krank, so war das stets die Folge eines Excesses: bis in seine letzten Tage wechselten Ueberreizung und Erschlaffung, Genuß und Siechthum bei ihm ab. Daneben lebte er in religiöser Andacht, in Uebungen der Frömmigkeit wie seine Kirche sie ihn lehrte. Messe und Predigt besuchte er in großer Regelmäßigkeit, in andächtiger Sammlung verharrte er bisweilen stundenlang. Außerdem beschäftigte er sich mit mechanischen Arbeiten: an beweglichen Figuren, an Uhren hatte er große Freude. Auch pflegten seine Begleiter ihm vorzulesen, meistens aus historischen oder aus erbaulichen Büchern.

Lange Zeit hat man die falsche Vorstellung gehabt, als ob dort Karl den weltlichen Interessen ganz abgestorben gewesen. Nein, über die wichtigeren politischen Fragen unterhielt er lebhaften Briefwechsel sowohl mit der Regierung in Spanien als mit seinem Sohne in den Niederlanden. Auch eigene politische Action ist einige Male noch von ihm ausgegangen, in finanziellen Schwierigkeiten ertheilte er wiederholt guten Rath. Und zuletzt flammte auch sein kirchlicher Fanatismus

*) Ueber die letzten Jahre Karls besitzen wir mehrere Veröffentlichungen. Der Archivar von Simancas, D. Tomas Gonzalez hatte aus den Acten eine Zusammenstellung über das Klosterleben Karls gemacht, die viel neues enthielt: aus ihr sind die Erzählungen geflossen von Stirling The cloister life of de emperor Charles the fifth. 1852; von Mignet Charles-Quint, son abdication, son séjour et sa mort au monastère de Yuste. 1854 (sehr oft aufgelegt); von Pichot Charles-Quint, chronique de sa vie intérieure et de sa vie politique, de son abdication et de sa retraite dans le cloître de Yuste. 1854. — Nachher hat der um diese Geschichten des 16. Jahrhunderts so hochverdiente belgische Archivar Gachard neue Nachforschungen angestellt und das, was Gonzalez gesammelt, noch bedeutend vermehrt und erweitert; er hat auch den Text seiner Acten selbst edirt: Retraite et mort de Charles-Quint au monastère de Yuste. Introduction et Tome I (1854) Tome II (1855). —

noch einmal glühend empor. Plötzlich erhielt er im Kloster die Kunde, daß selbst in Spanien der Protestantismus Wurzel gefaßt: in Sevilla und Valladolid waren lutherische Gemeinden entdeckt worden. Also nicht einmal im Kloster ließ der Feind seines Lebens ihm Ruhe! Es war ein harter Schlag für den alten Kaiser. Brief schrieb er auf Brief, in dringendstem Tone ermahnte er die spanische Regierung, die ketzerische Secte mit Stumpf und Stiel auszurotten. Auf sein Geheiß rauchten die Scheiterhaufen, auf denen seit dem Sommer 1558 die Opfer der Inquisition zur Ehre Gottes verbrannt wurden.

Wenige Wochen vor seinem Tode sprach er noch einmal aus, wie tief er es bereue, daß er im Jahre 1521 Luthern das Geleit gehalten, daß er sich damals nicht entschlossen, jenen Erzketzer kurzweg verbrennen zu lassen, — ein Wort, das fast am Rande des Grabes gesprochen, die ganze Gesinnung seines Lebens noch einmal zusammenfaßt. So legte er sich auf sein letztes Krankenlager nieder. Mitte August 1558 überfiel ihn wieder seine Gicht; das Fieber steigerte sich, Ende des Monats war alle Hoffnung vorbei.

Nun hat man oft erzählt*) — die Geschichte ist aller Welt bekannt und besonders beliebt —, Karl habe bei lebendigem Leibe seine Exequien gefeiert, ja er habe dabei sich schon in den Sarg legen lassen. Und für eine einfachere Version kann man sich auch auf den Bericht eines Mönches berufen, der dabei gewesen zu sein behauptet. Die

*) Der Erste, der das Factum bestritten, war Tomas Gonzalez. Nichtsdestoweniger hatten Stirling, Pichot, Juste es wieder für glaubwürdig gehalten, Gachard hatte 1854 die Controverse unentschieden gelassen, und die Gründe pro und contra ausführlich dargelegt; 1855 dagegen neigte er doch wieder zur Annahme hin, daß das Factum stattgefunden in der einfacheren Form, wie es der Hieronymit aus dem Kloster selbst erzählt hat. Mignet hatte 1854 rundweg die Sache verworfen und er hat sich in seiner Negative nicht beirren lassen, wie seine Vorrede von 1857 zeigt. L. von Ranke (Sämmtliche Werke 6, 307) vertritt zuletzt die Ansichten Gachards von 1855. Mir erscheinen die Gründe für die Negative von entscheidendem Gewichte: 1) der Hieronymit (Gachard II, 1—69, u. I. pref. p. 88 ff.) hat diese Erinnerungen erst nach zwanzig Jahren aufgezeichnet, — in dieser Zeit konnte sich leicht in seinem Kopfe die Anekdote consolidiren: 2) die Umgebung des Kaisers, der Arzt Mathys, der Hofmeister Quijada, der Secretair Gatzelu — sie berichten genau über die letzten Augusttage 1558; sie geben ganz bestimmt eine andere Ursache der letzten Krankheit Karls an, als die Scene der Exequien, welche bei dem Mönche und seinen späteren Nacherzählern die Ursache sein soll. Absolut unerklärlich wäre diese Differenz, oder dieser Widerspruch der Berichte, wenn beide wahr sein sollten: sie zu vereinigen, erinnert stark an die beliebte Methode der Evangelienharmonien.

Forscher streiten heute noch darüber, wie viel Glauben man solcher Erzählung zu schenken habe. Es fällt sehr schwer ins Gewicht, daß gerade aus den Tagen, in denen dies passirt sein soll, wir sehr viele Briefe der Umgebung des Kaisers haben, die nicht nur nichts davon wissen, sondern auch gar keinen Raum für diese Feier offen lassen. Jedenfalls ist diese effectvolle Geschichte schlecht beglaubigt; und die Phantasie eines Mönches wird für fähig gelten dürfen, derartige Tendenzanekdoten gradezu zu erfinden.

Die Krankheit Karls nahm im September noch zu. Am 19. erhielt er die letzte Oelung. Auf den Tod war er vorbereitet. „Herr in deine Hände habe ich deine Kirche empfohlen" — hörte man ihn sagen. Am 21. September umstanden geistliche und weltliche Freunde sein Bett: der Erzbischof von Toledo intonirte den Psalm de profundis: mit der rechten Hand griff der Sterbende nach der brennenden Kerze, mit der linken führte er das Crucifix an die Lippen, dasselbe, das einst auch den Todeskampf seiner Gattin begleitet. Die Gebete der Umgebung dauerten fort: „Jesus" war das letzte Wort, das über seine Lippen gekommen. In dem Grabgewölbe des Escurial ist nachher seine Leiche beigesetzt worden.



V.

Kurfürst Moritz von Sachsen.



In unserer ganzen Geschichte besteht ein eigenthümliches Verhältniß zwischen dem Norden und dem Süden von Deutschland. Der eigentlich staatenbildende Geist ist im Norddeutschen mächtiger ausgeprägt als im Süddeutschen. Die Zeiten des Mittelalters, in denen man von einem wirklichen deutschen Reiche reden kann, sind gerade diejenigen, in welchen Norddeutschland das Fundament des Ganzen gebildet. Die Ottonischen Kaiser haben Deutschland regiert. Eine kurze Frist ist es noch dem rheinischen Geschlecht der Salier gelungen, das Reich zu erhalten; der Conflict der Salier aber mit den Sachsen warf darauf den Thron um. Und wenn dann die süddeutschen Staufen noch einmal das fallende Reich zusammengeleimt haben, nicht für lange Zeit hat dieser süddeutsche Leim vorgehalten.

Das deutsche Reich hat ein Ganzes gebildet, so lange sein Schwerpunkt im Norden gelegen; wurde er nach Süden verschoben, so trat die Gefahr der Auflösung ein. Und dies hat seit dem 13. Jahrhundert sich noch weiter entwickelt. Nord und Süd gingen immer weiter auseinander. In allen den Fürstenthümern, Bisthümern, Abteien und Städten des Südens schoß der Particularismus der Deutschen lustig ins Kraut. Der Norden, der nicht ganz so zersplittert war als der Süden, lebte meist für sich und seinen eigenen Interessen und Aufgaben.

Es verleiht der Geschichte des 15. Jahrhunderts einen ganz besonderen Reiz, zu bemerken und zu verfolgen, wie damals in Deutschland eine patriotische Bewegung erwacht ist, welche eine Erstarkung des Reiches gegenüber den Territorialgewalten, eine Erhebung des

Centrums gegenüber der Peripherie laut und immer lauter forderte. Die Kaiser aus habsburgischem Hause, Maximilian I. und sein Enkel Karl V. haben sich dieser Stimmung bemächtigt und den Anlauf gemacht zu einer Erneuerung des untergegangenen Kaiserthums von Deutschland. Ihr Versuch ist gescheitert. Es war doch in den letzten drei Jahrhunderten der deutsche Süden nicht fähiger geworden, als eigentliches Fundament den Reichsbau zu tragen, und es hatte die religiöse Bewegung des 16. Jahrhunderts eine Scheidewand aufgerichtet zwischen dem Katholicismus des Hauses Habsburg und dem Protestantismus, dem die überwiegende Majorität der Deutschen sich hingegeben hatte. Wenn eine neue Vereinigung Deutschlands von süddeutschen Elementen aus schon für unwahrscheinlich im 16. Jahrhunderte gelten durfte, so war es sicher unmöglich, auf den Boden der alten Kirche das neue Reich zu stützen. Das Fürstenhaus, das Land, dem eine Neugestaltung Deutschlands gelingen konnte, mußte ein norddeutsches und ein protestantisches sein.

Nachdem heute dies Ziel erreicht ist, nachdem dies Postulat der deutschen Geschichte seit dem Ausgange des Mittelalters nicht mehr allein theoretisches Postulat deutscher Historiker, sondern handgreifliche Wirklichkeit unseres Lebens geworden — heute mag es sich geziemen auf den Weg, den die Geschichte Deutschlands in den letzten Jahrhunderten gegangen, zurückzuschauen und die Frage zu stellen: ist es eine Nothwendigkeit unserer Geschichte zu nennen, daß grade das Reich der Hohenzollern, das Kurfürstenthum Brandenburg der Grundstein der deutschen Zukunft geworden? Gestellt war die Aufgabe schon dem 16. Jahrhundert. Es galt gegenüber den unfruchtbaren Versuchen der katholischen Habsburger die norddeutschen Kräfte zu sammeln und auf Grund und im Anschluß an das protestantische Princip ein der Erweiterung fähiges politisches Wesen zu bilden.

Es ist nicht richtig, wenn man den Hohenzollern des 16. Jahrhunderts schon derartige Gedanken und Pläne, schon die Anfänge einer derartigen Politik beilegen will. Aber neben Brandenburg gab es damals ein anderes norddeutsches und protestantisches Land, das allerdings die Führung der historischen Aufgaben unserer Nation auf sich genommen hat. Am Anfang des 16. Jahrhunderts schwang sich Sachsen zu einer großen nationalen Bedeuutng empor. An der Spitze der Reformpartei im Reiche hat eine Zeit lang der sächsische

Kurfürst Friedrich gestanden, — er zugleich der glückliche Schützer und Schirmer Luthers und der protestantischen Anfänge.

Welch eine Stellung fiel damit Sachsen zu! Die Führung der protestantischen Partei war bei Sachsen: in der Geschichte der deutschen Reformation ist auch auf jedem Blatte und bei jedem Ereigniß von Sachsens Haltung die Rede. Das Interesse des Historikers der deutschen Reformationszeit haftet vornämlich an den sächsischen Dingen. Die Alternative — Habsburg oder Sachsen — hat damals Jahrzehnte lang über Deutschland geschwebt.

Gewiß, dem sächsischen Kurhause hat damals nur das Eine gefehlt — ein fähiger Staatsmann, der die Situation seines Landes erkannt und die Mittel desselben benutzt hätte! Jene Kurfürsten, Friedrich der Weise, Johann der Beständige, Johann Friedrich der Großmüthige, sie waren sehr brave, ehrbare Leute, aber schlechte Politiker, sie waren mehr fromm als klug: sie beteten, wo sie denken, sie redeten, wo sie arbeiten sollten. Sie haben für sich und ihr Sachsen unendlich viel verpaßt, sie haben gegen die Zukunft des Protestantismus schwer gesündigt.

Das wurde anders, als ein junger Fürst aus einer Seitenlinie des Hauses den Kurhut, den er dem Vetter vom Haupte gerissen, sich aufsetzte, als er in kurzer Zeit sich mit seiner Thatkraft und seiner Einsicht zum Führer des protestantischen Deutschland aufwarf. Da sah es aus, als ob in Kurfürst Moritz der Mann erschienen sei, welcher der deutschen Geschichte ihre Bahn anweisen und ihre Richtung bestimmen werde. Es war ihm nicht beschieden, seine volle Größe in bleibenden Resultaten zu erweisen. Noch im Beginn seiner Laufbahn raffte eine feindliche Kugel den 32jährigen weg; er wurde nicht ersetzt. Sein Nachfolger war nicht der Mann, auf der Höhe, auf die ihn Moritz gestellt, sich nur aufrecht zu erhalten, bald war Sachsen wieder auf dem Niveau der übrigen deutschen Territorien angelangt. Und die von Moritz ergriffene Möglichkeit allgemeinerer Bedeutung war dahin, als Sachsens Fürsten sich und ihr Land mit einem engherzigen und beschränkten Confessionalismus identificirten. Das war auch damals im 16. Jahrhundert nicht möglich, auf die Orthodoxie einer einzelnen Confession eine leitende Stellung zu gründen. In der ungeheueren Krisis des 30jährigen Krieges war Sachsen schon völlig aus der Rolle herausgefallen: die Stelle im protestantischen Norden war

leer geworden: erst Brandenburg-Preußens Großer Kurfürst hat in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die Aufgabe, an der Sachsen sich vergebens versucht, aufgenommen und gelöst.

Die Reformationszeit in Deutschland ist reich an interessanten Persönlichkeiten. In verschwenderischer Fülle und Mannigfaltigkeit sind Helden des Geistes und der Feder und des Schwertes über die Gauen Deutschlands ausgestreut. Theologen und Dichter, Denker und Historiker, Ritter und Bürger, Krieger und Redner, eigenartige und ursprüngliche Geister und Charaktere in jeder Richtung begegnen dem forschenden Auge überall im damaligen Volke. Und auch wer die Schaar der Fürsten jener Zeit prüfend und musternd durchwandert, trifft auf nicht wenige stattliche und achtungswerthe Gestalten, gottesfürchtige und fromme Väter ihres Landes, religiöse Vorbilder ihrer Unterthanen, patriarchalische Beschützer der neuen kirchlichen Pflanzungen und neben ihnen schlagfertige Soldaten, feurige Reitersleute und lustige Zecher, oder sorgsame Hauswirthe und treue Aufseher der Landesverwaltungen.

Einer aber ist unter ihnen, der Seinesgleichen nicht hat, — ein einziger Staatsmann, der politisch denkt und politisch handelt, ein einziger deutscher Landesfürst, der den großen Politikern seiner Zeit ebenbürtig ist.

Das ist Moritz von Sachsen.

Vergleicht man ihn mit seinen fürstlichen Berufsgenossen, so berührt seine Erscheinung wie ein fremdartiges Wesen. Er, ein Protestant, hat im Kriege des katholischen Kaisers gegen die deutschen Protestanten auf der Seite des Kaisers gestanden: er hat redlich dazu mitgeholfen, dem Kaiser die Protestanten unter die Füße zu werfen. Nachdem er seinen Lohn dafür weghatte, — die sächsische Kur — hat er eine Empörung der Protestanten gegen Kaiser Karl eingeleitet, vorbereitet, durchgesetzt: ihm fast ausschließlich ist die öffentliche Anerkennung des Protestantismus im Reiche, der Religionsfriede, zu verdanken.

So bewegt sein politisches Thun sich in jähem Wechsel. Auf realen Machterwerb hatte er immer sein Auge gerichtet, um politische Macht war es ihm zu thun und fast scheint es, als ob ideale Interessen ihn wenig erfaßt hätten. Die religiösen Impulse der Reformationszeit haben auf ihn wenig gewirkt. Theologische Streitfragen,

die Lieblingsthemata seiner Zeitgenossen, sind ihm ziemlich gleichgiltig: kühl und nüchtern steht er den kirchlichen Dingen gegenüber. So ist es gekommen, daß der Retter des Protestantismus in Deutschland nicht einmal den Protestanten ein sehr warmes Andenken hinterlassen: der erste „Verrath" wird ihm nicht vergessen, für die spätere Errettung ist man ihm wider Willen dankbar. Gerade sein Mangel an persönlicher Wärme, das Deficit religiöser Begeisterung ist bei einem Fürsten der Reformationszeit eine Sünde, für die man keine Vergebung hat.

Es gilt dieser moralisirenden Auffassung gegenüber vor allem die politische Natur des Mannes zu betonen; es gilt aus den Voraussetzungen seiner Lage, den Eigenschaften seines Charakters die Politik des Fürsten zu verstehen und zu erklären.

Eine solche Betrachtungsweise ist nur dann möglich, wenn man sich nicht allein die einzelnen Thatsachen vorführt, sondern wenn man versucht, die Erwägungen, die zu den Thatsachen hingeführt, nachzuerwägen und die Gedanken, welche das Handeln bestimmt, nachzudenken. Die Alternativen und Möglichkeiten, vor denen damals der Politiker stand, muß man sich auf das lebhafteste vergegenwärtigen, in die Genesis der Entschließungen muß man hinabsteigen. Der Historiker muß es verstehen, den einzelnen Moment der Entscheidung so zu erfassen, daß jene Zeit wie eine gegenwärtig neu zu durchlebende von ihm nachempfunden werde.

Das Material unserer Kenntnisse über Moritz reicht zu einer solchen Arbeit aus.*) Nicht als ob nicht noch manche Lücken blieben, manche Nachträge erwünscht wären, im Ganzen und Großen aber werden wir im Stande sein ein historisches Urtheil über seine Politik zu gewinnen.

Freilich eine Klippe giebt es, an welcher der Historiker des Kurfürsten Moritz leicht scheitern kann. Der landläufigen ungünstigeren Betrachtung gegenüber kann man leicht in den Verdacht kommen, eine sehr verrufene Sache allzu sehr bewundern oder gar politische Treulosigkeit und Selbstsucht preisen zu wollen. Wenn man einfach die politische Bedeutung und Tragweite der Motive erwägen

---

*) Wir besitzen eine aus Archivalien gearbeitete Monographie über ihn, von Langenn Moritz Herzog und Kurfürst zu Sachsen. 2 Bde. 1841. Vielfache Publicationen aus der deutschen Reformationszeit haben dies ergänzt. Vgl. ganz besonders die Charakteristik, die Leopold von Ranke in seiner Deutschen Geschichte von Moritz gegeben

will, so erscheint dies Verfahren ja sehr leicht als eine Vertheidigung dieser Politik gegenüber den Anklagen, wie sie eine theologisch gefärbte Geschichtsbetrachtung nun einmal aufgebracht hat. *)

Wir legen die Thatsachen hier vor, ohne die Rolle des Advocaten aufzusuchen. Wir haben auszugehen von einer Betrachtung derjenigen Situation, in welcher Moritz sein sächsisches Land angetreten, von einem Rückblicke auf die Traditionen seiner Vorgänger, die er als gegebene in seinem Sachsen schon wirksame Größen vorgefunden hat.

Die sächsischen Lande der Wettiner waren bekanntlich 1485 in zwei Massen getheilt worden: das kurfürstliche Sachsen, dem der größere Theil von Thüringen zufiel, und das herzogliche, welches das Land Meißen umschloß. Bei dieser Theilung war jedoch nicht alle Gemeinsamkeit der kurfürstlichen Ernestiner und der albertinischen Herzöge aufgegeben; die Belehnung auf Sachsen erfolgte „zu gesammter Hand", manche Güter, manche Rechte und Nutzungen blieben den beiden Fürsten gemeinsam, und so konnte es auch nicht fehlen, daß mancher Streit und Haber in den so in einander geschobenen und eng vermengten Territorien zwischen Ernestinern und Albertinern fort und fort sich erhob. Manches, was Anfangs gemeinsam gewesen, hatte man doch später getheilt, so 1491, so 1504: immer aber war zu Reibungen und Differenzen noch genug Stoff vorhanden. Auch die Vergleiche von 1531 und die durch hessische Vermittlung eingerichteten Abmachungen von 1536 schafften nicht den Anlaß zu neuen Zerwürfnissen aus der Welt: zu Thätlichkeiten konnte es wiederholt kommen, die sächsischen Vettern waren nichts weniger als nachbarlich und wohlwollend gegen einander gestimmt.

Und diese kleine dynastische Rivalität der beiden Fürstenhäuser erhielt durch die großen Gegensätze kirchlicher und politischer Parteiung

---

*) In meinem Buche (Karl V. und die deutschen Protestanten 1865) hatte ich diese politische Würdigung schon vertreten. Es haben sich dagegen mehrere Stimmen erhoben, Waitz in den Gött. Gel. Anzeigen (1866. p. 1110) und Cornelius in dem Münchener historischen Jahrbuch für 1866. Meine Ansicht vertheidigte ich in der Historischen Zeitschrift 20, 271 ff. (1868) eine Abhandlung, die, sorgfältig revidirt, zum größten Theil jetzt hier wieder zum Abdruck gelangt. In den Preußischen Jahrbüchern 23, 635 ff. (1869) hat B. Kugler ebenfalls eine Anzahl von Einwendungen gegen mich erhoben, die ich nicht für zutreffend halten kann. Rankes Auffassung steht übrigens der meinigen sehr nahe, wenn sie nicht vielleicht ganz dieselbe ist! —

erst rechte Nahrung und rechtes Feuer; in den allgemeinen Fragen der Reichspolitik standen Ernestiner und Albertiner im entgegengesetzten Lager. Die principielle Gegenstellung und die territoriale Rivalität, das sind die beiden Seiten dieser sächsischen Verhältnisse im 16. Jahrhundert. Es giebt der Reformationsgeschichte hier eine ganz eigenthümliche Färbung, die man wohl zu beachten hat, daß die Spaltung zwischen dem sächsischen Kurfürsten, dem Führer der protestantischen Reichspartei, und dem Herzoge von Sachsen, dem kirchlichen Katholiken und Parteigänger des Kaisers, auch in localen Händeln, in besitzlichen Interessen beider Linien ihr Widerspiel findet: wie mußte hier eins das Andere schärfen, reizen und steigern! Wenn im albertinischen Sachsen Herzog Georg die alten kirchlichen Zustände zu schützen gesucht, wie oft war ihm da die Nachbarschaft und die Propaganda des lutherischen Kurfürstenthums hinderlich in den Weg getreten: hatte man doch zuletzt 1536 es als Auskunft wählen müssen, daß ein Lehnsträger, der seines Fürsten Religion nicht folgen wolle, zur Auswanwanderung ins andere sächsische Land genöthigt werden dürfe, hatte man doch ausdrücklich damals sich zugesagt, wegen der kirchlichen Sachen sich einander nicht mit Gewalt zu überziehen und auch gegenseitig sich die kirchlichen Ordnungen nicht stören zu wollen.*) Es war eine Abrede, die uns tief in die endlosen Wirren jener Nachbarstaaten, die erst durch den kirchlichen Zwiespalt zu ganzer unleidlicher Höhe emporgeschossen waren, hineinblicken läßt. Wir finden, daß Feindschaft zwischen Ernestinern und Albertinern im sechszehnten Jahrhundert der bleibende Zustand im Lande Sachsen geworden war.

Es kam noch ein Weiteres hinzu. Das eigentliche Haupt der Albertiner war Herzog Georg, von dessen katholisch-kirchlichen Bestrebungen, von dessen katholischen Offensivplänen gegen die Anhänger Luthers die deutsche Geschichte der Reformationszeit an mehr als einer Stelle zu reden hat; er war auf katholischer Seite der Mann der That, er war derjenige, auf den die Politik des Kaisers zu einem kühnen Unternehmen wider die Protestanten in jedem Augenblicke rechnen zu dürfen meinte. Ihm selbst winkte dabei ein Lohn, nicht kleiner Art, den er nicht zu verachten, nein, den er selbst zu begehren

*) Ueber diese Händel, die Vergleiche u. s. w. vgl. Weiße Geschichte der kursächsischen Staaten Bd. III, bes. S. 101—104. Vgl. auch Böttiger Geschichte des Kurstaates und Königreiches Sachsen I 341. 429 u. a.

gewillt war: die sächsische Kurwürde selbst nahm der Albertiner in Aussicht, schon geraume Zeit bevor sie wirklich seinem Hause zufiel. Wer wird nicht den Scharfblick der römischen Kurie bewundern, die 1524 schon die Nothwendigkeit erwog, den Beschützer Luthers von der sächsischen Kur zu entfernen? ein Schritt, der doch sofort den Uebergang derselben an die jüngere Linie nach sich gezogen hätte. Und wenn nun die Tradition vom Vater her, seit der Regierung jenes Albrecht, der in den Niederlanden für die Kaiser Friedrich und Maximilian wacker gekämpft hatte, den Albertiner zum Anhänger des Hauses Habsburg bestimmen zu sollen schien, so ließ auch Georg 1526 schon einmal die Drohung fallen, der Kurfürst, wenn er von Luther nicht ablasse, werde von Land und Leuten verjagt werden, er selbst werde, wenn er wolle, Kurfürst sein.*) Als dann in Augsburg 1530 wieder ernstlich über einen Gewaltschritt gegen die Protestanten gehandelt wurde, da wurde wieder die Absetzung des sächsischen Kurfürsten erwogen, und dem Kaiser der Rath ertheilt, seine Besitzungen an Herzog Georg zu versprechen; Kurfürst Johann selbst erfuhr von diesen Anschlägen; er wußte auch, daß ihn sein Verwandter, Herzog Georg, zu ersetzen bestimmt sei. Es kam nicht zur kaiserlichen Action, und so unterblieb auch die sächsische Sache; von Rom aus aber war durch päpstliche Erlasse der ins Auge gefaßten Eventualität der möglichste Vorschub geleistet.**) Und sobald die Verhältnisse dem Kaiser den beabsichtigten Schlag gestatten würden, war als Handhabe gegen das Haupt der Schmalkaldener immer noch derselbe Herzog Georg von Sachsen zu gebrauchen, der schon durch die kleinen Vorfälle seiner Regierung, durch nachbarliche Reibungen und kirchliche Feindschaft dem kurfürstlichen Vetter ein eifriger Gegner geworden.

Auch das albertinische Sachsen war nicht bei einem Herrn geblieben. Herzog Georg hatte seinem Bruder Heinrich Freiberg und Wolkenstein abgetreten, auch an dem allen Wettinern gemeinsamen Bergbau ihm Antheil gewährt, und laut Testament des Vaters war für dies albertinische Land ein Seniorat aufgerichtet worden. Herzog Heinrich war ein armer Fürst, von beschränktem Geiste und noch beschränkteren Mitteln; hinter dem Bruder stand er in jeder Hinsicht

*) Rommel, Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen, III 22 vgl. Ranke D. G. 2, 246 (4. Auflage, nach der ich auch im Folgenden stets citire, 1868).

**) Bucholtz 9, 17. Lanz Correspondenz Karls V. 1, 406.

zurück, von seinen Geldunterstützungen fühlte er sich abhängig. Heinrich war vermählt mit der Mecklenburgerin Katharina, einer beherzten und begabten Frau. Sie hatten drei Söhne: Moritz, August und Severin. Der letzte starb jung. Bei der Erziehung der beiden Prinzen Moritz und August halfen die Verwandten und Freunde mit Geldspenden. Aus der Geschichte Heinrichs läßt sich nicht viel erzählen: er hing von Anderen ab. Nach und nach wurde er zum Lutherthume hinübergeführt, 1536 endlich trat er öffentlich als Protestant auf, im Februar 1537 wurde er als Glied des Schmalkaldener Bundes aufgenommen; alle Abmahnungen Georgs hatten dies zuletzt doch nicht aufgehalten, und wie in den kirchlichen Dingen, so schien überhaupt Heinrich mit seinem Freiberger Ländchen der protestantischen Partei, wie Kursachsen sie anführte, folgen zu wollen. Er konnte als unbedingter Anhänger der kursächsischen Politik gelten.

Damit sah nun Herzog Georg aus seiner unmittelbarsten Nähe neue Verstärkungen der von ihm bekämpften Richtung zufallen; es kam die Gefahr immer näher, daß auch seine bisher so wacker widerstehenden Gebiete vom Strome der lutherischen Reformation fortgerissen würden. Herzog Georgs Familie war dahin geschwunden; ein geistesschwacher Sohn war ihm allein übrig: auch das katholische Sachsen schien an die Freiberger, Bruder und Neffen, die Protestanten, fallen zu sollen. Herzog Georg that Alles, was er konnte, dies zu verhindern: er vermählte den Sohn, ob er dadurch vielleicht Enkel erhalte; der Tod des Sohnes schnitt ihm diese Aussicht ab. Dann errichtete er ein Testament, das die katholische Zukunft Sachsens sichern sollte; auch dies zeigte sich wirkungslos. Eine andere Möglichkeit war, den Sinn des jungen Erben Moritz zu gewinnen, und auf diesem Wege ist dann auch, allerdings nicht genau das was Georg wollte, aber doch etwas seinen Bemühungen Verwandtes erreicht worden.

Moritz hatte abwechselnd bei Kurfürst Albrecht von Mainz, bei Herzog Georg, auch wohl am kursächsischen Hofe seine Jugend verlebt. Es wird erzählt, daß Herzog Georg dem jungen Prinzen besonders geneigt gewesen, der den Berathungen der reiferen Männer beizuwohnen geliebt, und daß er von ihm Großes erwartet.*) Die

*) Arnoldi vita Mauricii in Mencken Scriptores II 1155.

wechselnde Umgebung, die einander widerstreitenden Eindrücke, die er von diesen so verschiedenen Höfen erhalten, haben gleich von Jugend an seinen Sinn für Verschiedenes geöffnet und zugänglich erhalten und in ihm das Abwägen und Auswählen unter entgegengesetzten Richtungen befördert, in dem wir ihn als Fürsten zeitlebens sich bewegen sehen. Er persönlich wurde Protestant, wie sein Vater, und durch alle politischen Seitenschwenkungen und Manöver ist er auch für sich nicht in dieser Stellung beirrt worden. Aber schon früh hatte auch die Gegenseite ihn gelockt, und die Aussicht auf das Erbe Georgs hatte ihn zu einer gewissen diplomatischen Zurückhaltung veranlaßt.

Auf beiden Seiten scheint man sich um den jungen Prinzen bemüht zu haben. Zwar hatte der Vater auch für Moritz den Beitritt zum Schmalkaldener Bunde erklärt, jedoch auch in Dresden in der Umgebung des Herzog Georgs glaubte man ihn gewinnen zu können; und schon 1539 stoßen wir dort auf die ersten Andeutungen, welche von Georgs Räthen, Georg von Karlowitz u. A. ausgingen, Moritz' fürstlichen Ehrgeiz nach höheren Zielen zu richten, als nach dem einzigen Besitze des albertinischen Sachsens.*) Von Georgs Staatsmännern waren Moritz Eröffnungen gemacht; er hatte zur Freude seiner Mutter erklärt, er wolle in keiner Weise von seinem Glauben sich abwenden; aber seine protestantischen Freunde warnten ihn, nicht seinen Bundesverwandten „brief- und siegelbrüchig" zu werden, nicht „sich Brei ums Maul streichen zu lassen"; es schien ihnen Gefahr vorhanden, daß statt zu den „Nachbarn", zu „großen Herren" sich zu halten Moritz überredet werden könnte. Ob dabei schon an Bestimmteres gedacht werden darf, das muß dahingestellt bleiben: jedenfalls sieht man, wie eine den Anhängern Kursachsens bedenkliche Parteimeinung zu Moritz sich schon damals Zugang zu verschaffen bemüht gewesen ist. Noch nahmen aber für die nächsten zwei Jahre die Ereignisse einen andern Gang.

Am 17. April 1539 starb Herzog Georg, und aller albertinische Besitz fiel in Heinrichs Hand, des Protestanten, des Schmalkaldener Bundesfürsten. Schnell und vollständig faßte jetzt auch in dem durch

*) Katharina an Moritz, 16. März und 6. April 1539, im Archiv für sächsische Geschichte (1868) 6, 3. 6. Elisabeth von Rochlitz an Karlowitz bei Langenn 1, 73. Es wäre zu wünschen, daß wir noch genauer über diese Dinge unterrichtet würden.

Georg bisher zurückgehaltenen Lande die Reformation Boden. Der religiöse Gegensatz zwischen den beiden Linien der Wettiner war weggeräumt, und auch politisch folgte die jüngere der älteren, Herzog Heinrich dem Kurfürsten Johann Friedrich. Eine lange Regierung war Heinrich nicht mehr beschieden; schon am 18. August 1541 verschied er, und sein Sohn Moritz trat an seine Stelle.

Moritz hatte in den letzten Jahren schon eine gewisse Selbständigkeit gezeigt; er war mit den bei Heinrich in Ungnade gefallenen Ministern Georgs in Verbindung geblieben; er hatte gegen den Willen der Eltern sich mit Landgraf Philipps Tochter Agnes im Januar 1541 vermählt und längere Zeit vom Hofe des Vaters entfernt zugebracht. Wir sehen nicht voll in die Motive hinein, aber eine starke Entfremdung und Abneigung hatte zwischen Vater und Sohn Platz gegriffen, ja die Besorgniß, daß Heinrich etwas der Nachfolge Moritz' Hinderliches schaffen möchte, scheint durchaus nicht unbegründet gewesen zu sein. Es kam dahin, daß die Stände des Landes sich einmischten; die etwas unordentliche Wirthschaft am Hofe Heinrichs wurde beschränkt und die Verwaltung sollte in Moritz' Hand gelegt werden. Heinrich gab nach und so war Moritz auf dem Punkte, in Unfrieden mit seinem Vater seine Regierung zu beginnen, als der Tod des Vaters ihm die Bahn frei machte.

Der neue Herzog gab sofort Proben seiner Entschiedenheit und seines Selbstwillens. Es fand sich ein Testament Heinrichs vor, das die Theilung der Lande zwischen Moritz und seinem Bruder August anordnete. Moritz ließ es unbeachtet. Er behielt die Lande für sich und fand seinen Bruder durch Apanagirung ab, so daß die staatliche Ordnung des Landes dadurch nicht gestört wurde. Und dann zog er ohne weiteres die Rathgeber Georgs wieder an seinen Hof, in sein Vertrauen und begann zwischen Freunden und Gegnern hindurch seine eigene selbstgewollte Bahn zu gehen.

Das erste Auftreten des jungen Herzogs sticht ab nicht nur von der unfähigen Schwäche Heinrichs oder dem rastlosen Ehrgeize Georgs, nein, auch mit den anderen deutschen Fürsten verglichen, zeichnet es sich durch Entschiedenheit der Haltung und maßvolle Sicherheit des Strebens sofort vortheilhaft aus. Innerhalb der Parteien des damaligen Deutschland ergriff Moritz sofort eine eigenthümliche, selbständige und feste Stellung.

Es waren damals die Jahre, in welchen der protestantische Bund auf der Höhe seiner Macht und seines Einflusses stand. Durch seine europäische Politik war Kaiser Karl damals genöthigt, von den Plänen der Feindschaft gegen die Protestanten abzugehen, wenigstens einstweilen sie ruhen zu lassen und eine Verständigung mit ihnen zu suchen. Die religiöse oder kirchliche Wiedervereinigung war nicht gelungen, aber einen modus vivendi glaubte man gefunden zu haben, als 1541 Kaiser Karl einstweilen sie anerkannte und die weitere Consolidirung der protestantischen Landeskirchen geschehen ließ. Ja, um nur die politisch-kirchliche Stellung des Schmalkaldener Bundes nicht noch weiter um sich greifen zu lassen, mußte Karl die Fürsten des Bundes freundlich behandeln, sie begütigend und besänftigend anfassen. Es ließen einzelne sich gewinnen. Der lebhafte Landgraf Philipp war jetzt voll Eifer für seinen Kaiser. Er brachte auch seinen Schwiegersohn Moritz zuerst in directere Beziehungen zum Kaiser: dessen Fortschritte in der Welt schienen ihm am Herzen zu liegen.

Als Herzog Heinrich in den Schmalkaldener Bund aufgenommen wurde, hatte er für sich und Moritz Verpflichtungen übernommen; aber Moritz selbst hatte nicht ausdrücklich seine Zustimmung erklärt; wir sahen, wie 1539 man ihn vor einem Abfall von dieser Bundesgenossenschaft gewarnt. Die damals unentschieden gebliebene Frage mußte nach dem Regierungsantritte bald klar gemacht werden. Der Bund forderte von Moritz eine Erklärung und Moritz lehnte einfach den Beitritt ab: seine Landstände würden nicht darauf eingehen, jedoch werde er zur Vertheidigung des Protestantismus stets zu helfen bereit sein. Eine ähnliche Antwort ertheilte er 1543 auch einer erneuerten Aufforderung: beim Protestantismus gedenke er zu beharren, er weigere auch die erbvertragsmäßigen Leistungen zum Schutze des Besitzstandes nicht, aber an weiteren politischen Berathungen werde er sich nicht betheiligen.*)

Die vollständige Gemeinschaft mit den Schmalkaldenern lag nicht in seinem Plane. Wie konnte er einem Bunde beitreten, dessen Füh-

*) Erklärungen vom 21. Januar 1542 und 27. Mai 1543, bei Seckendorf, Commentarius de Lutheranismo 3, 371. 418. Wie es sich mit einem früheren Versprechen Moritz' vom April 1539 eigentlich verhalten hat (Langenn 2, 184) bin ich nicht zu entscheiden im Stande. Vgl. die Verschreibung Johann Friedrichs und Philipps an Heinrich und Moritz vom 10. April (2, 182).

rung in der Hand des Kurfürsten Johann Friedrich gelegen? Jene Händel der verwandten Linien, die in Georgs Tagen häufig eingetreten, waren frisch aufgelebt; und immer war Moritz von dem mächtigeren Nachbarn gekränkt und verletzt worden. Es schien, als ob Johann Friedrich die Regierungszeit eines noch unerfahrenen, ihm, wie er meinte, zu Dank verpflichteten Fürsten für seine Zwecke ausnutzen wollte. Schon bei dem eigenmächtigen Auftreten des Kurfürsten in der Naumburger Frage, der Wahl Pflugs oder Amsdorfs zum Bischofe, hatte Moritz seinen Tadel nicht verhehlt; noch heftiger fühlte er sich beeinträchtigt und beleidigt, als in den Angelegenheiten des Bisthums Meißen, in welchem ein gemeinsames Schutzrecht den Ernestinern und Albertinern zustand, der Kurfürst einseitig seinen Willen gewaltsam auszuführen strebte. Moritz war nicht der Mann, seinen Rechten etwas zu vergeben, mit großer Energie trat er auf: er setzte seine Streitkräfte in Bereitschaft, in sehr erregter Weise forderte er, daß Kursachsen die alten Erbvergleiche halte; auch andere Uebergriffe Kursachsens brachte er zur Sprache, er wollte nicht dulden, daß auf seine Kosten Johann Friedrich „seine Lande weitere und je mehr und mehr an sich bringe". Ein heftiger Zusammenstoß mit Waffengewalt drohte aus der sogenannten Wurzener Fehde im April 1541 sich zu entspinnen. Nur die schnelle Vermittlung Hessens hielt den Bruderkrieg zurück. Ein Vergleich ordnete die Streitpunkte, sicher nicht so, daß dem Kurfürsten sein Uebergriff schadete.

Dieser Vorfall mußte in Moritz' ehrgeizigem Sinne einen scharfen Stachel hinterlassen. Und wenn die Sympathien der Protestanten damals für den Kurfürsten sich erklärt hatten, (man erinnere sich nur der Schimpfworte Luthers über den Bluthund Moritz) wenn trotz des unzweifelhaften Rechtes des Herzogs der Kurfürst seinen Willen theilweise durchgesetzt, wer will über die Entfremdung staunen, die von nun ab zwischen Moritz und den Schmalkaldenern weiter und weiter Platz gegriffen nnd die Gemeinsamkeit der Action mit diesen Bundesfürsten, deren Einer ihn rücksichtslos benachtheiligt, deren Anderer nicht nachhaltig für ihn eingetreten, von seiner Seite erschwert hat? Wie er mit Kursachsen feindlich zusammengestoßen, so lockerten sich jetzt auch die freundschaftlichen Bande mit Landgraf Philipp, der 1539 und 1540 gerade den jungen Moritz geschützt hatte.

Und die Beziehungen des Sachsenherzogs zu Kaiser Karl, die der=

selbe Philipp ihm in Regensburg 1541 besorgt hatte, sie schlangen sich enger und fester; die Träger der Bestrebungen Herzog Georgs waren in voller Thätigkeit bei Ferdinand und Karl: immer tiefer wurde Moritz nach jener Seite hingezogen, so daß Philipp ihn schon 1543 vor allzu engem Anschluß an den Kaiser warnte. Nicht allein, daß Moritz 1542 in Ungarn wider den Türken dem Hause Habsburg diente, auch gegen Frankreich focht er 1543 und 1544, ohne augenblicklichen Gewinn, aber stets mit der Aussicht genährt und unterhalten, es werde ihm dieser Dienst „zu merklichen Ehren und Wohlfahrt gereichen", und daß es nur „eine Zubereitung sein würde zu viel größeren Dingen". *)

Moritz hatte sogleich von Anfang an eigenen Gewinn von der Gunst des Kaisers zu erlangen ins Auge gefaßt; er strebte nach dem erblichen Erwerbe der Bisthümer Merseburg und Meißen (das war dasselbe Meißen, in dem er mit dem Ernestiner gemeinsam ein Schutzrecht hatte, über das die Beiden 1542 an einander gerathen), nach der Schutzpflicht in Magdeburg und Halberstadt. **) Aber der Verkehr zwischen Christoph von Karlowitz, Moritz' Rath, und Granvella, der Aufenthalt des Prinzen August am Wiener Hofe, der Kriegsdienst des Herzogs selbst in Frankreich, alles das erregte Mißstimmung und Argwohn bei den anderen Protestanten.

In den Reichsangelegenheiten hielt er sich in dieser Zeit neutral: auf den Reichstagen schloß er sich nicht unbedingt der Meinung der tonangebenden Protestanten an; bei dem Unternehmen der Schmalkaldener gegen Braunschweig im Sommer 1542 saß er still und hatte sich nur eine halbe, eine laue und lahme Betheiligung ausgemacht, die ihn nicht zu entschiedener Parteinahme nöthigte und freie Hand für eine Wendung nach beiden Seiten gewährte.

Und mehr und mehr lockte ihn die kaiserliche Staatskunst. Immer deutlicher, immer fester gestaltet traten aus dem Nebel Anfangs allgemein gehaltener Worte bestimmte politische Aufgaben heraus. Der Kaiser bereitete seinen Protestantenkrieg vor, indem er sich einzelne Protestanten als Helfer und Diener gewann.

Wir bewundern mit Recht die außerordentliche Virtuosität, mit

*) Von den Schreiben des Karlowitz von 1543 theilt Langenn verschiedene mit 2, 229—233. Vgl. auch Langenns Schrift: Christoph von Karlowitz (1854) S. 89.

**) Instruction Moritz' vom 10. März 1543, Langenn 1, 159.

der die Minister und Diplomaten Karls das große Unternehmen vorbereitet und zugerichtet haben. Es ist eines der Meisterstücke diplomatischer Arbeit. Aber nicht mindere Anerkennung verdient die Leistung des jungen Sachsenfürsten, eines Politikers im 24ten und 25ten Lebensjahre. Er zeigte keine Eile und keinen Eifer, unter die Streiter des Kaisers eingereiht zu werden, sich seinen Lohn zu verdienen. Sehr vorsichtig hielt er sich zurück, — er vermied es, sich zu binden. Er wartete, bis man ihn brauchte: er hatte es bis zuletzt in der Hand, die Bedingungen nicht fertig annehmen zu müssen, sondern sie verhandeln und bedingen zu dürfen. Bei aller Verzögerung riß der Faden der Unterhandlung nie ab. Und trotz allem war bis zum letzten Abschluß ihm auch die Möglichkeit offen, nicht mit dem Kaiser gegen die Protestanten, sondern mit den Protestanten gegen den Kaiser zu gehen. Seinen Gedanken enthüllt uns diese den Protestanten zugekehrte Seite am besten. Es gilt dies doppelte System, in welchem er lange Zeit die Entscheidung sich offen gehalten, in allen seinen Factoren zu erfassen.

Die Fürsten des protestantischen Bundes hatten doch schon im Jahre 1543 eine Ahnung davon, daß Kaiser Karls Politik sie ernstlich bedrohen könnte und würde; sie hatten die Aufforderung an Moritz zum Anschlusse erneuert, sie hatten auch Beziehungen zu den politischen Rivalen des Hauses Habsburg in Deutschland, den gut katholischen Baiern gewonnen und verhandelten auch auf dieser Seite über eine Einigung zum Schutze des Besitzstandes.*) Aber nirgendwo wurden sie der Schwierigkeiten Herr. Moritz wiederholte seine frühere Erklärung; und jener Bund von Sachsen, Hessen und Baiern, der „das ganze Reich regieren könnte", zerschlug sich wieder: die Schmalkaldener blieben auf sich angewiesen.

Innerhalb des Schmalkaldener Bundes selbst mehrten sich gleichzeitig die Uneinigkeiten und Zerwürfnisse: ein warmherziger Protestant mußte doch schon fürchten, Alles werde gerade in Folge des Sieges in Braunschweig auseinandergehen und zerfallen. Von dem Gedanken, den neutralen Moritz zu gewinnen, ließ man nicht ab. Landgraf Philipp drang immer wieder auf seinen Zutritt, obwohl Kurfürst

*) Vgl. Seckendorf 3, 422 ff. Eine Reihe von Acten hierüber theilt Neudecker mit: Merkwürdige Actenstücke aus dem Zeitalter der Reformation 1838.

Johann Friedrich seine Abneigung und seinen Widerwillen gegen den jungen Vetter nicht verhehlte*): Moritz' schnelle Energie in der Wurzener Sache hatte ihn verletzt, die Spaltung wirkte nach; und immer neuen Anlaß zum Aerger und Argwohn glaubte er zu haben; immer neue Chicanen gegen den herzoglichen Vetter suchte seine kurfürstliche Regierung zu schaffen. Die Stimmung an dem kursächsischen Hofe gegen Moritz war im Frühjahr 1545 eine überaus gereizte; schon fiel das Wort „ein Meißner, ein Gleißner", schon besorgte man nichts Gutes von ihm zu erleben, und doch that Kursachsen nichts, die kleinen Händel und Zwistigkeiten unter den sächsischen Territorien beilegen zu lassen, sondern hielt mit zäher Ausdauer an seinen Rechtsansprüchen fraglicher Natur fest. Landgraf Philipp war voll Eifer, Moritz der gemeinsamen protestantischen Sache zu befreunden. Aber den Kurfürsten, dessen religiöser Sinn über allem Tadel steht, dessen politische Beschränktheit und Unfähigkeit Niemand zu leugnen im Stande ist, ihn trifft mit vollem Recht der Vorwurf, der von seinen Bundesgenossen erstrebten Verbindung seine Privathändel entgegengeworfen zu haben; ja als Moritz endlich seinerseits freiwillig dem Bunde sich genähert, stieß ihn die Beschränktheit und Engherzigkeit des protestantischen Hauptes wieder zurück.

In den beiden Jahren 1543 und 1544 hatte Moritz sich von eigentlicher Parteinahme ferngehalten; ihn hatte der Kaiser zum Vermittler in den Braunschweiger Wirren bestimmt; er hatte im französischen Kriege gedient; endlich nach dem plötzlichen Frieden von Crépy fand er sich veranlaßt, an den Schutz des Protestantismus zu denken. Die Lehre Luthers und Melanchthons hatte auch ihn ergriffen, sein Land war ganz protestantisch geworden, und gegen jeden Angriff auf seine Religion zur Abwehr mitwirken zu wollen, hatte er schon wiederholt seinen Glaubensgenossen erklärt; jetzt that er mehr. Seinem hessischen Schwiegervater machte er eine wichtige Eröffnung und stellte ihm einen inhaltreichen Antrag.**) Er verkannte nicht die gefahrvolle Lage der Dinge, die den Evangelischen stets wachsende Bedrohung;

*) Seckendorf 3, 418. 428. Rommel 2, 457. Siehe Johann Friedrichs Aeußerung gegen Moritz (vom 1. August 1543) bei Rommel 2, 458.

**) 25. März 1545. Ich kenne nur den Auszug Seckendorfs 3, 570: es würde wünschenswerth sein, daß der Wortlaut nicht nur dieses, sondern auch aller auf diese Verhandlungen bezüglichen Schreiben gedruckt würde.

allerdings die Differenz zwischen dem Kaiser und den Protestanten, deren Schwergewicht er in der Frage der geistlichen Güter sah, hielt er für eine solche, die sich beilegen lasse, nicht so leicht zu versöhnen aber sei der Gegensatz der Protestanten zum Papste, von dorther drohe der Krieg. Moritz selbst wünschte als nächste Aufgabe Deutschlands, daß in energischer Weise ein Türkenkrieg geführt werde: darauf hin, dachte er, sei Alles zu richten. Werde es aber vorher zum Angriff der Katholiken auf die Protestanten kommen, so entschlug er sich nicht der Hoffnung, daß alles Protestantische zusammenstehen und seine Existenz gemeinsam vertheidigen werde — er wenigstens gedenke alles dazu aufzubieten. Und dann rückte er mit seinem eigentlichen Gedanken heraus: ein Schutzbündniß zwischen dem Kurfürsten von Sachsen, dem Landgrafen von Hessen und ihm, dem Herzoge von Sachsen, denen dann vielleicht noch andere Länder sich anschließen würden, ein solcher Dreifürstenbund werde den Gegnern die Lust zum Angriffe benehmen und den Frieden Deutschlands sichern. Man bemerkt unschwer, worauf bei diesem Project der Nachdruck liegt: nicht in den Schmalkaldener Bund, dieses unförmliche Conglomerat, das schwer lenksam und unbehülflich sich schon gezeigt, wollte er sich einlassen, aber eine Führung der Protestanten wollte er schaffen, an der er gleichberechtigt mit Kursachsen und Hessen Theil nehme.

Wenn man nun die Klagen der Gleichzeitigen über den Schmalkaldener Bund sich vergegenwärtigt, wenn man die traurige Schwerfälligkeit jener Organisation prüfend erwägt, so wird man gestehen müssen, es war ein guter, von politischer Einsicht zeugender Gedanke, diesem Unwesen des protestantischen Bundes sich nicht anschließen zu wollen; freilich ob der von Moritz vorgeschlagene Dreifürstenbund bessere Resultate gehabt haben würde, so lange ein Johann Friedrich daran Theil nehmen sollte, mag demjenigen fraglich erscheinen, der es beachtet, in welcher Weise dies Project aufgenommen worden ist.

Landgraf Philipp theilte die Idee an Kursachsen mit; hier aber wurden sofort Anstände und Entwürfe laut. Der kursächsische Hof hatte Einsicht genug zu entdecken, daß Moritz und Philipp über die politische Handlungsweise sich immer leicht vereinigen und daß die beiden dann die kursächsische Stimme majorisiren würden; auch für die hessischen Privathändel mit anderen Fürsten fürchtete er sich durch einen solchen Bund zu engagiren, und die Streitigkeiten der beiden sächsischen

Häuser untereinander schienen zuletzt dem Kurfürsten ein politisches Zusammenhandeln mit Moritz erschweren zu müssen. Sein Gegenvorschlag lautete, daß Moritz in den Schmalkaldener Bund eintreten und die Erbeinung unter ihren Familien neu beschwören solle: damit wäre Moritz der Leitung der Anderen unterstellt worden. Die dynastische Eifersucht auf den Herzog, mit dem man allerlei Zank hatte, dictirte diese Ablehnung; es war eine verhängnißvolle Entscheidung, die bei einem Fürsten von Moritz Charakter schwer wiegen mußte. Nun bot Landgraf Philipp seine Vermittlung für die sächsischen Händel an; aber auch dies wies Johann Friedrich zurück, und diese ganze Sache schloß einstweilen mit der hessischen Erklärung vom 28. April 1545 ab, wie sehr Johann Friedrich Unrecht thue, seine privaten und unbedeutenden Streitigkeiten den allgemeinen protestantischen Interessen vorzuziehen.

Das war auf protestantischer Seite das Vorspiel zum Wormser Reichstage. Während dort äußerlich zwar die Entscheidung noch hinausgeschoben, im Stillen aber Kaiser Karl seitdem seine Maßregeln für den Krieg traf, konnten die Protestanten nicht zu einer alle Elemente zusammenfassenden Vereinigung gelangen. Ueber Moritz glaubten die protestantischen Gesandten besonders klagen zu müssen. Moritz' Gesandter, Christoph von Karlowitz, hielt sich fern von den Glaubensgenossen, redete von seiner „Neutralität", sehr zum Gefallen des Kaisers und der Katholiken. Und in der That, Karlowitz stand mit Granvella auf dem besten Fuße; er meinte dort Gewinn für Moritz erhandeln zu können, wenn er sich nicht mit den Schmalkaldenern einlassen wollte. Etwas Bestimmtes hatte auch Karlowitz noch nicht erzielt, aber im Allgemeinen waren dem Sachsenherzog Aussichten gezeigt; Karlowitz konnte schon damals von seiner „fürstehenden Erhöhung und Glück" reden.*)

Kurz nachdem also der tonangebende Fürst auf protestantischer Seite das Angebot von Moritz zurückgewiesen, lockte die kaiserliche Partei ihn mit glänzenden Versprechungen. Und dennoch, Moritz trat damals noch nicht von den Protestanten weg: in demselben Mai 1545, in dem Granvella jenen Köder Karlowitz entgegenhielt, ließ Moritz in neue Verhandlungen mit den Protestanten sich ein.

*) Philipp an Moritz 28. Mai 1545, bei Langenn 2, 236 und Karlowitz 3. April und 5. Mai 1545, Langenn 2, 234. 235.

Landgraf Philipp hatte auch bei der kühleren Haltung des sächsischen Gesandten am Reichstage die Meinung nicht aufgegeben, daß Herzog Moritz ein guter Protestant sei, und den Kurfürsten ersucht, sich doch nicht gegen den Vetter verhetzen zu lassen. Moritz selbst hatte seinerseits aufs Neue in diesem Sinne sich erklärt.*) Die Schmalkaldener Bundesgenossen, die in Worms über ihre Angelegenheiten berietheu, hatten zu Reformen des Bundes sich entschlossen, und darüber im Abschied vom 7. August eine spätere Berathung für den December dieses Jahres angesetzt. Zugleich aber war damals in Worms auch daran gedacht worden, wenn nicht einen Bund, so doch ein „Verständniß" mit allen Protestanten zu suchen, so daß zum Schutze der Religion gegen einen jeden Angriff Alle sich verpflichteten und „Alle für einen Mann zu stehen" bereit wären. Hessen hatte es übernommen, mit Moritz, mit Brandenburg, Münster, Zweibrücken und Anderen darüber zu verhandeln und zu jenem Bundestage auch diese anderen nicht bundesverwandten Protestanten zusammen zu bringen. Und mit so nachdrücklichen Vorstellungen unterstützte Philipp im September 1545 diese Aufforderung bei Moritz, daß dieser noch einmal mit offener That für die protestantische Sache auftrat.

Zwei Ereignisse des Sommers und Herbstes 1545 hatten den Protestanten die dringende Nothwendigkeit einer solchen zur factischen Abwehr entschlossenen Vereinigung noch näher gelegt: die kaiserliche und päpstliche Einmischung in die Kölner Angelegenheit und der Einfall Herzog Heinrichs in sein damals sequestrirtes Herzogthum Braunschweig. Selbst Johann Friedrich war dadurch überzeugt; zur friedlichen Vergleichung aller Händel mit Moritz lenkte er nun ein, um das Zusammengehen mit ihm zu ermöglichen.**) Hessen, wie wenig auch Landgraf Philipp die Schwierigkeiten der Sache unterschätzte, that doch das Seine und war zu allen förderlichen Abmachungen bereit. Und eine je gefährlichere Wendung die Kölner Frage nahm, desto lebhafter mußte man es fühlen, daß es sich um das Schicksal des Protestantismus überhaupt dort handle, nicht um einen vereinzelten Fall, sondern um ein Vorspiel dessen, was allen anderen Fürsten drohe.

---

*) Philipp 13. Mai bei Langenn 1, 193 und Johann Friedrich 26. Mai, citirt bei Ranke 4, 291.

**) Johann Friedrich, vom September bei Neudecker, Urkunden aus der Reformationszeit (1836) S. 735 ff. Vgl. auch Moritz 28. November. Langenn 2, 243.

Und dennoch geschah nicht das, was geschehen sollte und was die Einsichtigen als nothwendig bezeichneten. Den Braunschweiger warf Philipp nieder, nicht gerade mit freudiger Zustimmung des sächsischen Kurfürsten*), aber dem Kölner Erzbischof half man nur mit Protesten, Rechtserörterungen, Appellationen: dazu verstanden sich im December 1545 auf dem Frankfurter Bundestage alle Stimmen. Aber wenn Hessen Aufstellung von Soldaten gefordert, um ihren Sendungen und Schreiben Nachdruck zu geben, so lehnten die Anderen dies Werk der That ab; hatte doch schon vorher der sächsische Kanzler seinen Herrn gewarnt, nicht allein „der Katze die Schelle anzuhängen", nicht so rasch zur That zu sein, und so hemmte denn auch Sachsens Bedenklichkeit und Schwerfälligkeit jeden raschen Entschluß.**)

Den Berathungen in Frankfurt lag das doppelte Project vor, einer Erneuerung des demnächst ablaufenden Bundesvertrages in verbesserter Gestalt und der Formulirung jener weiteren Vertheidigungspläne, zu denen man auch Nichtbundesglieder hinzuziehen wollte. Man erörterte Beides: bei Beidem erstanden unüberwindliche Schwierigkeiten. Es wurde die bisherige Organisation des Bundes von verschiedenen Seiten angefochten, manche Klage über Ueberbürdung eingereicht; man wollte die Lasten vermindern, und gerieth dadurch, wie die hessischen Bevollmächtigten dies vortrefflich erörtern, in die Gefahr, den ganzen Schutz illusorisch zu machen. Die Verhandlung schleppte sich hin, ein Beschluß wurde zuletzt nicht gefaßt und auf eine spätere neue Zusammenkunft verschoben. Das Einzige, was man leistete, war jenes Auftreten für den Kölner Kurfürsten, dem man eventuell auch militairische Hülfe zu verheißen sich ermannte; ja man faßte schon Zahlungen zu diesem Zwecke ins Auge; — aber zuletzt ist es auch hierin bei dem guten Willen geblieben.***)

So viel war innerhalb des Bundes geschehen. Noch weniger kam es zu einer Festsetzung unter allen Protestanten, den Bundesgliedern

---

*) Seckendorf 3, 567. Neudecker, Urkunden 740.

**) Brück 19. September 1545 bei Seckendorf 3, 554, Philipp 27. December, bei Neudecker Actenstücke 575.

***) Mittheilungen darüber bringt Seckendorf 3, 614 f. vgl. dazu die Berichte und Schreiben, die Neudecker Urkunden S. 746—780 und Actenstücke S. 489—664 abgedruckt hat. In dem hierdurch klar werdenden Zusammenhange der Berathungen hat der Beschluß des Bundestages vom 21. Januar 1546 doch eine andere Bedeutung, als Ranke 4, 264 ihm beilegt.

benso wie den draußen gebliebenen, über die Leistungen, die im Falle ines Religionskrieges ein jedes Land zu übernehmen habe. Hier war chon früh das Bedenken aufgetaucht, ob man mit den zwinglischen Ständen sich verbinden dürfe: die alte Discussion von 1529 schien ich erneuern zu müssen. Landgraf Philipp hatte den polemischen Eifer der Wittenberger etwas einzuschläfern gewünscht; die Wittenberger Theologen aber stimmten sogar gegen diesen weiteren Bund aller Protestanten, sie waren nur für eine Erneuerung des bestehenden Bündnisses. Die Sache kam nicht vorwärts; auch die Hessen, die noch am eifrigsten waren, zogen doch augenscheinlich die Erweiterung des engeren, fester geschlossenen Bundes vor. Und wenn nun damals der neue Kurfürst von der Pfalz sich näherte und in den Bund eintreten zu wollen Miene machte, so hatte man auch hier allerlei Bedenken; nicht einmal diese Angelegenheit ging von Statten. Wie viel geringer waren die Aussichten, daß eine Allianz mit Frankreich oder England nicht nur geplant, sondern auch abgeschlossen und zur Wirksamkeit gebracht wurde? Alles zerschlug sich an Johann Friedrichs eigensinniger Beschränktheit und Pedanterie. Niemand, wer immer einen Blick in diese Acten geworfen, wird des Kurfürsten Verhalten billigen oder ein in dieser Beziehung gesprochenes Urtheil des Tadels unbillig schelten wollen.

So war in den ersten Monaten 1546 die Situation der Protestanten eine immer zerfahrenere und unheimlichere geworden. Man sah die Gefahr kommen, alle Welt war voll von Gerüchten über Rüstungen des Kaisers, voll von Besorgnissen und Ahnungen. Man erzählte sich davon, man schickte sich „Zeitungen" auf „Zeitungen" zu, — und man that so gut wie gar nichts. Die Sendung an den Kaiser, zu der man sich in Frankfurt entschlossen, wurde mit schönen Worten abgespeist; man nahm es hin und freute sich über Karls friedlichen Sinn. Die Genossen, die man hätte haben können, zog man nicht an sich. Daß man in dieser Krisis die Beziehungen zu dem katholischen Baiern verlor, war natürlich. Aber auch von den Protestanten traten Einzelne schon zum Kaiser, Markgraf Albrecht und Markgraf Hans, und die Bundesglieder waren uneinig, unlustig zu größerer Leistung, ihren Blick auf ihre Kirchthürme beschränkend, jedes größeren Entschlusses unfähig.

Es ist nicht zu verwundern, daß Herzog Moritz sich von solchen Politikern trennte.

Wir berührten, wie nach dem Wormser Reichstage noch einmal er durch Hessens Vermittlung auf den Gedanken eines „Verständnisses“ aller Protestanten einging, wie er noch immer zu seinem früheren Entschlusse stehen zu wollen schien, im Fall der Noth den Protestantismus zu vertheidigen. Und von dieser Gesinnung gab er im Herbste noch einmal ein Pfand. In der Braunschweiger Irrung war ihm schon früher eine Art Vermittlung vom Kaiser aufgetragen; als jetzt im September 1545 Herzog Heinrich gewaltsam seines Landes, trotz des eben verordneten, von den Protestanten zugegebenen Sequesters, sich bemächtigte, war der Landgraf ohne Weiteres entschlossen, den Herzog zu verjagen; er rückte mit Heeresmacht nach Braunschweig; Herzog Moritz als Schiedsrichter, als Vermittler zog ihm nach. Philipp hatte ihn zur Hülfsleistung aufgefordert, aber auch des Kaisers Bruder, König Ferdinand, hatte seine Zustimmung ertheilt, daß Moritz eine bewaffnete Vermittlung zwischen den Parteien in die Hand nähme. Und nun begleitete Moritz des Schwiegervaters Kriegszug in einer eigenthümlichen Haltung, in einer doppelsinnigen Weise. Er erklärte stets, verhandeln, vergleichen zu wollen; er ließ aber Philipps militairische Maßregeln zu, er brachte zuletzt den Braunschweiger in die Gewalt seines Gegners: als Gefangener der Protestanten wurde Heinrich weggeführt.*) Moritz hielt seine Aufgabe damit durchaus nicht für erledigt; einen Frieden, eine Vereinbarung suchte er durchzusetzen, bei der beide Theile zufrieden sein könnten. Noch in Frankfurt, bei der Zusammenkunft der Protestanten, ließ er darüber unterhandeln. Niemand hat damals und seither bezweifelt, daß er materiell der Protestanten Sache vertreten, wenn er auch in der Form für den Gegner einige Milderungen gesucht. Aber Moritz wollte durchaus nichts von einer auf dem Frankfurter Tage mit der Bundesgenossenschaft zu führenden Vergleichshandlung hören: seine Unlust, mit dem Schmalkaldener Bunde etwas zu thun zu haben, leuchtete deutlich hervor; allein mit Landgraf Philipp in directer Einigung wollte er Alles erledigen.**)

---

*) Vgl. Rommel 1, 486—496, Langenn 1, 185—191.

**) Instruction vom 28. November, Langenn 2, 241—244.

Ueberhaupt durch Uebereinstimmung mit dem Schwiegervater gedachte er seine Stellung klar zu machen und zu den Protestanten den Zugang sich offen zu halten. An ihn richtete er damals die Bitte, alle Differenzen im sächsischen Hause durch freundlichen Vergleich zu schlichten: die Irrungen und Zänkereien, meinte er, die schon viele Jahre gedauert, gingen immer weiter; „was letzlich daraus möchte erfolgen", möchte er bedenken. Die Nothwendigkeit des Ausgleiches betonte er selbst mit starkem Nachdruck. Es handelte sich dabei nicht um neu durch Moritz gemachte Ansprüche: es waren die Folgen des nicht rein und vollständig getheilten Besitzes, aber es waren von kurfürstlicher Seite auch manche Dinge in letzter Zeit neu hervorgesucht: wie 1542 in Meißen, so hatte eben damals in Magdeburg, dessen Schutz den beiden Linien gemeinsam gehörte, auf das aber seit 1543 Moritz sein Auge gerichtet, der Kurfürst sich eingemischt und schien die herzoglichen Rechte und Wünsche zur Seite zu schieben. Hier in diesen territorialen Dingen fühlte der Sinn des weiterstrebenden Fürsten sich beengt, hier hatte er durch kaiserliche Gunst 1543 und 1545 weiterzukommen gesucht; hier mußte erst ein Abkommen mit dem Kurfürsten getroffen sein, ehe er in den großen Fragen mit ihm gehen konnte. Und auch für diese wollte er in den Schmalkaldener Bund, in welchem doch Johann Friedrich mehr Gewicht hatte, als ein kleinerer, jetzt erst neu zutretender Fürst, sich nicht hineinziehen lassen. Der Bund war damals im Verfall. Jene Neubelebung desselben, wie Moritz sie erstrebte, so daß er mit Kursachsen und Hessen auf gleichem Fuße handeln könnte, war abgelehnt; die Bundesverhandlungen verwirrten sich mehr und mehr. Und so wurde Moritz, der stets auch seine eigenen Interessen berücksichtigt wissen wollte, immer kühler in seinem Verhältniß zu den Protestanten; immer schärfer traten ihm nun die eigenen Interessen in den Vordergrund für eine politische Action.

Gegen Moritz' Wunsch wurde die Braunschweiger Sache an den Bund gebracht. Moritz mußte einen Gesandten nach Frankfurt deshalb schicken: aber nichts wurde dort erledigt, sondern es wurde auf den nächsten Bundestag die Beschlußfassung verschleppt. Unwillig nahm Karlowitz diesen Bescheid an; was er hier erlebt, war doch darnach beschaffen, Moritz frühere Bedenken gegen den Bund zu verstärken. Karlowitz ging weiter von Frankfurt in die Niederlande an den kaiserlichen Hof, was er zu Worms früher angeknüpft, weiter zu entwickeln.

Er entschuldigte Moritz' ganze Haltung; er versicherte, daß Moritz in keinem Bunde mit anderen Fürsten stehe; er gewann neue Hoffnungen von Granvella.*) Dort unter den Staatsmännern des Kaisers wußte man diesen ehrgeizigen Fürsten besser zu taxiren. Einen mächtigen Schritt hatte Moritz sich damit dem Kaiser genähert, von den Protestanten aber und ihrer Gemeinsamkeit war er gleichzeitig schon ein gutes Stück weiter weggekommen.

Man darf nicht übersehen, daß zur Zeit aller dieser Verhandlungen unter den Protestanten zwischen Philipp und Moritz auch eine Differenz sich geltend machte über den besten Weg, die großen religiösen und kirchlichen Fragen zu behandeln. Nicht in der Sache war man abweichender Meinung, wohl aber wollte Moritz dem damals zusammentretenden Concile gegenüber sich weniger schroff halten, als Philipp und die anderen protestantischen Stände es vorhatten.**) Er hatte gewünscht, um Vereinigung der Religionsparteien herbeizuführen, daß man vielleicht einige Ceremonien beibehalte, daß man die „Disputir- und Zankbücher" der Theologen etwas mäßige. Landgraf Philipp hatte solchen Erörterungen mit einer bestimmten Abweisung geantwortet; aber an der protestantischen Gesinnung von Moritz hegte er doch keinen Zweifel, und ebenso war er davon überzeugt, wenn ein Angriff auf die Protestanten erfolge, werde Moritz zur Hülfe „nicht der Letzte sein". Aber daß jene Aeußerungen von Moritz doch aus einer kühleren Gesinnung entsprossen, wurde auf dem Frankfurter Bundestage deutlich. Die protestantischen Stände vereinigten sich zu einer förmlichen Recusation des Concils in Trient, zu einem Schritt, den Moritz jetzt nicht mehr mitmachte. Er schlug vielmehr vor, dorthin tüchtige Personen von protestantischem Glauben zu deputiren, welche eine Transaction mit der alten Kirche in Allem, was Glauben und Gewissen gestatte, ins Werk setzen sollten; für diejenigen Punkte, in denen man sich nicht einige, gedachte er von Kaiser Karl Toleranz zu erbitten, und dafür einzustehen, machte er sich anheischig: gesicherter

*) Instruction vom 14. Januar 1546, Langenn 1, 211. Karlowitz' Schreiben vom 5. Februar ebd. 2, 251 f. Zweite Instruction vom 14. Januar, Karlowitz' Schreiben vom 3. und 27. März 1546, ebd. 2, 248—250. 253. 254.

**) Moritz' Schreiben vom 14. November ist leider nicht im Wortlaut bekannt, Philipps ausführliche Antwort vom 23. November bei Rommel 3, 116 ff. Moritz' Entgegnung, vom 13. December 1545, citirt bei Langenn 1, 210. Vgl. Seckendorf 3, 612 und die hessischen Aeußerungen bei Neudecker, Actenstücke 549. 597.

Friedstand und Rechtsgleichheit der Confessionen sollte dem Versöhnungswerke zur Seite gehen. Der Convent nahm auf diesen Vorschlag keine Rücksicht, und Moritz war von der protestantischen Gesammtheit isolirt.

Bei den protestantischen Eiferern erregten diese letzten Erklärungen des Herzogs Entsetzen. Den bisherigen älteren Führern des Protestantismus erschien der kühlere, besonnenere, rücksichtsvollere Standpunkt ein Gräuel: der religiöse Indifferentismus, den man darin witterte, entsprach wenig dem Eifer der anderen protestantischen Fürsten. Allerdings wollte auch Moritz an seiner evangelischen Landeskirche festhalten, die Reformation Luthers im wesentlichen vertheidigen, aber er war dabei nicht hitzig und heftig: er verabscheuete nicht von vornherein die Verhandlung mit dem Gegner.

So hatte sich doch nach und nach Moritz von der protestantischen Partei etwas zurückgezogen. Die Theilnahme am Schmalkaldener Bunde hatte er abgelehnt, und auch an den gemeinsamen religiösen Demonstrationen nahm er nicht mehr Antheil: die Kluft zwischen ihm und den Glaubensgenossen hatte sich aufgethan. Wenn er nun zu einem Compromiß zwischen den Bundesfürsten und dem Braunschweiger rieth, so fand er immer weniger Gefallen mit seiner Mittlerrolle bei Hessen und Kursachsen. Damals endlich wurde ernstlich über die Beilegung der territorialen Reibungen verhandelt. Commissionen des Kurfürsten und des Herzogs traten zusammen zur Besprechung der einzelnen Beschwerdepunkte, aber die Sache rückte noch immer nicht vorwärts; die längst besprochene Vermittlung Hessens allein blieb übrig, und eine persönliche Conferenz der drei Fürsten wurde verabredet, auf der Philipp Frieden und Freundschaft zu stiften sich bemühen würde. *) Es war zu spät, die Krisis war vorher schon eingetreten; immer blieb es doch fraglich, ob man sich versöhnen würde, und so entschloß Moritz sich endlich im Mai nach Regensburg zum Kaiser zu reisen, von dem er mit Sicherheit Vortheile erwarten durfte.

Wir sahen, schon seit mehreren Jahren waren Anknüpfungen beim Kaiser durch Karlowitz geschehen: vorsichtig und langsam, ohne jede Hast und Uebereilung war weiter verhandelt, und so gelang es,

---

*) Johann Friedrich 3. März, Neudecker 703. Moritz an Philipp 27. Mai, ebd. 771. Vgl. auch Philipps energische Aeußerung gegen Johann Friedrich vom 22. April, Rommel 2, 476.

sich den lange begehrten Preis zu sichern, um den die traditionelle Politik seines Herzogthumes unter dem Oheime, Herzog Georg, schon geworben hatte: die sächsische Kur, die Verdrängung der Ernestiner durch die albertinischen Vettern. In Regensburg am 20. Juni 1546 wurde man handelseinig.*)

Moritz' Anschluß an den Kaiser war mit nichten eine bedingungslose Unterwerfung unter den Willen des Kaisers. Allerdings hatte man die unbedingte und unzweideutige Unterordnung unter die Beschlüsse des Conciles gefordert: ein Ansinnen, dem der protestantische Herzog sich nicht fügen wollte und nicht unbedingt gefügt hat. Moritz ließ dagegen wieder von Vergleichshandlungen reden: man wies sie als unpraktisch zurück. Dann wünschte er doch die Gemeinschaft, wenn nicht mit allen, so doch mit einigen anderen Protestanten sich zu bewahren: man bemerkte ihm, daß mehrere protestantische Fürsten sich dem Kaiser anschließen würden. Auch auf den protestantischen Charakter seines Landes lenkte er die Aufmerksamkeit hin, welcher es ihm unmöglich mache, einem päpstlichen Concile zu gehorchen ohne Rücksicht auf seine Unterthanen; und wenn nun Granvella erläuterte, daß man durchaus nicht ein päpstliches Concil in Aussicht nehme, sondern ein ordentliches, unparteiisches, dem Werke der Kirchenreform ernstlich obliegendes, wenn er dort Gehör und Erwägung den protestantischen Lehrern freigab, so fand man bei den detaillirteren Besprechungen immer mehr die Möglichkeit einer Verständigung. Moritz gestand zu, wenn zwischen protestantischen Sätzen und katholischer Doctrin einzelne Dinge streitig bleiben sollten, so sei das doch kein Grund der Trennung: er werde die Schlüsse des Concils in seinem Lande nicht anfechten oder verfolgen lassen, und er erwarte dafür, daß auch Karl Geduld mit ihm und seinen Unterthanen üben werde: eine zeitweilige Duldung ist in merkwürdiger Weise hierin angeregt worden. Es handelte sich dabei um Priesterehe, Laienkelch, die Fassung der Justificationslehre. Und in der That, Granvella gab das gewünschte Versprechen. Karl bestätigte es selbst ausdrücklich nachher: „wenn auf dem Concil zwei oder drei Artikel unverglichen blieben, so sollte Moritz bis zu einer weiteren Vergleichung sammt seinen Unterthanen ungefährdet und

*) Protokoll über die Verhandlungen zwischen Granvella und den sächsischen Räthen, vom 2. bis 5. Juni, bei Ranke 6, 203—213. Schlußprotokoll vom 20. Juni, bei Langenn 2, 265. 266.

ohne Sorgen bleiben". Auch die Einziehung der geistlichen Güter, „wenn sie zu milden Sachen angewendet", wollte Karl nicht anfechten. Es waren werthvolle, wichtige Zugeständnisse, die Moritz sich hier erworben; er hatte ein Recht, zu behaupten, daß er trotz des Anschlusses an den Kaiser seinen protestantischen Glauben bewahrt habe; ja, vielleicht war das die beste Art und Weise, in der damaligen Krisis den Protestantismus zu retten.

Politische Vortheile waren reichlich dem Herzog in Aussicht gestellt. Wenn der Kaiser den sächsischen Kurfürsten in die Acht gethan, sollte die Kur ihm zugewiesen werden; was er selbst erobere, konnte er behalten; die begehrte Schutzherrlichkeit über Halberstadt und Magdeburg wurde ihm zugesprochen; wegen der böhmischen Lehen des Hauses Sachsen, meinte man, würde eine passende Verständigung zwischen Ferdinand und Moritz gefunden werden können. Ja, auch noch Mehreres und Größeres, unter Anderem eine Vertretung der kaiserlichen Rechte durch Moritz, wurde von ferne gezeigt, in verschwommenem Bilde, die Begehrlichkeit und den Ehrgeiz des aufstrebenden Fürsten reizend.

Indem er sich selbst und seinen Unterthanen eine theilweise Duldung ihres Protestantismus vorbehalten, in einer Weise, die späteren Auslegungen und Erklärungen noch weiten Spielraum ließ, brach er politisch mit dem protestantischen Bunde, mit dessen Wesen er sich nicht befreundet, und zog, als Vorfechter der alten albertinischen Ansprüche gegen den verwandten Kurfürsten ins Feld.

Active Theilnahme am Kriege, nicht etwa abwartende Neutralität war in Regensburg Moritz auferlegt worden. Allerdings, es wurde ihm aus taktischen Gründen gestattet, noch eine Weile sich den Schein der Neutralität zu bewahren, — aber das war nur eine Maske für die Anfangszeit des Krieges. Mit seinem Schwiegervater Landgraf Philipp blieb er in Verbindung. Es war in den Regensburger Besprechungen ihm zugestanden, daß er nicht wider den hessischen Schwiegervater ins Feld zu ziehen verpflichtet sei: allein dem sächsischen Kurfürsten sollte sein Angriff gelten. Als nun die Acht über die Beiden gesprochen, erhielt Moritz den Auftrag, gegen Sachsen diese Acht zu vollstrecken. Er rief seine Landstände zusammen, er rüstete ein Heer; er sprach laut und nach verschiedenen Seiten hin aus, seine Gesinnung und Religion sei protestantisch, er konnte auch eine kaiserliche Erklärung

vorbringen, daß man das Land Sachsen in seiner Religion nicht stören wolle; er zeigte seine Absicht endlich deutlich an, das Kurfürstenthum des geächteten Vetters zu occupiren, um es so vor dem Uebergange in andere fremde Hände zu bewahren. Man wird leicht geneigt sein, diese letztere Aeußerung für eine bloße, den äußeren Anstand wahrende Phrase zu erkären: in der That war ja gerade der Gewinn dieses Landes der Moritz versprochene Lohn; es verdient aber doch bemerkt zu werden, daß in den Verhandlungen zu Regensburg derartige Argumente wiederholt von kaiserlicher Seite verwerthet worden waren, um Moritz zu seiner letzten Entscheidung zu spornen; es war also eine Eventualität, die von Moritz nicht rein aus der Luft gegriffen war.

So rückten dann Truppen des Herzogs und von einer andern Seite König Ferdinands in Sachsen ein; an Moritz wurde die Kurwürde verliehen, und das Land durch seine Leute besetzt. Johann Friedrich kehrte auf die Kunde dieses Ueberfalles von der Donau zurück; er brachte dem Usurpator eine Reihe von Verlusten bei, der Krieg nahm eine Zeit lang eine den Schmalkaldenern günstige Wendung. Da kam Karl mit seinem Hauptheere. Auf der Lochauer Haide im Treffen bei Mühlberg wurde die Macht des Kurfürsten gebrochen.

Der Landgraf zog sich in seine Gebiete zurück, und ließ einen Versuch der Verhandlung bei dem glückgekrönten Kaiser anstellen. Soldaten des Kurfürsten waren wohl noch auf den Beinen, seine wichtigste Feste, Wittenberg, hielt sich noch, ein erneuerter Widerstand hätte vielleicht noch Chancen geboten. Aber Johann Friedrich war persönlich Gefangener, er gab dem Drucke nach: und so wurde auf der Basis der kaiserlichen Siege und des sächsischen Statusquo ein territoriales Arrangement im Lager vor Wittenberg verhandelt.*)

Selbstverständlich ging die Kur an Moritz über, auch die böhmischen Lehen der Sachsen fielen König Ferdinand zu; streitig allein blieb, was Moritz von dem Landbesitze der Vettern sich aneignen dürfe, was er wieder herauszugeben habe. Auch in diesem Zusammenhange mag es betont werden, daß Moritz darauf ausging, die erniedrigten und geschwächten ernestinischen Herzöge möglichst eng und fest unter

---

*) Vgl. Wenck Die Wittenberger Capitulation von 1547, in der Hist. Zeitschrift 20, 53 ff. (1868.)

seine Uebermacht, vielleicht sogar geradezu unter die Oberhoheit des neuen Kurfürsten zu binden; wie er mit seinem Bruder August verfahren, so sollten auch die Ernestiner Apanage, nicht selbständigen Besitz erhalten. Er war nicht stark genug, diese Pläne durchzusetzen: er gab sie wieder auf. Nun suchte er so viel als möglich zu erwerben; er mußte sich schließlich auch mit Geringerem begnügen. Was er aber auch annectirte, jedenfalls wollte er es sicher stellen: die Ernestiner selbst sollten es ihm garantiren, und gleich jetzt wollte er die Sache definitiv abgemacht sehen. Des Kaisers Haltung war zweideutig: er wünschte zuerst für diese verwickelten Ausgleichungen das letzte Wort seiner späteren Gunst vorzubehalten, nachher begünstigte er bei den Details des Vertrages die eben besiegten Gegner. Und wenn Moritz vor dem Kriege auf die Schutzgewalt in Magdeburg und Halberstadt so großes Gewicht gelegt hatte, so hatten die kaiserlichen Minister schon wenige Wochen nach der kaiserlichen Verleihung dieses Rechtes allerlei Ausweichungen und Schwierigkeiten hervorgesucht: auch dieser Wunsch des neuen Kurfürsten blieb unerledigt.

Karls Absicht war sonnenklar. Er glaubte auch gegen Moritz sich eines Gegenpartes versichern zu müssen: eine ihm feindlich gesinnte fürstliche Vetterschaft, die zwischen seinen Territorien selbständig saß, sollte Moritz auf den Dienst passen: jedenfalls war sie in ihrem Racheburste in jedem Augenblicke, falls Karl des Rückschlages bedurfte, zur Niederhaltung oder Verkleinerung des neuen Kurfürsten zu gebrauchen. Jahre lang schleppte sich dieser Zustand hin, dessen Druck Moritz aufs empfindlichste fühlte. Es war einer der Wermuthstropfen, welche Karl sofort seinem Diener in den Siegestrank mischte.

Den hessischen Schwiegervater hatte Moritz mit dem Kaiser auszusöhnen unternommen. Der Landgraf unterwarf sich, er ergab sich „zu Gnade und Ungnade" in die Hand des Kaisers. Und nur die Versicherung war dagegen gewährt, daß das „nicht zu körperlicher Strafe und nicht zu beständigem Gefängniß" führen sollte. Aber wider sein Erwarten und wider die Meinung der Unterhändler, des neuen sächsischen und des brandenburgischen Kurfürsten, wurde Philipp gefangen gehalten. Eine große Unachtsamkeit und Unvorsichtigkeit bei dem Abschluß der Capitulation hatten sich die beiden Fürsten zu Schulden kommen lassen. Sie hatten geglaubt, überhaupt Freiheit vom Gefängniß versprechen zu dürfen, während Karl nur ein immer=

währendes ausgeschlossen hatte.*) Als sie nun empört über die Ueberlistung aufbrausten und dem Kaiser Treubruch vorwarfen, brachten die kaiserlichen Staatsmänner sie dazu, daß sie selbst schriftlich das Recht des Kaisers bescheinigen, also ihren eigenen Fehler anerkennen mußten. Sie verlegten sich aufs Bitten. Man hielt sie hin. Für Moritz war dies besonders peinlich. Ihm schob die öffentliche Meinung die Schuld an der Gefangenschaft des Landgrafen zu.

Entrüstet bezeichneten damals und bezeichnen heute noch viele Protestanten ihn als den Verräther, der seinen Stammesvetter beraubt, seinen Schwiegervater ins Gefängniß des Kaisers geliefert, und diesen Verrath eben durch den hinterlistigen Abfall von der Sache seiner Glaubensgenossen vollbracht habe.

Ueberhaupt die heftigsten Anklagen pflegen gegen das Verfahren des Herzogs Moritz von 1546 und 1547 geschleudert zu werden. Geradezu die Niederlage der Protestanten soll sein Uebertritt zum Kaiser bewirkt haben, die Gefahr, in welche der Protestantismus durch Karls Siege gerathen, soll durch ihn heraufbeschworen sein. Diese Argumentation aber überschätzt die Macht und das Gewicht, das 1546 Moritz mit seinem kleinen Lande Sachsen besessen. Im Schmalkaldener Kriege würde Moritz, auch wenn er auf der andern Seite gestanden, nicht den Ausschlag für die Protestanten gegeben haben: ehe er durchgreifender wirken konnte, mußte er über größere Macht gebieten, Herr eines größeren Landes geworden sein.

Moritz' Auftreten war 1546 nicht gegen den Protestantismus gerichtet; im Gegentheil er suchte ihn zu retten, ihn zu schützen, durch das Bündniß mit dem überlegenen Feinde vor der Bedrohung durch diesen Feind ihn zu decken. Es kam nur darauf an, daß Moritz von dieser diplomatisirenden Haltung nicht ablieߟ und die Concessionen, die ihm Kaiser Karl gewährt, geltend zu machen und auszunutzen verstehe. Er hat sofort 1548 gezeigt, daß es ihm damit Ernst war.

Gegen Kursachsen hatte sich dagegen voll und mächtig seine Energie entladen. Er hatte die albertinische Tendenz des Oheims ganz in sich aufgenommen. Die territoriale und dynastische Rivalität ihrer Häuser war er durch einen großen Schlag zur Entscheidung zu bringen entschlossen. Rechtsverletzungen, Rücksichtslosigkeiten von dem mäch-

---

*) Vgl. die Ausführung, die ich (Karl V. S. 143–145) gegeben.

tigeren Nachbarn hatte er selbst genug erfahren, — Aussöhnung, gütliche Vergleichung hatte er mit hastigem Nachdrucke mehr wie einmal gefordert. Daß die Spannung, wenn sie so weiter gehe, schlimme Consequenzen haben könne, hatte er sich nicht verborgen. Aber der Größere legte dergleichen Drohworten des Kleinen keine Tragweite bei. Gleichzeitig aber lockte des Kaisers Gunst ihn mit Aussichten des Erwerbes und der Erhöhung.

Ganz gewiß, es ist der Ehrgeiz des fürstlichen Jünglings, der ihn zu den weiteren Schritten getrieben hat. Er wollte eine große politische Rolle spielen; er fühlte sich dazu geschaffen. Die kleine untergeordnete Stellung, die er geerbt, bot dazu kaum eine Aussicht: Macht war ihm nöthig, und Macht wollte er haben. Selten ist dieses Verlangen nach politischer Macht so stark in einem Menschen ausgeprägt gewesen, als in diesem Moritz. Diese Leidenschaft hat seine Seele ganz ausgefüllt und politischer Ehrgeiz ist die Triebfeder seines Lebens. Vorwärts zu kommen war sein Vorsatz. Dagegen wogen die etwaigen Bedenken, durch des feindlichen Vetters Sturz zu steigen, bei ihm nicht schwer: als die That möglich war, griff er zu.

Von Zweideutigkeit, von Verschlagenheit und Schlauheit wird gewiß Moritz nicht freizusprechen sein. Die Hauptsache aber ist: der Grundzug seines Charakters war politischer oder dynastischer Ehrgeiz. In der persönlichen Begabung des jungen Mannes wurzelte derselbe, aus der überkommenen Situation der Verhältnisse hatte er Nahrung erhalten. Rücksichtslos offen brachte Moritz diesen seinen Charakter zur Anschauung. Aber wie er erst einmal in eine Position sich hineingeschwungen hatte, die eine höhere, größere heißen durfte, da stellte er sich und seine Macht nicht mehr allein in seinen eigenen Dienst: die Sache des deutschen Protestantismus vielmehr fand da in ihm den besten und wirkungsreichsten Kämpfer.

Was den Vorwurf wegen der Gefangennahme Philipps endlich angeht, so ist derselbe in dem üblichen Sinne nicht gerechtfertigt. Daß Landgraf Philipp ins Gefängniß wandern mußte, war nicht Moritz' Wille, ja es war ihm eine heftige Kränkung. Sein Fehler war, daß er nicht ordentlich aufgepaßt, nicht mißtrauisch genug gewesen war. Auch ein begabter Politiker muß eine Lehrzeit durchmachen: und damals ertheilte die Staatskunst des Kaisers diesem politischen Anfänger eine Lection, die ihm das Blut zu Kopf steigen ließ, die ihm den

bittersten Stachel für immer einpflanzte. Aber er hat etwas gelernt aus diesem Vorgange, er hat nachher seinem kaiserlichen Lehrmeister die Vorzüge seiner Schule selbst bewiesen, in einer Weise, die den Meister noch weit übertroffen.

Zunächst nach dem Schmalkaldener Kriege, im Jahre 1547, war es Moritz' Aufgabe in seinem neuen Kurfürstenthume sich festzusetzen. Er wurde nicht von allzu freundlicher Stimmung der Einwohner empfangen; aber er ließ sich nicht beirren. Er that, was möglich war, die Verwaltung zu centralisiren, die kleinen Besitzthümer in staatliche Ordnung zu bringen; er pflegte Schulen und Kirchen. Ueberall zeigte er sich als einsichtigen, wohlgesinnten und protestantischen Fürsten.

Bald begann auch die Reichsgeschichte ihn wieder zu fesseln; auf dem Reichstage spielte er jetzt als Kurfürst eine bedeutende Rolle; in den Reichssachen machte sein Einfluß sich geltend. Er folgte nicht unbedingt den Interessen des Kaisers: die Religionsfrage aber war vor Allem der Boden, auf dem von ihm, dem protestantischen Alliirten des Kaisers, mit besonderer Spannung entscheidende Handlungen erwartet wurden.

Es ist bekannt, welche Beschlüsse Kaiser Karl auf dem Augsburger Reichstage 1547 und 1548 durchgesetzt hat. Das ganze Reich unterwarf sich dem Concile, auch die Protestanten wurden es zu beschicken verpflichtet. Einstweilen aber bis zur definitiven Entscheidung aller kirchlichen Controversen gab Karl ein Edict, das Interim, das seinen Lehrinhalt aus der katholischen Dogmatik hergeleitet, für einige Zeit in einigen Punkten secundärer Bedeutung den Protestanten gewisse Erleichterungen freigab. Als Reichsgesetz wurde das Interim proclamirt; wo man ihm nachlebte und nach seinen Sätzen lehrte, begann für den Protestantismus der Anfang vom Ende.

Es war eine Frage geradezu von entscheidender Wirkung, ob ein größeres protestantisches Territorium sich diesem Gewichte entziehen würde. Und hier beginnen nun die großen Verdienste des Kurfürsten Moritz um den deutschen Protestantismus deutlich und immer deutlicher hervorzutreten.

Erinnern wir uns jener Klauseln des Regensburger Vertrages. Zu einem Vergleichsversuche unter den Religionsparteien durch ein allgemeines Concil hatte Moritz dort schon zugestimmt, einstweilen aber war eine gewisse Duldung ihm und seinem Lande gesichert, in

einigen Fragen, in denen man sich der Kirchenlehre nicht fügen konnte. Auch nachher noch waren seine Landstände darüber beruhigt worden, daß man sie von ihrer Religion nicht drängen wolle. Das waren nun die beiden Punkte, unzweifelhafte Thatsachen, vom Kaiser gewährte Concessionen, auf Grund deren Moritz dem Interim sich widersetzte.*) Als man ihm dasselbe vorlegte, antwortete er, ohne seine Theologen und Landstände wisse er nichts zu beschließen, er bezog sich auf die ihm ertheilten Zusicherungen. Er versuchte durch König Ferdinand sich Bedenkzeit auszuwirken: von der Seite aber kam jetzt wenig Hülfe. Ferdinand ermahnte und warnte ihn vielmehr Melanchthons sich nicht anzunehmen, auf den Karl ganz besonders erzürnt sei. Das gab Moritz die Veranlassung, mit warmen und entschiedenen Worten für Melanchthon einzutreten, und auch persönlich bei Karl wiederholte er diese Fürsprache; er gab ihn, den Lehrer seines Landes, nicht Preis.

Karl selbst hatte noch mit Moritz eine belebte Discussion über das Religionsedict. Der Kaiser meinte, wenn Moritz einem Reichsschlusse gegenüber sich stets auf die Zustimmung seiner Landstände beziehen wolle, so widerspräche das dem Herkommen im Reiche: „was der Landesfürst und die Reichsstände auf Reichstagen bewilligten, das müßten die Unterthanen halten", die Unterthanen erst zu fragen, sei dem Fürsten „verkleinlich", dem Reiche „nicht leidlich". Nun bestritt im Allgemeinen Moritz diesen Grundsatz nicht; aber er wandte ein, daß er in diesem Falle seinen Unterthanen eine bestimmte Zusage mit des Kaisers Billigung ertheilt: die müsse er halten; es stehe eben anders mit Sachsen als mit denjenigen Fürsten, die eine solche Zusage ihren Landen nicht ertheilt. Zuletzt räumte er ein, er für seine Person finde nicht viele Bedenken, ausgenommen an einigen Ausdrücken, und an vier Artikeln, welche den Meßkanon, Processionen und dergleichen betrafen, aber seine Unterthanen könne er nicht verpflichten. Die letzte Concession, zu der er sich verstand, war die, bei der Abstimmung nicht laut zu widersprechen, sondern sich überstimmen zu lassen. So geschah es am 15. Mai 1548: bei der Umfrage unter den Kurfürsten erklärte Moritz, er könne nicht beipflichten, sondern müsse erst mit seinen Ständen sich berathen; nachdem er aber über-

*) Sächsischer Bericht über die Interimsverhandlungen bei Ranke 6, 273—284.

stimmt, behielt er sich weitere Erörterung mit dem Kaiser vor. Karl konnte nicht umhin, sein Befremden über die Sonderstellung Kursachsens auszusprechen, aber er gab seinem Bundesgenossen doch so viel nach, daß er nicht gewaltsam von seinem Sinne ihn abbrachte. König Ferdinand übermittelte ihm die Versicherung, persönlich sei Moritz mit dem Interim zufrieden; und indem nun Karl am 24. Mai ausdrücklich von diesem Bekenntnisse des Kurfürsten Act nahm, trug er ihm auf, den Reichstag zu verlassen und in seinem Kurfürstenthum sofort mit seinen Ständen über die Annahme des Interim in Berathung zu treten. Moritz übernahm dies; ja er versprach, allen Fleiß aufzuwenden, „daß seine Unterthanen in Allem, was mit Gott geschehen könne, keine Trennung machen sollten".

So schied Moritz vom Reichstage. Persönlich hatte er dem Einflusse des Kaisers sich nicht entzogen, ja er hatte recht weitgehende Beweise seiner persönlichen Gefügigkeit gegeben: in einer katholischen Procession hatte er sich öffentlich gezeigt. Aber nichtsdestoweniger hatte er als Fürst mit zäher, hartnäckiger Argumentation seinem Lande die Möglichkeit freien Entschlusses geschützt und es nicht zweifelhaft gelassen, daß er den Protestantismus durch die Zumuthungen des Interim nicht wirklich bedrohen werde. Er hatte vielmehr die so schwierige Frage, in der er dem Kaiser nicht beipflichten, in der er aber auch mit dem Kaiser nicht brechen durfte, dilatorisch behandelt. Wie weit es ihm Ernst war, hatte er nun in Sachsen zu zeigen.

Zu Verhandlungen mit Landständen und Theologen war er verpflichtet, und er war weit entfernt, etwas zu versäumen, was der Kaiser hätte verlangen können. Moritz und seine Minister bemühten sich, in Sachsen dem Interim Eingang zu schaffen: wenigstens dem äußerlichen Scheine nach thaten sie, wozu sie sich verpflichtet, und sie setzten auch schließlich etwas Karls Sinne sich Annäherndes durch. Aber trotz Allem verrieth ihre ganze Haltung nur ein laues Interesse, und unter der Hand haben sie gerade dem Protestantismus zu dienen gewußt.

Im Lande Sachsen hatte sich überall Widerspruch gegen das Interim gezeigt; wiederholt hatte Melanchthon dagegen sich erklärt; auch der Landtag in Meißen im Juli 1548 sprach sich stark und heftig aus und verlangte entschieden in seiner protestantischen Religion

geschützt zu werden.*) Das waren nicht Dinge, die Moritz dem Kaiser als Resultate seiner Berathung mit den Ständen bieten durfte: es war gerade das Gegentheil dessen, was Karl wünschte; so mußte Moritz wieder eine mittlere Linie zu gehen unternehmen.

Er berief Vertreter beider Religionsparteien nach Pegau und ließ diesen den Ernst der Lage vorstellen; er verlangte, daß man mit friedliebendem Sinne untersuche und erwäge, wie weit man nachgeben könne, wie viel man am Interim noch zu bessern vermöge; den Katholiken wurde dabei der lange Gebrauch der protestantischen Einrichtungen vorgehalten, in den man nur schwer eingreifen dürfe, aber auch die Protestanten wurden vor Halsstarrigkeit gewarnt, nicht auf Dingen zu bestehen, in denen man ohne Gottes und der Gewissen Verletzung weichen könne. Auch Moritz schien durch sein Zögern bei den sächsischen Ständen noch immer die Möglichkeit einer neuen Krisis für den Protestantismus heraufzubeschwören: noch im October 1548 schien er einmal an Widerstand gegen Karls Religionsedicte zu denken. Aber er besann sich noch zu rechter Zeit; er lenkte ein, vielleicht auch durch die Vorhaltungen König Ferdinands beeinflußt, der dringend auf Moritz Nachgiebigkeit bestand. Und gerade der Gedanke, daß man den Protestantismus durch allzu energischen Widerstand einer gewaltsamen Zerstörung aussetze, gerade dieser Gedanke hat Moritz Maßregeln in jener Zeit bestimmt.

Nun wurde in Torgau, in Zelle, zuletzt Ende December in Leipzig verhandelt: das Product aller fürstlichen und theologischen Bemühungen, das Leipziger Interim, hat wiederum noch etwas an der Augsburger Formel abgeschwächt. Das Dogma der Protestanten ist in dieser Schrift doch weit besser gewahrt als in jener; nur ist die äußere Ordnung der Kirche mit ihren Ceremonien hier den hergebrachten katholischen Formen sehr nahe geführt, weit näher, als es in einem von protestantischen Theologen gebilligten Actenstück bisher geschehen. In der Consequenz dieses Verfahrens arbeitete man 1549 noch eine neue Gottesdienstordnung aus, die ebenfalls den katholischen Gebräuchen sich anzunähern bemühte. Aber Gebrauch ist von derselben nicht gemacht worden.

*) Vgl. darüber Langenn 1, 395 ff., Ranke 5, 48 50. Einzelne dahingehörende Schriftstücke stehen im Corpus Reformatorum VI. und VII. Vgl. auch Friedberg Agenda wie es in des Kurfürsten zu Sachsen Landen gehalten wird. Ein Beitrag zur Geschichte des Interims. 1869.

Man ist gewohnt, das Interim und das Verhalten von Kursachsen, sowohl des Kurfürsten Moritz als der Theologen von Wittenberg, als ein schwächliches, laues, verrätherisches zu verdammen. Welche Berechtigung immer diesen damals schon von einer theologischen Clique angestimmten Vorwürfen beiwohnen mag, — die historische Betrachtung dieser Geschichte wird gut thun auch einmal eine andere Seite der Frage zu erwägen: was konnten die Protestanten, Fürsten wie Theologen, Besseres thun, als sich scheinbar beugen, scheinbar das Gebot des Siegers annehmen? An directen Widerstand war doch nicht zu denken: hätte man nicht compromittirt, hätte man sich nicht einem Mittelbinge angefügt, so würde einfache Reaction zum Katholicismus Deutschland aufgezwungen und alle protestantische Lehre und Predigt ausgerottet worden sein. Acceptirte man aber äußerlich das Interim, so war man unbelästigt, so hatte man die Möglichkeit gewonnen, unter dem Schutze und der Hülle des kaiserlichen Edictes das Feuer des Protestantismus zu hüten und zu pflegen. Und das ist die Art und Weise, in der Moritz damals verfahren.

Wir haben schon berührt, wie Moritz in Augsburg während des Frühlinges 1548 den Angriff des kaiserlichen Zornes von Melanchthon abgewehrt hatte. Als im Sommer nun der Widerspruch Sachsens laut wurde gegen des Kaisers Edict, verlangte Karl aufs Neue vom Kurfürsten Bestrafung des Wittenberger Theologen. Moritz fand sich veranlaßt, Melanchthon zu einiger Mäßigung in seiner Polemik zu mahnen; Melanchthon versprach dem Kurfürsten das Gewünschte, und nun trat Moritz mit beredten Worten für Melanchthon ein*): reiches Lob ihm spendend, sagte er für seine Friedensliebe gut; er glaubte aber Karl nicht verbergen zu sollen, daß eine Umänderung des kirchlichen Zustandes in Sachsen, wo der Protestantismus seit dreißig Jahren sich im Volke festgewurzelt habe, nur mit großer Mühe und Geduld zu erreichen sein werde. Er selbst wehrte damit schon etwaige Klagen Karls über zu geringe Früchte seiner Verhandlungen ab. Das Schreiben des Kurfürsten beschwichtigte Karls Zorn gegen Melanchthon; er nahm seine Strafdrohungen zurück, von ihm das Beste erhoffend.

---

*) Karl an Moritz 31. August. C. R. 7, 127. Melanchthon an Moritz 8. September. Langenn 2, 312. Moritz an Karl 31. October, ebd. 2, 313. — Karl an Moritz 11. Februar 1549, citirt bei Joh. Voigt Fürstenbund S. 26.

Und wenn nun Melanchthon durch seinen gemäßigten Sinn, seine Friedensliebe und seine Nachgiebigkeit Moritz die Aufgabe bedeutend erleichterte, so hielt auch der Kurfürst über den Arbeiten der Wittenberger seine schirmende Hand. Denn trotz des Interim, trotz der von Moritz gegebenen neuen Kirchenagenda durfte Melanchthon es freudig bekennen, im Wesentlichen, „in nöthigen Stücken" sei keine Veränderung geschehen, es werde dieselbe Lehre und Predigt fortwährend verkündet, wie vordem in glücklicheren, freieren Tagen: eine Aenderung der Lehre ist in der That in der kursächsischen Landeskirche nicht eingetreten, trotz aller von Moritz ihr auferlegten Formeln. Ja, Moritz erklärte seinen Landständen in Grimma im Mai 1549 geradezu, er verlange nicht einen Wechsel der religiösen Ueberzeugung, er sei mit der Befolgung der angeordneten Ceremonien vollständig zufrieden. Noch mehr. In der Praxis sah man auch darüber hinweg: lärmenden Widerspruch duldete man allerdings nicht, aber stillschweigende Unterlassung der vorgeschriebenen Anordnungen rügte Moritz nicht.*)

Und so ist es dahin gekommen, daß der protestantische Geist des sächsischen Volkes nicht die geringste Belästigung erfahren. Die Theologen lehrten wie vorher, schrieben und druckten ihre polemischen Bücher wie früher: die Burg des Protestantismus war und blieb immer in Wittenberg. Als man sich endlich 1551 zur Sendung an das Concil anschickte, war es Melanchthon, dessen Gutachten man einholte, dem man die Abfassung des protestantischen Glaubensbekenntnisses auftrug, jener Glaubensschrift, die von dem reinsten Hauche des alten Augsburger Geistes von 1530 erfüllt und belebt ist.

In diesem Sinne hat Kurfürst Moritz seine Aufgabe erfaßt, in dieser Tendenz über der Ausführung der vom Kaiser octroyirten Glaubensregel gewacht: vornehmlich seiner besonnenen und geschickten Vermittlung ist es zu danken, daß das Interim im Herzen von Deutschland eine papierene Kriegsmaschine geblieben und dem bedrohten Protestantismus keine Wunden geschlagen hat.

Wenn seit 1548 die allgemeine Haltung des Kurfürsten, wie wir sogleich erörtern werden, eine Wendung gegen den Kaiser immer bestimmter angenommen hat, so gab er auf dem Reichstage von Augsburg 1550 auch von seiner protestantischen Gesinnung eine neue un-

*) Beispiele dafür hat zusammengestellt K. Schmidt, Philipp Melanchthon, Leben und Schriften S. 520. 529.

zweideutige Probe. Seine Gesandten waren instruirt,*) der Aufnahme des Concils beizupflichten; aber es wurden doch eine ganze Reihe von Bedingungen gefordert, die aus protestantischen Anschauungen herstammten und bei dem Kaiser keine Aussicht auf Billigung hatten. Der Reichstag in seiner Majorität genehmigte sie nicht, und auch Kursachsen fügte sich den Anderen; zum Bruche mit dem Kaiser war doch noch nicht Alles reif. Merkwürdig aber ist es, wie Moritz sich über das Interim aussprach: man solle über dasselbe nicht disputiren, aber doch davon abrathen, daß Karl auf seiner strikten Durchführung bestehe. Wenn auch nun Karl diesem Rathe nicht folgte, es war auf diesem Reichstage ihm jedenfalls noch deutlicher, als früher 1548, dargethan worden, daß Kurfürst Moritz, sein Schützling, sein Geschöpf, in der religiösen Angelegenheit nicht eines Sinnes mit ihm war. Der Protestantismus auch des neuen kursächsischen Herrschers war offenkundig und durch alle seine vermittelnden Schachzüge und versöhnlichen Compromisse hindurch wohl sichtbar geworden.

Zu voller Entfaltung war in jenen Jahren die Persönlichkeit des jugendlichen Kurfürsten gelangt. Nach allen Seiten hatte man ihn nun an der Arbeit gesehen, und es gab damals schon Menschen, welche diesen eigenthümlichen Charakter verstanden.

Er war ein merkwürdiger Mensch!

In Erstaunen versetzt uns immer aufs neue die frühe Reife und Selbständigkeit seines politischen Wesens. Und nicht in der Darlegung genialer Conceptionen, großartiger Entwürfe, nicht in dem Erfassen weiter Gesichtspunkte oder ferner Ziele beruht der eigenthümliche Zauber, mit dem sein Thun den politischen Beobachter anzieht; nein er lebt immer ganz im Moment, er scheint immer nur das nächste praktische Ziel im Auge zu haben: sein politisches System enthüllt sich erst, wenn er die Aufgabe gelöst hat.

Viele Fäden nach den verschiedensten Seiten hin hält er in seiner Hand: dem Zuschauer mag sich das Gewebe oft verwirren, er allein übersieht es mit ungetrübter Klarheit. Widersprechende Dinge scheint er gleichzeitig zu betreiben: der Widerspruch löst sich, sobald der Endpunkt des Unternehmens erreicht ist. Ein kalter Rechenmeister ist dieser junge Mann, der mit 25 Jahren durch seine politischen Schachzüge

*) Instruction vom 18. Juni 1550. Langenn 1, 430 f. Vgl. auch Archiv für sächs. Gesch. 6, 243—246.

das mächtigste Kurfürstenthum des Reiches an sich gebracht, der nachher mit 30 Jahren dem Herrn der Welt die Netze gestellt, in denen Karls Weltpolitik ihre Niederlage gefunden hat.

Kühl und überlegt, weitschauend und nachhaltig ist seine Politik.

Und doch ist Moritz selbst ein sehr lebhafter, wilder, heißblütiger Geselle. Er war von mittlerer Größe, zu einer gewissen Fülle der Gestalt hinneigend. Leidenschaftlicher Jäger, kühner Reiter, schlachtenlustiger Kriegsmann, war er zugleich beim Spiele, beim Zechen, bei leichtfertigen Weibern nichts weniger als spröde gesinnt. Zur Zeit des Augsburger Reichstages, in Gegenwart von Kaiser und Reich hielt er mit seinen Genossen (so erzählt ein Augenzeuge) „also Haus, daß der Teufel darüber lachen möchte und viel Sagens in der ganzen Stadt davon war". Sein täglicher Lebenswandel gab vielfach Aergerniß: ihn kümmerte es nicht. Heftig und aufbrausend war er, dabei aber doch verschwiegen und sehr zurückhaltend mit seinen politischen Gedanken. Er vertraute gern seinem Talente, im leichten Gespräche wichtige Dinge zu behandeln und große entscheidende Abmachungen zu treffen. Seine Briefe sind eine sehr fesselnde Lecture: man merkt es bald, daß man es nicht mit einem trockenen Geschäftsmanne oder mit einem blos rechnenden Politiker, sondern auch mit einem Manne von lebhaftem Temperament und stürmischem Blute zu thun hat.

Das Verhältniß zur Gemahlin blieb äußerlich ohne Störung. Sehr jung war der Ehebund geschlossen; ein geistiges Band scheint aber niemals vorhanden gewesen zu sein. Die Herzogin begleitete ihn nicht auf seinen verschiedenen Zügen und Reisen. Sie ließ ihm alle Freiheit, die er nur wünschte. Sie hatten eine Tochter, die nachher des berühmten Oraniers Gattin geworden ist.

In seinem Dienste arbeiteten Räthe nicht ohne eigene Erfahrung und eigene Bedeutung. In die wahren Gedanken des Herrn war keiner von ihnen eingeweiht: sie erhielten ihre Aufgaben zugetheilt: niemals übersahen sie das ganze Feld, auf dem Moritz agirte. Zwar schrieb Karlowitz sich das Verdienst zu, Moritz zum Kurfürsten erhoben zu haben: sehr empfindlich brachte es ihm Moritz zum Bewußtsein, wie wenig ihm im Grunde an seinem Minister lag. Es ist eine Scene uns überliefert, die wie in photographischem Bilde den Fürsten und sein Treiben fixirt zu haben scheint. Als gerade eine der wichtigsten Entscheidungen zwischen Kaiser und Kurfürst bevorstand, als man in Spannung der Antwort des Kaisers auf die Fürbitte für die Freilassung des Landgrafen ent-

gegensah, da wollte Moritz von der Bühne sich entfernen, ein schönes Weibsbild in München zu seinem Vergnügen zu besuchen. Wie er eben den Schlitten bestieg, stürzte Karlowitz ihm nach, ihn bittend und beschwörend, zu dem wichtigen Staatsgeschäfte zu bleiben. Darauf aber achtete Moritz nicht: „ich will nach München fahren", war die einzige Antwort, die dem Minister zu Theil wurde. Und als jener nun auf offener Straße zu schimpfen und zu schelten begann, trieb Moritz sein Pferd zum Lauf an, — und ließ jenen in seinem ohnmächtigen Zorne da stehen und reden! Das ist eine Probe, wie Moritz seinem persönlichen Lebensgenuß mitten in den größten Staatsgeschäften nachging — auch ein Beispiel von der selbstbewußten Ironie und gleichgiltigen Sicherheit, mit der er selbständig seinen Weg ging. Er glaubte es selbst zu wissen, wann er zu scherzen und zu spielen, wann er zu arbeiten und zu handeln hatte.

Und gab er sich damals, im ersten Besitze der Kur und der bedeutenden ihm gewordenen Stellung im Reiche, dem Genusse und den Freuden des Lebens hin, — auch in jener Zeit hielt er die Augen geöffnet und achtete auf die Anzeichen des politischen Wetters. Als es ihm klar wurde, daß eine neue Erhebung gegen Karls Absolutismus und Reactionspolitik im deutschen Volke sich regte, da warf auch er sich wieder in eine Thätigkeit hinein, die seine Action kühn und unumwunden für die neue Situation zurichtete.

Schon in den letzten Jahren, schon zur Zeit der kaiserlichen Machtfülle und des kaiserlichen Religionszwanges hatte sich unter den Protestanten Widerspruch und Widerstand gegen Karl wieder erhoben. Der jüngere Bruder des Brandenburger Kurfürsten, Markgraf Hans von Cüstrin, der einst im Protestantenkriege im Dienste des Kaisers gestanden, hatte mit dem Herzoge Albrecht von Preußen und dem Herzoge Johann Albrecht von Mecklenburg sich zusammengethan, und wo immer protestantische Sympathieen lebendig waren, hatte Hans alle Elemente der protestantischen norddeutschen Stände zusammenzufassen gearbeitet.*) Ehrlich und aufrichtig in seiner Religion, loyal und treu in seiner Politik, war er vom Kaiser mißbraucht worden: jetzt waren ihm die Augen geöffnet; er war sicher nicht der Mann, der in Gewissensfragen Compromisse geschlossen

*) Joh. Voigt Der Fürstenbund gegen Karl V., in Raumers historischem Taschenbuch. 1857 — Voigt Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, 2 Bde. 1852.

hätte. So war auch das Programm des von ihm geleiteteten Bundes ein klares, principiell festes und gerades; von weltlichen Nebengedanken war hier keine Spur; allein das theuere Evangelium zu schützen, mit allen Kräften zu vertheidigen, wenn kaiserliche Mandate und kaiserliche Heere zur Execution des Interim hindrängen und der protestantischen Religion ein Ende bereiten wollten, allein darauf war das Bündniß am 26. Februar 1550 in Königsberg gestellt worden.

Es war nicht ausgeschlossen, daß man möglichst viele Genossen unter den deutschen Fürsten zu gewinnen trachtete und daß man auch im Auslande sich Hülfe zu verschaffen suchte. Schon seit October 1549 hatte man in Frankreich Anknüpfungspunkte sich verschafft. Aber das Hauptaugenmerk blieb hier doch immer auf die Vertheidigung desjenigen Genossen gerichtet, den Kaiser und Reich zunächst bedrohen und überziehen würden.

Markgraf Hans hatte sich früher vielfach in gleicher Lage befunden, wie Kurfürst Moritz. Beide hatten 1546 dem Kaiser gedient gegen die Glaubensgenossen. Beide hatten in Versicherungen des Kaisers Grund zu der Meinung gehabt, daß ihnen und ihren Unterthanen keine religiösen Zumuthungen gestellt werden würden. Beide hatten in Augsburg erfahren, wie irrig ihre Annahme gewesen. Beide hatten zuletzt gegen das Interim Schwierigkeiten erhoben, Moritz in diplomatischeren Formen auf Verhandlungen mit seinen Ständen vertröstend, Hans aber rundweg den Glaubenszwang und das Glaubensedict zurückweisend. Ehe nun Moritz mit seinen Ständen jenen Ausweg des Leipziger Interim beschritten, in jenem Momente, als er sich noch nicht zur Nachgiebigkeit bequemt, hatten die Beiden in Torgau Anfang October 1548 sich besprochen; es handelte sich darum, zu gegenseitigem Schutze sich zu verpflichten und an dem Könige von Polen einen starken Rückhalt sich zu sichern. Die Absicht wurde nicht ausgeführt; vielmehr wählte Moritz, wie schon erwähnt, damals einen Umweg zum Schutze des Protestantismus. Aber als nun im Sommer 1549 Hans mit seinem Vetter, Herzog Albrecht von Preußen, gemeinsam nach denjenigen Fürsten sich umsah, die zur Hülfe bereit sein würden, da war es ganz natürlich, daß er auf Moritz sein Augenmerk richtete und auch ihn zum Bunde aufzufordern vor-

schlug.*) Aber Herzog Albrecht hatte kein Vertrauen in den sächsischen Kurfürsten; er rieth ab, er warnte vor Mittheilungen an den Alliirten des Kaisers. Und in dieser von Mißtrauen dictirten Zurückhaltung verharrten die Verbündeten noch lange Zeit: es ging ihnen schwer an, zu ihm sich zu halten und gemeinsam mit ihm zu operiren. Die ersten Schritte der Verständigung mußten von Moritz' Seite kommen, und auch er zögerte lange, ehe er so weit sich hervorwagte.

Welches waren die Verhältnisse, welches waren die Ereignisse, die Moritz von der Allianz des Kaisers seit 1548 entfernt haben?

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die Wittenberger Capitulation vom 19. Mai 1547 den neuen Kurfürsten durchaus nicht zufriedengestellt: nicht allein hatte er den Ernestinern größeren und selbständigeren Besitz lassen müssen, als er es gewünscht, auch von der Anerkennung des neuen Zustandes durch die Ernestiner, die er gefordert, war nichts in den Vertrag gekommen: es war deutlich, daß nach den Intentionen des Kaisers das Herzogthum ein Gegengewicht gegen das Kurfürstenthum bleiben sollte. Ueber die Ausführung des Wittenberger Vertrages hatte es vielfache Differenzen gegeben; zu einer förmlichen Rechtshandlung vor dem Kaiser war es deshalb gekommen. Unsicher mußte der neue Besitzstand immer dem neuen Kurfürsten noch erscheinen. Moritz befand sich in der äußerst peinlichen Lage, daß eine Erhebung der Ernestiner oder ein Umschlag in der Parteirichtung des Kaisers alle seine Errungenschaften wieder in Frage stellen konnte. Johann Friedrich und seine Söhne waren eine stete Drohung für den Kurfürsten, der in ihrem früheren Besitz thronte. Zu voller Abhängigkeit waren sie nicht gebracht, und so mußte gerade ihm der Gedanke naheliegen, daß sie die Rolle, die er gegen jene gespielt, leicht und gern jetzt gegen ihn übernehmen würden. Argwöhnisch und ängstlich bewachten die kurfürstlichen Agenten die Behandlung, welche der Kaiser dem gefangenen Johann Friedrich erzeigen ließ; jede Freundlichkeit dort wurde als böses Zeichen für Moritz gedeutet. Und auch daß das einmal schon ihm verliehene Schutzrecht in Magdeburg und Halberstadt wieder ihm entzogen war, auch das mußte ihn tief kränken.

*) Zwei Schreiben von Hans vom Sonntag Misericordiä und Dienstag nach Pfingsten 1549 bei Voigt 31.

Dazu kam noch die Beleidigung, die in der Gefangenhaltung des Landgrafen gegen alle Bitten und Proteste von Kurbrandenburg und Kursachsen gerade Moritz zugefügt wurde. Zwar wurden wohl Aeußerungen laut, die da andeuteten, es sei Moritz nicht recht ernstgemeint mit seinen Vorstellungen, leicht erklärliche Aeußerungen der Ungeduld Philipps, aber es ist auch nicht der geringste Nachweis gegeben für diese Insinuationen; im Gegentheil, Moritz ließ es an Mitteln der Ueberredung nicht ermangeln; hätte er aber mit offener That dem Kaiser sich hierin entgegengestellt, in der Weise etwa wie Philipp es gewünscht, so würde er doch durch solches Vorgehen die Situation nur verschlimmert haben: er pflegte nicht so vorschnell zu handeln. Als endlich alle diplomatischen Mittel nichts halfen, da griff er zu dem einzig förderndem Ausweg, zur Gewaltthat; und wenn er sie langsam und umsichtig vorbereitete, so wurde er des Erfolges desto gewisser. Auch das wird hier bei einer Beurtheilung seines Verfahrens ins Gewicht fallen müssen, mit den Söhnen des gefangenen Fürsten trat er darüber in Einvernehmen und Verbindung: die Cooperation der Hessen selbst mit Moritz ist gerade der sicherste Beweis, daß man dort an seinem Ernste und seiner Energie nicht gezweifelt hat. Zu klaren Formen gelangte dies im Frühjahr 1550.

Man könnte diese hier erwähnten Beziehungen des neuen Kurfürsten als seine privaten oder territorialen Beschwerden gegen den Kaiser bezeichnen; auch in den allgemeinen Angelegenheiten aber wich er mehr und mehr von Karls Wegen ab.*) Hatte doch gerade er dem Projecte Karls widersprochen, einen Bund der Reichsstände zu errichten, der die Formen des Reichsrechtes beseitigend der kaiserlichen Macht größeren Nachdruck sicherte; hatte doch auch in den kirchlichen Dingen Moritz, protestantischen Tendenzen huldigend, gegen das Interim Anfangs sich gesträubt, dann nachgegeben, eine Scheinconcession aufgefunden, zuletzt aber doch die protestantischen Gesinnungen seiner Unterthanen wieder zu seinem Leitstern erhoben; als Karl auf der Höhe seiner Erfolge zur Sicherung seiner Siege sich anschickte, gerade da meinte Moritz das kaiserliche Interim in der Praxis ganz fallen zu lassen und mit protestantischen Geisteswaffen auf dem Concile die alte Kirche neu zu befehden.

*) Vgl. Karl V. S. 191—198. 240 ff.

Wenn diese Differenzen des protestantischen Sachsenfürsten und des spanisch-katholischen Kaisers auf Moritz mehr und mehr einwirkten, so darf man nicht vergessen, daß auch noch andere Vorfälle seinen Geist beschäftigen mußten. Er sah das Regiment des Kaisers in Deutschland rücksichtslos gegen Städte und Fürsten schalten, den Widerspruch Einzelner energisch zurechtsetzen, mit Strafen gegen den Hartnäckigen drohen, und, wo es möglich war, mit Gewalt einschreiten. Aber dem scharfsichtigen Politiker blieb es auch nicht verborgen, daß an höchster Stelle im Reiche eine Verstimmung Platz greife, die wohl für das Ganze noch weitere Folgen nach sich ziehen würde. Auch davon hatte sich schon auf dem Augsburger Reichstage 1548 die erste Spur gezeigt: die Spannung zwischen Karl und Ferdinand über die Frage der Succession wurde dann wohl 1551 zu Karls Gunsten erledigt; aber Ferdinand, dessen Zustimmung nur als eine erzwungene angesehen werden konnte, war bereit, vielleicht nicht offen, aber doch auf Umwegen gegen seinen Bruder zu handeln. Kurfürst Moritz hatte wohl eine Zeit lang auch beim Kaiser die Hoffnung erregt, für Philipps von Spanien Nachfolge stimmen zu wollen, aber er hatte sich doch zu nichts gebunden; gerade er hat nachher das Scheitern der kaiserlichen Projecte entschieden. Die Beziehungen zu Ferdinand waren von Anfang an bei Moritz enger und wärmer als zu Karl; mit ihm hatte er verhandelt, mit ihm sich besprochen, mit ihm gemeinsam operirt: zu dem Nachbaren in Böhmen gut zu stehen war ihm eine Hauptsache. Und auch mit Ferdinands Sohne, dem Erzherzog Maximilian, hatte er persönliche Freundschaft geschlossen: an diese beiden deutschen Habsburger lehnte Moritz vorzugsweise sich an. Gegenseitig waren die Beiden, Ferdinand und Moritz, sich zu fördern im Stande.

Im Frühjahr 1550 trat die neue Politik des Kurfürsten zum ersten Male in deutlicherer Gestalt, mit ausgeprägteren Tendenzen hervor. Moritz verständigte sich damals mit seinem jüngeren Bruder August über die schwebenden Fragen. Die Beziehungen zwischen Beiden waren lange Zeit sehr gute gewesen: reichlich hatte Moritz den Bruder ausgestattet und ihm wiederholt pecuniäre Zuwendungen gemacht. In letzter Zeit aber hatte eine Art von Verstimmung bei August Platz gegriffen; mehr und immer mehr hatte er gefordert; die Ehe mit der dänischen Prinzessin erhob sein Selbstgefühl; er regte zuletzt die Frage an, ob ihm nicht doch nach dem Testamente des Vaters ein Theil der

Landbesitzungen und Regierungsrechte noch zustände. Gerade damals war es für Moritz ein böses Ding, in diese Discussion einzutreten. Fühlte er doch gleichsam die neue Erschütterung der deutschen Verhältnisse, die Erhebung der Besiegten von 1547 gegen die damaligen Sieger herannahen. Da durfte er nicht auch noch mit dem Bruder sich entzweien. Und so arbeitete er dahin, August durch neue reiche Gaben zu befriedigen. Anfangs 1550 hatte er dies erreicht. Und nun handelten Moritz und August in vollster Eintracht, als Genossen desselben Werkes. *)

Darauf eröffnete sich Moritz auch in vertraulichem Gespräche dem Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, einem kecken, unternehmungslustigen Soldaten, der früher ebenfalls für den Kaiser gefochten und jetzt mißmuthig und verstimmt nach neuen Dingen sich umsah. **) Auch ihn gewann Moritz für seine Anschauung; und als Albrecht nun mit August auch seinerseits Rücksprache gehalten, konnten diese drei Fürsten als Verbündete gelten, die von jetzt ab einen neuen Keim einer Opposition gegen den Kaiser bildeten. Markgraf Albrecht befand sich damals in Werbungen und Rüstungen für England; es war aber zweifelhaft, ob man dort ihn gebrauchen würde. Und nun sicherte Moritz für den wahrscheinlichen Fall des Friedensschlusses zwischen England und Frankreich sich die von Albrecht geworbenen Soldaten, er verpflichtete denselben, keinen andern Dienst anzunehmen ohne sein Wissen.

Wichtiger aber war die Discussion der bevorstehenden Eventualitäten, die gewonnene Uebereinstimmung über die Gefahren der Situation. Zuerst waren August und Moritz eines Sinnes geworden, daß man etwas unternehmen müsse „zur Erhaltung der christlichen Religion und der alten wohlhergebrachten Libertät und Freiheit, die sich die Herren den Deutschen zu nehmen unterständen"; ein heimliches „Verständniß" zum Schutze des Protestantismus, zur Abwehr des kaiserlichen Gewaltregimentes wurde von ihnen geplant, und Markgraf

*) Wenck Kurfürst Moritz und Herzog August — im Archiv für sächsische Geschichte (18 1) 9, 381—427.

**) Albrecht an Moritz, Donnerstag nach Judica (27. März) 1550, bei Ranke 6, 295—300. Vgl. Cornelius Kurfürst Moritz gegenüber der Fürstenverschwörung in den Jahren 1550–1551, in Abhandlungen der bayer. Akademie III. Cl. X. Bd., S. 635, ff.

Albrecht trat als Genosse ihrer Absichten hinzu. Ferner hatte Herzog August von französischen Praktiken in Deutschland erfahren, und auch darüber hatte er mit Albrecht und mit Moritz sich berathen.

Man fand, daß die Franzosen zur Herstellung der 1547 gestürzten Fürsten sich anschickten, auf diesen Titel hin als Rächer der deutschen Fürsten einschreiten wollten. Man fand ferner, daß die ernestinischen Vettern allerlei planten und vorbereiteten, was für Moritz gefährlich werden konnte. Das Verhältniß zu den Ernestinern war und blieb ein peinlich gespanntes.*) Der alte Johann Friedrich war in der Gefangenschaft des Kaisers, man kann sich denken, von welcher Gesinnung gegen Moritz erfüllt: die Söhne, welche die Regierung für den abwesenden Vater führten, waren nicht selbständig, sie mußten sich dem väterlichen Winke fügen. Die Söhne wären wohl auf einen Vergleich mit Moritz eingegangen, auf eine gütliche Beilegung aller der schwebenden Differenzen, — vielleicht sogar auf eine Einigung zu einer gemeinsamen Haltung gegen den Kaiser. Das Mißtrauen und die Unlust des durch Moritz geschädigten geborenen Kurfürsten (wie er nachher 1552 zum Verdruß des Kurfürsten sich titulirte) stand im Wege. Wenn die Ernestiner die Hülfe Frankreichs gewannen! Wenn sie an jenen protestantischen Defensivbund des Markgrafen Hans sich anlehnten! Wenn sie den städtischen Oppositionselementen, an deren Spitze Magdeburg stand, die Hand reichten! — man sieht, von welchen Gefahren auf dieser Seite Moritz bedroht war.

Ueberhaupt, es läßt sich nicht sagen, daß nach seinem Erfolge Moritz irgendwie in gesicherter Ruhe die Früchte seines Sieges zu genießen im Stande war. Der dauernden Gunst des Kaisers war er keineswegs sicher: das hatte sich ihm in Wittenberg 1547 gezeigt. Und die Vorkommnisse bei dem Erlasse und bei der Einführung des Interim hatten ihn unzweifelhaft in einen Gegensatz zur kaiserlichen Politik gebracht, den man als solchen auch am kaiserlichen Hofe empfand. Es war für Moritz nicht fraglich, es war ihm bekannt, daß Karl sehr wohl im Stande war, ihn mit dem gleichen Loose zu überfallen, wie es den Ernestinern geschehen. Aber auch bei den Protestanten hielt man nicht auf ihn und nicht zu ihm: die Glieder des Schmalkaldener

*) Wenck Albertiner und Ernestiner nach der Wittenberger Capitulation, im Archiv für sächsische Geschichte (1870) 8, 152—210 und 225—265. Vgl. auch Burkhardt Gefangenschaft Johann Friedrichs des Großmüthigen (1863).

Bundes waren seine Nachbaren, — wie nahe lag die Besorgniß, daß sie die That von 1546 und 1547 an ihm bei einem neuen Aufstande gegen den Kaiser rächen würden!

Alles das waren Motive für Moritz zu vorsichtiger Umschau und behutsamem Vorgehen. Die Erhebung gegen des Kaisers Tyrannei, deren Symptome und Vorboten ihm nicht entgingen, durfte nicht ihn, den früheren Diener des Kaisers treffen. Und wenn er jetzt sich entschlossen, nicht mehr bei der Partei des Kaisers zu stehen, wenn er vielmehr gegen dessen weltliche und kirchliche Politik gemeinsam mit August und Albrecht sich aufzulehnen bereit war, so war damit für ihn zunächst die Aufgabe gegeben, die neue deutsche Erhebung gegen Karl so zu wenden, daß nicht er selbst von dem Schlage mitgetroffen würde: die Auflehnung deutscher Fürsten, womöglich mit französischer Unterstützung, mußte vor Allem den damaligen Territorialbesitz anerkennen, sie mußte eine Demüthigung oder Vernichtung des Kaisers, sie konnte vielleicht auch andere Besitzveränderungen anstreben, aber die Restauration der Ernestiner mußte von ihren Zwecken ferngehalten, ja förmlich ausgeschlossen werden.

So mußte unfehlbar sehr klar und bestimmt der Plan der Action sich dem Kurfürsten darstellen: mochte es Schwierigkeiten auf dieser Bahn geben, es war geboten, sie doch zu gehen. Und wir finden, daß sofort seit dem Frühjahr 1550, seit jenen Besprechungen und Abmachungen mit August und Albrecht, Moritz sich um diese Sache bemüht hat; allerdings, länger als ein Jahr dauerte es noch, ehe er ins Reine damit kam.

Sein Verhältniß zu den Hessen schlug ihm die Brücke hinüber zu den protestantischen Fürsten und ebnete ihm die Wege zur französischen Allianz.

Sowohl mit den Söhnen und Räthen des gefangenen Landgrafen hatte Moritz wiederholt verhandelt, als auch an dem kaiserlichen Hofe wiederholt Vorstellungen erhoben betreffs der endlichen Freigebung Philipps: bei Karl war nichts erreicht worden, aber bei den Hessen wurde doch Moritz' Eifer erkannt und auf seine Hülfe bei einem Befreiungsversuche gerechnet. Es steht nicht fest, ob die jungen Landgrafen persönlich in Alles eingeweiht und persönlich dem kursächsischen Schwager herzlich geneigt waren; sicher ist es, daß die Räthe, welche eigentlich die Zügel der hessischen Regierung in der Hand hielten,

Vertrauen zu Moritz hatten und für die gemeinsame Action von Kursachsen und Hessen sich bemühten. Sie waren es, die auf dieser Seite im Frühjahre 1550 mit dem Franzosenkönige anzuknüpfen suchten, um für Philipp in Frankreich sicheren Zufluchtsort zu erlangen und französische Hülfe einzuleiten: durch ihre Vermittlung wurde auch die erste Beziehung zu Frankreich dem Kurfürsten ermöglicht.*) In Frankreich wurde der Boden bereitet, die frühere feindlichere Gesinnung des Königs beschwichtigt und die Geneigtheit desselben zur Hülfe erforscht. Weiter kam man noch nicht. Aeußerst vorsichtig, langsam tastend und die Beschaffenheit des Bodens herausfühlend, wagte man sich vor. Moritz und seine Genossen, August und Albrecht, waren freilich von Anfang an der Meinung, die französische Allianz sei ihnen nöthig, ein Krieg zwischen Kaiser und König müsse ihr Unternehmen begleiten.

Und nachdem so durch die Hessen der Weg dorthin gebahnt säumte Moritz nicht, weiter zu schreiten. Zweimal im Sommer 1550 nahm er die Sache auf. Anfangs hatte sich König Heinrich erst zu vergewissern gesucht, ob es Moritz ernstlich mit seinen Absichten gegen Karl meine. Die Hessen traten mit Nachdruck für Moritz' Gesinnung auf; sie zeigten große Hoffnung, daß Moritz des Kaisers Macht breche und den Landgrafen befreie; sie wiesen darauf hin, wie Moritz gerade des Kaisers Mittel und Wege kenne, wie er ein mächtiger Fürst sei und sich eines großen Anhanges rühme. Noch immer aber ließ König Heinrich sich nicht zu positiveren, ihn bindenden Aeußerungen bewegen; auch mit jenem norddeutschen Fürstenbunde des Markgrafen Hans negociirte er noch im Herbste; selbst Beziehungen zu Johann Friedrichs Söhnen, die auf Moritz' Sturz hinarbeiteten, schienen vorhanden zu sein: es war eine sehr wichtige Frage, für welche dieser deutschen Tendenzen der französische Bund gewonnen werden könne, welche der drei Gruppen — der Fürstenbund von Mecklenburg und Preußen oder die Ernestiner oder der sächsische Kurfürst mit hessischer Genossenschaft — zuerst zur Action gegen den deutschen Zustand, wie seit 1548 Kaiser Karl ihn aufgerichtet, thatsächlich vorgehen wolle. Oder war es nicht so durchaus unmöglich, wie es auf den ersten Blick freilich

*) Cornelius 659—665.

schien, alle diese Elemente der Opposition zu einem Ganzen zusammenzubringen?

Vor dem Augsburger Reichstage, im Mai 1550, hatte Moritz sich mit Kurfürst Joachim von Brandenburg geeinigt nicht in Augsburg zu erscheinen, wenn nicht Landgraf Philipp in Freiheit gesetzt würde; die Vorstellung bei Karl wurde erneuert. Dann hatte er in den ersten Tagen des Juni auch in Salza mit dem jungen Landgrafen Wilhelm über ihre Lage gesprochen; er theilte jenen Entschluß, sich vom Kaiser entfernt zu halten, mit, und Wilhelm billigte dies vollkommen; ja die Beiden hatten noch vertraulichere Besprechungen miteinander, deren Inhalt wir nicht kennen; aber Moritz war äußerst zufrieden mit ihrem Ergebniß.*)

Im Sommer rüstete Moritz fortwährend, ohne daß man bestimmt erfahren, was er im Schilde führte; er gab wohl einmal an, es geschehe, um sein Land vor dem Interim zu schützen. Gleichzeitig warben aber auch die anderen Protestanten Truppen und machten Miene, einen etwaigen Angriff des Kaisers gegen einen protestantischen Stand mit Gewalt abwehren zu wollen. Es geschahen also gleichzeitig zweierlei Rüstungen, beide im Grunde für dieselbe Sache, aber eine jede mißtrauisch wider die andere und in jedem Augenblicke die andere zu überfallen geneigt.

Die Mecklenburger, mehr noch Markgraf Hans, beobachteten Moritz mit großem Argwohn: sie vermochten es nicht, ihm oder einem seiner Freunde zu vertrauen. So wurde Markgraf Albrecht, der die Aufnahme in den Fürstenbund nachgesucht, abgewiesen, so begegnete man auch Herzog August mit kühler Zurückhaltung.**) Während die diplomatischen Bemühungen der Verbündeten wenig gesicherte Resultate aufwiesen, während auch die französische Hülfe ihnen noch nicht gesichert war, hatte man sich gegen Moritz nichts weniger als freundlich gezeigt; ja man kam hart an einen Conflict mit ihm heran.

Einen Haufen Soldaten hatte Georg von Mecklenburg gegen die Stadt Magdeburg geführt; er wurde geschlagen. Aber Moritz hielt es doch für nöthig, diese Leute in seinen Dienst zu nehmen und als Belagerungsheer vor Magdeburg zu verwerthen. Den Oberbefehl

*) Langenn 1, 423 f. und 2, 317.
**) Voigt 52—54. 69. Voigt, Albrecht Alcibiades 1, 210 ff.

übernahm er selbst, er ließ sich im October 1550 die Achtsexecution wider diese Stadt auftragen.

Das war ein gewagter, weil äußerst zweideutiger Schritt, aber in der damaligen Lage war er ihm nöthig erschienen. Die Protestanten mochten ihn als Feindschaft auslegen, auch König Heinrich mochte sich daran stoßen: Moritz beeilte sich seine Freunde zu beruhigen, sie über den Sinn seiner Maßregel aufzuklären, auch nach Frankreich Erläuterungen zu schicken.*) Das Wichtigste war, der Kaiser wurde dadurch eingeschläfert, über Moritz Absichten betrogen: am kaiserlichen Hofe frohlockte man über diese Wendung.

Moritz suchte mit der belagerten Stadt sofort zum Frieden zu kommen: er bot sehr billige Vertragsbedingungen an, er wünschte hier gemeinsame Sache mit den Anderen zu machen und so auch ihnen als Genossen der protestantischen Verbindung sich darzustellen. Magdeburg lehnte Alles ab. Da zeigten während des Novembers im Stifte Bremen und Verden sich Soldaten, von Heideck und Mansfeld geworben und dazu bestimmt, im Sinne des Markgrafen Hans und seiner Alliirten durch die Entsetzung der Stadt den ersten Schlag gegen die kaiserliche Politik zu führen. Wenn sie ihr Vorhaben wirklich ausführten, so würde damit der neue Bruderkrieg unter den deutschen Protestanten zur Thatsache geworden sein, und zwar unter Protestanten, die eigentlich der Sache nach dasselbe wollten und nur aus Mißtrauen wider einander in diesen Krieg geriethen. Es war eine peinliche Situation, eine Verwicklung, aus der man sich in jedem Falle befreien mußte. Moritz selbst, die hessischen Räthe sahen es ein: nach und nach eröffneten sie auch Einzelnen unter den Führern des Bundes die Augen.

In der That, die Briefe, die Moritz in jenen Monaten über seine Lage, seine Absichten, seine Gedanken geschrieben, zählen zu den fesselndsten und interessantesten Documenten jener Zeit, deren Lectüre dem Forscher vollen und reichen Genuß zu verschaffen geeignet ist. Sie versetzen mitten hinein in das Leben jenes Momentes, in die wogende Bewegung jener Tage, sie fassen Motive und Gefühle in unnachahmliche Töne zusammen, sie vertiefen und versenken den Nachlebenden

*) Die hessischen Räthe 3. November, Moritz 12. November bei Cornelius 672–675.

in Seele und Geist jenes scharfsinnigen, energischen, mit glücklichem Ausdruck begabten Staatsmannes: originell und drastisch ist der Stil, derb und kräftig die Sprache, treffend und wahr der Gedanke. Unwillkürlich erwacht das Verlangen, den Briefwechsel dieses Fürsten ganz kennen zu lernen, vollständig zu erschöpfen: wer ihn veröffentlichen wollte, würde zur Geschichte jener Zeit einen der schätzenswerthesten Beiträge bringen.

Der Entschluß war in ihm gereift, mit Macht gegen Kaiser Karl aufzutreten, aber das Werk sollte Hand und Fuß haben: er gedachte es sicher und allseitig vorzubereiten, ehe er beginne. Er gab zu, daß er einstweilen noch „laviren" müsse, er müsse zusehen, „daß er nicht zwischen zwei Stühlen niedersitze"; er betonte es, daß große Gefahr den Theilnehmern drohen könne, wenn es mißlinge; aber wenn es dazu komme, wolle er „Hals und Bauch dabei aufsetzen". Er hatte versucht, sofort vor Magdeburg die ihm entgegenstehenden Protestanten zu gewinnen, aber sein Anschlag war „leider durch Mißverstand verderbt" worden: die Freunde der Magdeburger oder die neuen Verbündeten, so sprach er sich aus, „dirigirten den Handel nicht auf den rechten Weg", sondern würden beider Seiten Vorhaben verderben; hätte die Verbindung aller Streitkräfte, wie Moritz sie wünschte, Fortgang gehabt, so würden dem Kaiser „alle Mäuse in diesem Lande gefangen sein," jetzt aber werde die Magdeburgische Angelegenheit zu dem Handel „ein großer Stopf" sein; „ich achte," rief er voll Unwillen aus, „ich achte, der Teufel hat das Volk besessen, daß sie nicht verstehen wollen, wozu es kommen möchte". Und Moritz verbarg es sich nicht, was im Grunde dabei im Wege stehe: „ich befinde in diesem ganzen Werk nichts Schädlicheres, denn das große Mißtrauen; wird nun dem nicht geholfen, so wollt ich wohl sagen, Gott gebe dem Deutschland gute Nacht". Die Herstellung eines guten Vertrauens sei jetzt zunächst die Hauptaufgabe.

Denn Eines stand bei Moritz fest: er würde sich selbst nicht ruiniren lassen, er würde zu protestantischen Unternehmungen nicht zusehen, wenn sie gegen seine eigene Existenz ihre Spitze kehren wollten. Er warf Drohungen hin, er kam darauf zurück; es gelang ihm, den Anderen die Ueberzeugung beizubringen, daß er nicht eitle Worte hier rede, daß er nicht spaße, daß er seine Drohungen wahr machen werde, wenn nöthig. „Meine Gesellen und ich müssen einen Herren haben,

der uns den Rücken hält, und auf welche Seite wir gerathen, so wollen wir unserem Gegentheile wenigstens das Spiel verderben, wenn nicht die Karte ganz zerreißen": so lauteten seine Worte; und das erläuterte er auch noch weiter: man solle es nur wissen, er gedenke neben Anderen etwas zu sein und zu bleiben; ehe er sich unterdrücken lasse, eher wollte er Wunder thun und „mit Zucht zu melden, dem Kaiser und seinem Schwarm eher gar in den Hintersten kriechen, damit er ungefressen bleibe".

Seit October war er mit den hessischen Fürsten über das zu wagende Unternehmen einig. Des gefangenen Landgrafen Billigung hatten die Söhne eingeholt; zwar nicht besonders freudig, aber doch zuletzt wenigstens eventuell waren sie zur Cooperation mit Moritz bevollmächtigt. Man kann es dem alten Herrn nicht verdenken, wenn er sich in Moritz nicht ganz zu finden wußte.

Im Anfang December hielten die hessischen Räthe mit Moritz eine Conferenz in Wittenberg; sie übernahmen es, die Verhandlung in Frankreich aufs Neue zu fördern, sie wollten auch die Versöhnung des Kurfürsten mit den anderen Protestanten in Zug bringen und sie erfaßten sehr wohl die Momente, auf die es ihm hierbei ankam. Die Vergangenheit des Kurfürsten, seine Action wider die Vettern von 1547 mußte erläutert, vergeben, gutgeheißen werden. Moritz hatte mündlich ihnen es weit und breit auseinandergesetzt, daß man damals Ursache ihm zu seinem Auftreten gegeben. Er setzte hinzu, alles Gedankens an Restitution müßten die Ernestiner sich aber jetzt entschlagen; würden sie aufrichtig daraufhin mit ihm sich einlassen, so wolle er zu anderer Schadloshaltung ihnen gerne helfen. Es scheint, daß er auf diese Hessen wenigstens Eindruck gemacht: und daß Moritz selbst jetzt seiner Gesinnung nach auf protestantischer Seite stehe, dieser Ueberzeugung gaben sie gegen ihre Freunde kräftigen Ausdruck: „ist Jemand auf sein Wort und seine Geberden hin zu glauben, so hat uns dieser Mensch überredet, daß wir ihm Glauben schenken, sofern ihm wiederum geglaubt wird".

Als Moritz nun auch selbst direct sich über seine Absichten aussprach, als er dem Herzoge von Preußen seinen Protestantismus betheuerte und dem Herzoge Johann Albrecht von Mecklenburg ähnliche Versicherungen gab, wie er sie den Hessen schon ertheilt hatte, da sahen diese Fürsten die Nothwendigkeit ein, ihr Mißtrauen fallen zu

lassen und ihrerseits auf die Ausgleichung und Vereinigung der Einzeltendenzen einzugehen.

Aber noch einmal schien jenes Kriegsvolk, das sich in der Nachbarschaft von Magdeburg versammelte, Schwierigkeiten zu machen. Moritz war schnell entschlossen, diesen Knoten zu zerhauen: er rückte gegen die Truppen aus, er schlug einzelne Haufen, er brachte einzelne zu freiwilliger Ergebung, er nahm zuletzt alle in seinen eigenen Dienst. Heideck, der Führer, trat selbst zu ihm über, er gab sofort den Vermittler ab zwischen Moritz und den Verbündeten, Herzog Johann Albrecht und Markgraf Hans; er brachte es endlich dazu, daß Moritz und Hans persönlich sich begegneten und in vertraulichem Gespräche die Grundlagen einer gemeinsamen Action zu gewinnen versuchten.

Am 20. Februar 1551 fand diese Vereinbarung in Dresden Statt.*) Man wurde einig, auf Grund des protestantischen Bekenntnisses Widerstand gegen das Concil zu leisten und ein Schutzbündniß „zur Erhaltung der Religion und Freiheit der Deutschen" zu schließen; es wurde verabredet, auch die Ernestiner hinzuzuziehen, sie mit dem Kurfürsten zu versöhnen; Markgraf Hans sollte dies ins Werk richten und die Zustimmung der mit ihm schon verbündeten Fürsten herbeischaffen. Auch die Mittel und Wege einer Action kamen schon in Betracht; englische und französische Unterstützung wurde in Aussicht gefaßt, auch von der Vertreibung der „Pfaffen und Mönche aus Teutschland" geredet. Endlich war hier der Boden für eine neue Politik gewonnen. Moritz war der Mann, unter solchen Voraussetzungen die Führung zu übernehmen und auf geeignetem Wege zu den von ihm gewollten Zielen die Erhebung der deutschen Protestanten gegen des Kaisers katholische Reaction und gewalsame Regierung zu leiten.

Man begann die Verhandlung mit den Ernestinern, zu der vorher schon mehrmals ein Ansatz geschehen.**) In Naumburg fanden Anfangs Mai Berathungen und Erörterungen statt. Moritz bot diesmal den Vettern mehr als jemals bisher: er wollte die Controverse definitiv aus der Welt schaffen. Die Ernestiner zögerten mit ihrer Entscheidung; allerdings stellten sie Theilnahme an dem „großen

*) Voigt 102–108. Langenn 2, 321—325. Cornelius 690. 691.

**) Vgl. Wenck Kurfürst Moritz und die Ernestiner in den Jahren 1551 und 1552 (Forschungen zur deutschen Geschichte XII 1–54. 1872).

Werke" in Aussicht, aber die particulare Zwistigkeit kam doch nicht aus der Welt. Aber ehe man hier nicht ins Reine gekommen, konnte nach der französischen Seite nichts Ernstliches geschehen; sehr wohl hielt Moritz darauf, daß das für ihn so wesentliche Resultat der sächsischen Vergleichung gesichert sei, ehe die Hauptaction vorbereitet werde. Den Anderen lag auch an der Aufhebung des Krieges gegen Magdeburg viel. Moritz dagegen hielt einen Scheinkrieg eher für einen Vortheil: er gab ja den Vorwand, ohne Karls Argwohn zu erwecken, Truppen zu sammeln.

Endlich kam man im Mai 1551 in Torgau wieder zusammen, und hier verpflichtete man sich dann auch zu gemeinsamer Action für den Schutz der protestantischen Religion und der deutschen Freiheit*): es wurde stipulirt, daß die Ernestiner, nachdem sie mit Moritz versöhnt, Antheil haben sollten; es wurde anerkannt, daß der Vorbehalt der Dresdener Vereinbarung betreffs der Ernestiner durch die in Naumburg gewechselten Erklärungen erledigt sei; und zugleich wurde ausgesprochen, wenn die Ernestiner sich nicht auf billige Bedingungen anschließen wollten, so sollten sie wenigstens zu friedlicher Neutralität sich binden: würden sie dies weigern, so werde der Bund sie als Feinde ansehen und als solche behandeln. Man sieht, die Schwierigkeit, die Moritz' Unternehmen am stärksten bedroht hatte, war beseitigt: die Rache der Ernestiner war von den anderen Protestanten aufgegeben, nach dieser Seite hin war der Statusquo gebilligt und Moritz' Kurwürde gesichert.

Man hatte dort in Torgau auch schon davon geredet, „daß die Defensive sich in eine Offensive verwandeln könne"; es war ein Fortschritt politischer Action, daß man seine Gedanken in dieser Weise erweitert: größere Chancen des Erfolges waren damit gesichert. Und wenn Moritz in den ersten Monaten des Jahres etwas gezögert, den französischen Bund zusammenzuschließen, so ging man jetzt mit directen Anträgen vor.**) Man verlangte vom Könige von Frankreich Zahlung einer Subsidie und Unterstützung des deutschen Aufstandes durch einen gleichzeitigen Angriff auf den Kaiser. Man erbot sich, niemals wider den König von Deutschland aus Krieg zuzulassen

*) Torgauer Vertrag 22. Mai 1551. Cornelius 694—696.

**) Instruction für die Sendung nach Frankreich 28. Mai, Langenn 2, 327.

und bei der Wahl eines deutschen Kaisers auf Frankreich Rücksicht zu nehmen.

Man wird sich kaum mit der Hoffnung geschmeichelt haben, so geringen Preis für die erwartete Hülfe zu zahlen, nur mit Vertröstungen auf die Zukunft die gegenwärtige That zu vergelten. Es bedeutet diese Eröffnung wohl nicht mehr als die Einleitung zu detaillirterer Verhandlung: daß König Heinrich auch seinerseits Reelleres fordern würde, darauf mußte man gefaßt sein. Und so stellte es sich denn auch heraus. Moritz hatte sehr richtig die Lage durchschaut, daß man jedenfalls die französische Hülfe gewinnen müsse, ohne diesen nervus belli achtete er die Sache unmöglich; denn eine mit England begonnene Verhandlung zog sich in die Länge und führte zu nichts. Sobald aber aus Frankreich günstige Nachrichten eintrafen, im August, war Moritz zu allem Nöthigen entschlossen und voll Zuversicht auf den Erfolg des Unternehmens. „Ich habe," schrieb er damals an Markgraf Hans, „gute Hoffnung zu dem Handel, und da man folgen wird, wollen wir dem Bock recht an die Hoden greifen."

In den ersten Tagen des October sollte die definitive Verabredung in Lochau getroffen werden.*) Ein französischer Unterhändler war zugegen; er drang besonders darauf, daß man die Beschränkung des Bundes auf eine Defensive fallen lasse, daß man in größerem Stile von verschiedenen Seiten zugleich anfasse. Er traf damit auch Moritz' Sinn. Moritz und die Anderen stimmten zu. Aber Hans, der Stifter jenes ersten Königsberger Bundes, trat jetzt zurück: er scheute sich vor solchen Plänen, er reiste ab und blieb in den nächsten Händeln neutral. Die anderen Fürsten gelangten zum Abschluß ihrer Allianz mit Frankreich, ihrer Bundesentwürfe unter sich. Man gab dem Franzosen die lothringischen Bisthümer preis, und man entschied, daß ein französischer Angriff und ein Anfall der Deutschen auf den Kaiser sich in die Hand arbeiten sollten.

Im November wurde dann durch freiwilligen Vertrag die Belagerung Magdeburgs aufgehoben. Im December erläuterte und definirte man das Bündniß noch genauer und bestimmter. Was man so abgemacht, wurde von Markgraf Albrecht nach Frankreich gebracht

*) Vgl. Voigt 140—144, Langenn 1, 483—486, Ranke 5, 157—164, Maurenbrecher 270—272.

und von König Heinrich in Chambord am 15. Januar 1552 beschworen. Dann begannen sofort die Rüstungen allenthalben in rühriger und lebendiger Weise; zwischen Frankreich und dem Fürstenbunde wurden im Februar 1552 noch die letzten Bedenken erledigt und die nächsten Schritte verabredet. Mit schnellen, sicheren, wohl vorbereiteten Schlägen traf man das Gebäude der kaiserlichen Macht und Reputation: man konnte guten Erfolges sich bald rühmen.

Fassen wir noch einmal in wenige Worte die Bedeutung, die Eigenschaften, die Tragweite des Aufstandes zusammen.

Der Aufstand, dessen Haupt und Führer Kurfürst Moritz geworden, hat die Beseitigung des kaiserlichen Interim, die Erhaltung der Augsburger Confession in den protestantischen Territorien, zugleich aber auch die Befreiung des Reiches von der gewaltsamen, rücksichtslosen, ungesetzlichen Regierungsweise des Kaisers als seine Ziele erstrebt. Wir haben gesehen, wie diese Motive die Grundlage aller Verhandlungen gebildet, wie sie auch bei Kurfürst Moritz, trotz des ihm vom Kaiser verliehenen Preises, mehr und mehr zum Durchbruch gelangt sind. Für Moritz war dabei noch besonders die Behandlung der hessischen Angelegenheit eins der Symptome des allgemeinen Zustandes: nicht allein deshalb hat er zum Schwerte gegriffen, aber es war die Gefangenschaft Philipps für ihn doch eine Erläuterung der kaiserlichen Methode, gerade zu seinem Schaden und Nachtheil gegeben. Die politische Differenz zwischen Karl und Moritz über die allgemeine Sache ist das treibende Motiv zum Aufstande gewesen.

Nun hat man allerdings in sehr scharfsinniger Erörterung gemeint*), nur deshalb habe Moritz sich dem Aufstande angeschlossen, weil er gefürchtet, durch den Aufstand um die Frucht seiner früheren Thaten gebracht zu werden. Gewiß, auch dies Motiv läßt sich bei ihm nachweisen. Die Rivalität und Feindschaft mit den von ihm beraubten Ernestinern band und fesselte die Freiheit seiner Action; er hat nur mit großer Geschicklichkeit sich aus den Schwierigkeiten dieser

*) Das ist der Grundgedanke von Cornelius, siehe z. B. S. 643. Es mag gestattet sein zu notiren, daß Ranke in der neuen Auflage seiner Deutschen Geschichte einen der wenigen Zusätze gerade dieser Frage gewidmet (S. 147—150). Er urtheilt: „Wie das Alles in Moritz gährt und arbeitet: die Besorgniß vor dem Kaiser und das Mißverständniß mit den religionsverwandten Nachbarn, die allgemeinen Gesichtspunkte und die persönliche Stellung“.

Situation befreit. Aber gerade deshalb ist es ihm sehr hoch anzuschlagen, daß er durch seine Privathändel sich nicht an dem Auftreten für die gemeine Sache hat beirren und hindern lassen. Seine sächsische Stellung hätte er doch sicher befestigt, vielleicht noch erweitert, wenn er auf der Seite des Kaisers den ersten Anfängen des Aufstandes sich entgegengeworfen und neuen Dank von Karl sich verdient hätte. Nein, neben und mit den particularen Interessen hat auf ihn auch das allgemeine Princip bestimmend gewirkt.

Sollte es aber denkbar sein, daß eine Anzahl von Fürsten sich verbündet, einzig und allein in der Tendenz, den Protestantismus zu schützen und allgemeine Beschwerden abzustellen? Oder sollten nicht vielmehr neben den allgemeinen Angelegenheiten auch egoistische Zwecke von ihnen ins Auge gefaßt worden sein? Auch diese Frage wird hier noch einer kurzen Untersuchung bedürfen.

Gleich nach den ersten Unterredungen zwischen Moritz und Albrecht hatte der letztere von etwaigen Vergleichshandlungen über böhmisch-sächsische Territorialfragen, auch von dem Kaufe des sogenannten Voigtlandes abgerathen, weil im Kriege alles das umsonst zu haben sein werde. Und daß auch Besitzveränderungen durch einen Krieg hervorgerufen werden könnten, deutete Moritz selbst den Hessen an, wenn er meinte, „es müßten viele Leute noch an den Tanz gebracht werden", oder wenn er die Ernestiner zu unterstützen versprach, „daß sie des Schadens wieder einkämen". Sogar der Gedanke einer weit allgemeineren Maßregel wurde zwischen Moritz und Hans bei ihrer Besprechung in Dresden berührt: es war die Rede davon, „daß man die Pfaffen und Mönche aus Deutschland pellire".*) Allerdings man hat diesen hingeworfenen Gedanken später nicht festgehalten und ihn nicht zur Basis eines größeren Planes gemacht; wohl aber hat man hier und da Eroberungsgedanken gehegt, hier und da Annexionen von geistlichem Gute erstrebt.**) So ließ Kurfürst Moritz sich selbst die Erlaubniß von seinen Verbündeten geben, endlich die langumworbenen Bisthümer

*) Die einzelnen Stellen bei Ranke 6, 300. Cornelius 667. 686. Langenn 2, 325. Wenck S. 8. 25 f.

**) Cornelius Zur Erläuterung der Politik des Kurfürsten Moritz von Sachsen, im Münchener Historischen Jahrbuch für 1866 S. 257—304. Wenn C. auf einen allgemeinen Säcularisationsplan schließen will, so sehe ich dazu keinen Grund, weder in den Ereignissen selbst noch in den vorliegenden Actenstücken.

Magdeburg und Halberstadt unter sein kurfürstliches Regiment zu nehmen. So wies er auch die Ernestiner auf Erwerb von thüringischen Stiftern hin als Entschädigung ihrer früheren Verluste. So glaubte endlich auch Markgraf Albrecht zur Eroberung der fränkischen Bisthümer sich berechtigt, sobald sie ihm Widerstand leisten würden bei seinen sonstigen Forderungen.

Ueber die Tragweite derartiger Pläne, wie besonders Albrecht sie hegen mochte, hatte es zwischen den Bundesfürsten und dem Franzosenkönige eine recht lebhafte Erörterung noch im Februar 1552 in Friedewald gegeben.*) Der katholische Franzose wollte die geistlichen Stände des Reiches ausdrücklich versichert haben, daß man sie nicht angreifen oder beschädigen würde: die etwaigen Säcularisationsgelüste einzelner Verbündeten sollten zurückgedämmt werden. Dagegen erhoben die Fürsten den treffenden Einwand, daß die geistlichen ebenso wie die anderen Stände sich über ihre Parteistellung für oder gegen den Fürstenbund deutlich erklären müßten. Und wenn nun auch von französischer Seite bemerkt wurde, Frankreich wolle nicht „Beschirmer der Bischöfe" sein, aber unnöthiger Weise möchte es auch deren Gegnerschaft nicht wachrufen, es sei aber einverstanden, daß die, welche diesem Aufstande sich widersetzten, auch beschädigt würden, so betonten die Fürsten nochmals sehr bestimmt und deutlich: „man gedenke freundlich aufzunehmen den, der mit ihnen gehen wolle; wer aber wider sie wäre, oder sich nicht deutlich genug erklärte, gegen denjenigen müsse man handeln". Neutralität wollte der Fürstenbund nicht gestatten, die Theilnahme aller Deutschen gedachte er zu erzwingen. Gegner aber dieses Unternehmens — auch das war leicht vorauszusehen — Gegner konnte man vor Allen unter den Geistlichen erwarten. Dieser Artikel war also faktisch, nicht seiner Fassung nach, gegen die gut kirchlichen, gut kaiserlichen geistlichen Fürsten gerichtet. Auf Grund desselben konnte man an vielen Stellen den öffentlichen Zustand gründlich umgestalten: war der Aufstand glücklich, so blieb nur dasjenige geistliche Land unversehrt bestehen, das frühzeitig die Situation erkannt und dem Gegner sich frühzeitig angeschlossen hatte. Aber die Drohung traf ebensowohl Geistliche wie Weltliche: keinen Gegner wollte man

*) Cornelius hat a. a. O. 282—304 die Acten dieser Friedewaldischen Handlung abgedruckt.

schonen. Es wurde ein Verfahren hier eingeleitet, von sentimentaler Halbheit so weit als möglich entfernt, das den Ernst und die Energie, mit der diesmal die Protestanten auftraten, sehr deutlich verkündete.

Ueberhaupt, wenn man den Einfluß des Kurfürsten Moritz auf die Ereignisse sich lebhaft vergegenwärtigen will, muß man den weiten Abstand ins Auge fassen, der zwischen 1546 und 1552 sich darbietet. Damals hatten Johann Friedrich und Philipp nach allen Seiten hin politische Fehler begangen, so daß sie selbst die Gunst der allgemeinen Lage verscherzten. Jetzt lenkte Moritz durch sehr gefährliche Klippen und Engpässe hindurch das gebrechliche, nur mit Mühe und Noth aus widerstrebenden Elementen zusammengebaute Fahrzeug der protestantischen Sache zum glücklichen Hafen hindurch. Man erinnere sich nur jener Engherzigkeit, in welcher damals die Protestanten Allianzen nur mit religionsverwandten Staaten zulassen wollten. Jetzt hatte Moritz sehr wohl den Wink begriffen, den in verständiger Weise aus Paris man ertheilt hatte, die Glaubenssache nicht zu berühren; ein politisches Bündniß schloß Moritz, als dessen Maxime galt: „ein Jeder bleibe bei dem Glauben, den er hat". Ferner war jetzt dem Unternehmen nur ein Führer bestellt: als solchen erkannten Alle Moritz von Sachsen bereitwillig an. Wie sehr verschieden war auch die jetzt gedrohte Energie gegen die anderen Territorien, die neutral zu bleiben vorgaben, von jener fatalen Schwäche, die 1546 man z. B. Baiern zu eigenem Schaden bewiesen hatte. Das war jetzt ganz anders. Aber wo Vorsicht und Zurückhaltung vortheilhaft sein konnten, ließ es Moritz gleichzeitig nicht an ihnen fehlen: eine vortreffliche Berechnung, ein sehr feiner Zug seiner Politik war sein Verhalten zu König Ferdinand.*)

Jene Verstimmung der habsburgischen Brüder hatte er wohl aufgefaßt, an Ferdinand sich angeschlossen, ihm und seinem Sohne Max sich freundschaftlich genähert. Auf Moritz sich verlassend hatte Ferdinand zu kühler Haltung in der Successionsfrage sich veranlaßt gesehen und, als er den offenen Widerspruch fallen lassen mußte, noch lange gezögert und endlich Moritz die Ablehnung des habsburgisch-spanischen Projectes verdankt. Auf der andern Seite hatte Moritz

*) Ich habe die einzelnen Nachweise früher gegeben, Karl V. S. 266—249. Vgl. auch 259.

ausdrücklich Vorkehrung getroffen, daß der Fürstenbund nichts gegen Ferdinand und Max unternehme. Den Kaiser hatte er von ihnen isolirt, ihn allein zu treffen war seine Absicht. Wie richtig er gerechnet, sollte sich bald zeigen: Ferdinand trat nicht mit voller Energie auf, er ließ den Bruder im Stich und suchte mit Moritz einen Compromiß zu schließen. Kurz, zu den geheimen oder den halben Alliirten des Aufstandes dürfte man sogar König Ferdinand zählen.

So war also nach allen Seiten hin das Unternehmen aufs beste vorbereitet. Norddeutschland, an seiner Spitze Kursachsen und Hessen, wollte dem Kaiser Forderungen vorlegen und mit Gewalt sie von ihm erzwingen. Zwar war die Betheiligung nicht eine so allgemeine, wie es 1550 geschienen: Markgraf Hans hatte grollend sich vom Bunde getrennt, und alle Versuche ihn wieder heranzuziehen, seinen Zwist mit Moritz auszugleichen, waren gescheitert. Auch die Ernestiner hatten trotz aller Verhandlungen und Bemühungen sich entzogen.*) Um ihre Mitwirkung war es ganz besonders den Franzosen zu thun; auf französisches Drängen geschahen noch im Winter mehrmals Versuche, ihre Unentschlossenheit und ihr Mißtrauen zu überwinden. Die jungen Fürsten in Weimar verriethen auch wiederholt gute Lust und Neigung, in Hoffnung eines Ersatzes für den früher erlittenen Schaden sich anzuschließen, aber der Gefangene Johann Friedrich warnte ab; die alten Räthe, die Landstände, ganz besonders die lutherischen Theologen trauten dem Spiele nicht. Man sah zu und wartete den Gang der Dinge ab.

Dagegen war es Moritz gelungen, die bedeutungsvolle Hülfe der Franzosen zu erwerben. Der deutsche Aufstand blieb nicht ein isolirtes Ereigniß deutscher Geschichte: es wäre dann wohl dem Kaiser nicht allzu schwer geworden, ihn zu bezwingen! Im Zusammenhange mit der allgemeinen europäischen Politik, als Glied der großen Kette, welche von Italien nach Ungarn reichte, in voller Cooperation mit dem Anfalle Frankreichs auf den deutschen Westen erhoben sich die sächsischen und hessischen Schaaren: in dieser Combination lag die Möglichkeit und Zuversicht ihres Sieges. Freilich, einen gewaltigen Preis mußten die Bundesfürsten für die französische Allianz zahlen — die Annexion der lothringischen Bisthümer an Frankreich.

---

*) Vgl. darüber Wenck S. 23—32.

Für uns Spätere ist das einer der schwersten Vorwürfe, daß die deutschen Protestanten deutsches Gebiet an Frankreich ausgeliefert haben. Und in der That, es ist und bleibt immer eine Schmach für eine Nation, wenn sie vom eigenen Leibe Stücke losreißen muß, des Fremden Hülfe zu bezahlen. Es frommt nicht, diese Wunde zu verkleistern oder zu verdecken. Aber erklären und verstehen können wir die historische Thatsache auch hier. Es war das nationale Gefühl durch das Vorwalten der kirchlichen Interessen in jener Zeit bedeutend abgeschwächt: die protestantischen Kirchen zu retten, galt als das Wichtigste, für das man auch schweren Preis zu zahlen sich entschloß. Und die Herbigkeit unseres Urtheils mildert sich vielleicht durch den Hinblick auf eine ganz ähnliche Abtretung, welche in unserer Gegenwart Italiens größter Staatsmann demselben Frankreich für eine ähnliche Aufgabe zu gewähren sich hat überwinden müssen.

Wie dem auch sei, Moritz hatte sich dazu entschlossen, den Preis zu zahlen für die Hülfe, die ihm nöthig schien. Seine Sache war es, nicht mehr als eben nöthig den Franzosen gewinnen zu lassen.

Im Frühling des Jahres 1552 war man bereit, den Kaiser anzugreifen und in seinem damaligen Aufenthalte Tirol ihn zu überfallen. Man traf ihn nahezu wehrlos. An Warnungen und Mittheilungen über Moritz' Pläne und Bewegungen hatte es nicht gefehlt*): auch der Kaiser hatte es durchschaut, daß Moritz nicht auf seine Pläne eingegangen; auch er hatte schon Gegenbewegungen in Erwägung gezogen und Gegenpläne gegen das eventuelle Vorgehen des Kurfürsten berathen. Aber die ganze Tiefe der Gefahr hatte er doch noch nicht erfaßt, er hatte noch nicht die Nothwendigkeit gesehen, anders von dem hier drohenden Unwetter zu urtheilen, als von dem Kriege von 1546, in dem seine Diplomatie eine so glänzende Rolle gegenüber den Deutschen gespielt. Es war der größte Fehler, den er damals begehen konnte, den neuen Kurfürsten von Sachsen zu unterschätzen und ihm trotz aller Meldungen und Verdachtsgründe den völligen Parteiwechsel, das undankbare, rücksichtslose Auftreten als Führer der Protestanten noch nicht zuzutrauen. Des Kaisers einst so behende und gewandte Staatskunst zeigte sich damals nicht elastisch, nicht schnell und ent-

---

*) Vgl. Karl V. S. 291 ff. und Histor. Zeitschrift 17, 149.

schieden genug: der Schüler hatte wirklich den einstigen Meister auf diesem Felde überholt.

Moritz hatte bis zum letzten Augenblicke auch mit Karl unterhandelt und alle möglichen Zweideutigkeiten und Unwahrheiten gebraucht, sein wahres Spiel zu verdecken. In denselben Tagen, in denen die protestantischen Heere ins Feld rückten, erwartete Karl den Kurfürsten bei sich in Innsbruck, auch er auf Ueberlistung und Bethörung desselben sinnend. Aber Moritz erschien nicht, er zog es vor in dem Intriguenspiel den Andern zu betrügen, statt von ihm betrogen zu werden; er eilte an die Spitze seiner Soldaten.

Er rückte durch Süddeutschland hinauf nach Tirol hin, wo er den Kaiser persönlich zu fangen dachte. Karl befand sich in einer Lage, in der nirgendwoher er Hülfe und Rettung erwarten konnte. Wenigstens für den Augenblick war nichts zu thun, als durch Moritz' Freund, König Ferdinand, eine Unterhandlung zu versuchen, in der man entweder auf billige Bedingungen hin compromittiren oder doch Zeit gewinnen konnte, bis zum Kriege Alles besser gerüstet sein würde.

Man ließ sich darauf ein. Ferdinand und Moritz besprachen sich in Linz, sie setzten die Friedensverhandlung nach Passau an, sie kamen auch über einen Waffenstillstand überein, der in einigen Wochen beginnen sollte. Die Besprechung in Linz war am 23. April zu ihrem Resultate geführt: das protestantische Heer hatte darnach bis zum 26. Mai freie Hand, so viel im Felde zu vollführen als es konnte; vor Allem den Kaiser selbst noch zu erreichen und zu fangen, bevor die Verhandlung begann, war ihm möglich geblieben. König Ferdinands Zustimmung zu diesem Arrangement ist die beste Illustration seiner ganzen Haltung seit dem Frühjahre 1551: das war die Saat, die aus dem spanischen Successionsproject aufgegangen war.

Noch mehr. Ferdinands Verstimmung über Karl war so groß, daß er in einem wichtigen Punkte förmliche Connivenz dem Aufstande gewährte.*) Er, als der Landesherr von Tirol, ließ den Protestanten die Schwierigkeiten aus dem Wege räumen, die zwischen sie und die Person des Kaisers sich in den Weg stellen konnten.

Zwar hatte die Tiroler Landesregierung im Januar schon Maßregeln zum Schutze des Landes zu treffen angeordnet. Ferdinand da-

*) Schönherr Der Einfall des Kurfürsten Moritz von Sachsen in Tirol 1552. (Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols, 1868, IV 193—336.)

gegen hatte allen Werth auf die Absendung tiroler Soldaten nach Ungarn gelegt, freilich zuletzt auch zur Vertheidigung der kaiserlichen Person alles Nöthige zu leisten befohlen; aber es war schon bedenklich wenn man zu unterscheiden vornahm, ob der Krieg dem Lande Tirol oder der Person Karls gelte; und wenn man von dem bedrängten Kaiser nun selbst Hülfe verlangte, dessen augenblickliche Hülflosigkeit auf der Hand lag, so zeugte auch dies sicher nicht von großer Bereitwilligkeit für seine Sache zu fechten. Nachdem dann im April einiges Militair an den Pässen aufgestellt war, mußten die Verbündeten sich den Zugang zu dem von Natur leicht zu vertheidigenden Lande immerhin mit größeren Anstrengungen eröffnen; doch fiel die Ehrenberger Klause in ihre Hand.

Kaiser Karl floh, seine Person in Sicherheit zu bringen; das protestantische Heer rückte auf Innsbruck heran, ohne Widerstand zu finden. König Ferdinand selbst ließ seine Landesregierung mit Moritz über Schonung des Landes verhandeln: er selbst ließ den Protestanten die Pässe eröffnen.*)

Der vernichtende Schlag, von dessen moralischen Wirkungen wenigstens Karl V. sich niemals wieder erholt, war also unter Connivenz seines Bruders, seines Vertreters und Bevollmächtigten geschehen. König Ferdinand hatte, so weit seine Stellung es erlaubte, dem Fürstenbund in die Hand gearbeitet.

Jedenfalls hatte der Aufstand des Fürstenbundes einen großen Erfolg gegen den Kaiser errungen. Im damaligen Augenblicke hatte Karl die Möglichkeit weiteren Widerstandes nicht mehr. Durch Vermittlung des Bruders und einer Anzahl neutraler Fürsten wurde der Friede verhandelt.

Wohl mag es oft schwieriger erscheinen, den militairischen Sieg politisch zu verwerthen, als ihn zu erfechten. Bei einem von Erfolgen gekrönten Unternehmen fällt es oft schwer im Siege zu rechter Zeit stille zu stehen und nicht mehr vom Gegner zu verlangen, als festzuhalten und zu behaupten möglich sein wird. Gerade bei halben oder unvollständigen Resultaten im Friedensschlusse sich einstweilen begnügen, ist oft ein Beweis der höchsten staatsmännischen Einsicht und Kraft.

*) Actenmäßig festgestellt durch Schönherr S. 282—284.

Aus diesem Gesichtspunkt ist das Verfahren des sächsischen Kurfürsten bei den Friedensverhandlungen, die zum Passauer Vertrage führten, zu betrachten.*) Im Wesentlichen hatte er erreicht, was er erreichen wollte; stellenweise Einschränkungen, zeitweise Klauseln ließ er lieber zu, ehe er Alles wieder auf das Spiel setzte.

Der Protestantismus war unfraglich hier gesichert. Karls Macht war aus Deutschland herausgeschlagen: und wie Moritz jetzt über die Grundlagen des Friedens mit Ferdinand sich verständigt, so konnte gerade dies Einvernehmen für die Zukunft Deutschlands ihm bürgen.

Es kam dazu, daß der Aufstand im Felde doch nicht überall den Sieg an seine Fahnen gefesselt hatte, daß die Zerrüttung und Verwüstung des Zustandes, die an manchen Stellen seine Genossen sich erlaubt, nicht ganz nach seinem Sinne war. Es lag ihm vor Allem daran, die Partei der zwischen dem Kaiser und dem Fürstenbunde vermittelnden Fürsten — Brandenburg, Pfalz, Mainz, Köln, Jülich, Würtemberg, Baiern, ja in gewissem Sinne ist auch Ferdinand dazu zu rechnen — auf seine Seite zu ziehen: alle diese Beobachtungen und Erwägungen mußten das Vortheilhafte eines Friedensschlusses auf der principiell gesicherten Basis seiner Forderungen in deutlichem Lichte ihm zeigen und den Passauer Vertrag als einen guten Gewinn, einen Sieg und Triumph der von ihm geführten Sache ihm darstellen.

Widerwillig hatte Kaiser Karl einstweilen den Religionsfrieden gewährt, indem er die endliche Erledigung der Controverse einem Reichstage vorbehielt, bei sich aber einen neuen Schlag gegen die protestantische Opposition rüstete. Mit kriegerischen Hintergedanken hatte Karl seine Nachgiebigkeit begleitet. Lange war er zweifelhaft gewesen, ob er nicht doch lieber gleich jetzt schlagen solle: die Ernestiner wären dann seine natürlichen Vorkämpfer gegen Moritz gewesen.

Von der andern Seite war auch Moritz noch geraume Zeit auf die Fortsetzung des Krieges gerüstet gewesen; der eventuelle Kampf mit den Ernestinern hatte auch seine Aufmerksamkeit beschäftigt. Der alte Johann Friedrich verlangte dringend nach dem Losungsworte zum Schlagen: jene auf Anschluß an Moritz zielende Neigung der jüngeren Ernestiner war durch den Kriegseifer des Vaters überholt: im säch-

---

*) Vgl. Karl V. S. 303—309. Ranke 5, 187—200.

sischen Bruderkriege schien sich noch einmal der allgemeine Gegensatz concentriren zu sollen.*)

Der Vermittlung König Ferdinands dankte man es, daß der neue Zusammenstoß vermieden wurde. Er bemühte sich dafür, daß gegen jede Gefährdung durch die Ernestiner Moritz gesichert wurde: die Freigebung Johann Friedrichs erfolgte nur, nachdem er den Statusquo in Sachsen ausdrücklich anerkannt und allen Rachegedanken entsagt hatte. Und auch dem kaiserlichen Bruder entwand Ferdinand die Ratification der Passauer Abmachungen.

Das Resultat des Aufstandes war also die Aufhebung des kaiserlichen Interim und die einstweilige Duldung des Protestantismus. Territoriale Veränderungen in Deutschland wurden nicht vorgenommen. Dem französischen Alliirten gegenüber wurde es klar gemacht, daß man ihm die Annexion der lothringischen Bisthümer, nicht aber des rheinischen Elsaß zugestanden habe. Auf Lothringen zog König Heinrich sich zurück.

Die Errungenschaften von 1552 sind als das Werk des Kurfürsten Moritz zu betrachten. Jetzt war es seine Sache sie zu schützen und zu erhalten.

Durch Anschluß und Verständigung mit König Ferdinand hatte er im wesentlichen seine Aufgabe 1552 gelöst: im Anschluß und Bunde mit Ferdinand suchte er weiter zu operiren. Zunächst leistete er im Herbste desselben Jahres Ferdinand Zuzug und Hülfe in Ungarn. Sodann bemühte er sich in Deutschland den Friedstand zu bewahren.

Im Herbste 1552 ist die Politik des Kurfürsten in ihre dritte und letzte Phase getreten. Welchem Ziele sie jetzt zugestrebt, welches der politische Gedanke gewesen, der jetzt seine einzelnen Actionen verbunden, — es ist nach Lage der Dinge nicht möglich darüber zu berichten.

Zwei Phasen hatte bis jetzt die Action des jugendlichen Fürsten durchmessen, beide Male geschickt seine Ziele verhüllend, beide Male, als sein Wille offenbar wurde, vom Erfolge gekrönt. Wir sind in der Lage, seine Motive, seine Zielpunkte, seine Operationsmittel zu überblicken, zu verstehen, zu kritisiren: sobald die Bahn durchlaufen

*) Wenck S. 43—47.

ist, werden die einzelnen Punkte des Weges erleuchtet und kann die Richtung des Laufes erkannt werden.

Wir sind nicht im Stande, von der dritten Periode seiner Politik, die im August 1552 begann und im Juli 1553 ein jähes Ende gefunden, ein Gleiches zu sagen.*) Einzelnes können wir zweifellos sicher beobachten: wir sehen, wie Moritz den Versuchen auf Friedstörung, von welcher Seite sie auch kamen, energisch entgegentrat; wir stoßen auch auf Aeußerungen fortgesetzter Feindschaft wider den Kaiser; wir begegnen endlich neu angeknüpften diplomatischen Unterhandlungen mit König Heinrich. Aber es fehlt das Bindewort für alle diese Einzelheiten, es bleibt das wahre Ziel der Operationen unenthüllt. Wir sind auf Vermuthungen und unsichere Annahmen gewiesen, wo wir gerne den sicheren Schlußstein aller seiner Tendenzen sehen würden: es nützt nichts, allerlei Möglichkeiten aufzuzählen, gegen einander abzuwägen und doch bei dem non liquet als dem Endresultate der Untersuchung anzulangen.

Schon im Jahre 1553 mußte Moritz zum Schutze des Friedens in Deutschland wieder zu Felde zu ziehen. Noch genug unruhige Elemente waren vorhanden; Kaiser Karl selbst wühlte und intriguirte, den Boden des Passauer Vertrages wieder zu erschüttern. Und Moritz' Kriegsgenosse von 1552, Markgraf Albrecht, ließ nicht ab den Frieden zu stören. Gegen ihn erhob sich Moritz. Am 9. Juli 1553 kam es zum Treffen bei Sievershausen. Das sächsische Heer siegte; aber Moritz war schwer verwundet. Und bald nachher, am 11. Juli, gab er seinen Geist auf, — etwas mehr als zweiunddreißig Jahre alt.

Sein Tod war ein Verlust für die Sache des deutschen Protestantismus.

Im Passauer Vertrage waren alle Concessionen nur als einstweilige bewilligt, bis zur Erledigung durch den nächsten Reichstag. Auf ihm galt es also, das Einstweilige zum Dauernden zu erheben. Als man 1555 dazu sich anschickte, fehlte wiederum der protestantischen Sache der Führer, der nach Passau hin und in Passau ihre Angelegenheiten umsichtig und erfolgreich gelenkt hatte. Und der Augsburger Religionsfrieden von 1555 fügte dem protestantischen Principe sofort wieder Einschränkungen und Hemmnisse hinzu, die der Passauer Ver-

*) Vgl. das Einzelne Karl V. S. 318—325.

trag nicht zugelassen hatte. Das war die Folge des Verlustes einer Leitung, wie sie kurze Zeit Kurfürst Moritz seinen Glaubensgenossen gewährt hatte.

Umfaßt man mit einem Blicke Alles, was Moritz in den Anfängen seines politischen Lebens, in dem Lebensalter, in welchem meistens die politischen Charaktere noch nicht zu ihrer vollen Reife glangt sind, in einem Zeitraum von sieben Jahren erreicht und geleistet hat, — die Gründung einer bedeutenderen norddeutschen Hausmacht und die Sicherung des Religionsfriedens für den bedrohten Protestantismus — dann erhebt sich wie von selbst die Betrachtung, daß Größeres, wirklich Großes bei längerem Leben ihm noch möglich gewesen wäre! Und hätte ein Mann seines Geistes noch weiterhin über den Geschicken seiner Nation gewacht, und die Führung der Angelegenheiten noch weiterhin in seine Hand genommen, es ist nicht zu sagen, wie anders die deutsche Geschichte sich gestaltet haben würde!

Die volle Bedeutung eines Staatsmannes für sein Volk ist ersichtlich aus dem, was er gethan und vollbracht hat — sie wird aber ebenso fühlbar in der Lücke, die sein vorzeitiges Abscheiden unausgefüllt hinter sich zurückläßt.



VI.

Zur Lutherliteratur.



Wer einmal den Versuch machen wollte, Alles, was über Luthers Leben seit drei Jahrhunderten geschrieben worden ist, auf einen Haufen zusammenzutragen, der würde eine ganz ansehnliche Bibliothek damit anfüllen, und selbst wer nur eine bibliographische Zusammenstellung aller Arbeiten beabsichtigte, der würde schon ein recht hübsches Buch mit Büchertiteln voll schreiben können.*) Aber der Quantität dieser Literatur entspricht die Qualität nicht. Trotz alldessen, was Zeitgenossen und Nachlebende, Theologen und Historiker und Literaturkundige über Luther, sein Leben, seine Person, seinen Charakter, seine Theologie geschrieben haben: zu einer wirklichen Geschichte des Mannes, zu einer wahrhaftigen Erkenntniß seiner Bedeutung sind bis jetzt erst die ersten Ansätze gemacht. Es giebt heute noch keine einzige Arbeit über Luther, die man wirklich mit gutem Gewissen als eine wissenschaftliche Biographie empfehlen dürfte, ja nach der heutigen Lage der Dinge ist auch zunächst noch wenig Aussicht vorhanden, daß ein gutes „Leben Luthers" so bald schon geschrieben werden könnte. Zu groß ist der Schutt und der Unrath, den absichtlich und unabsichtlich die übliche theologische Anschauungsweise der Reformationszeit angefahren hat, zu gewaltig ist die Macht des eingewurzelten Unsinnes, den man

*) Schon im vorigen Jahrhundert hat der gelehrte Literaturhistoriker und Bibliograph J. A. Fabricius eine derartige Zusammenstellung gemacht: Centifolium Lutheranum sive Notitia litteraria scriptorum omnis generis de Luthero eiusque vita scriptis et reformatione ecclesiae. 2. vol. 1728. Weitergeführt und ergänzt ist sie durch Uckert Luthers Leben. 1817 in 2 Bänden.

als Geschichte Luthers darzubieten und zu genießen gewöhnt worden ist: wer wollte sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß ohne die eingehendsten kritischen Untersuchungen die landläufige fable convenue beseitigt, daß ohne die ausdauerndste Arbeit die wirklichen Thatsachen aus den ersten Quellen mit kritischer Methode gewonnen werden könnten? Auf einem Gebiete, das die kritische Geschichtsforschung eben erst anzugreifen beginnt, wird der Bau der Geschichte nicht sofort vollendet und fertig hingestellt werden können.

Erinnern wir uns zunächst an die ältesten Biographen des Reformators.

Es verstand sich gewissermaßen von selbst, daß aus dem Kreise der Lutherischen Freunde und Genossen und Schüler sogleich nach Luthers Tode sich Stimmen erhoben, des Schmerzes um den Verlust, der wehmüthigen Erinnerung an den Heimgegangenen und des pietätsvollen begeisterten Jubels über das Heil, das er für seine Jünger gebracht. Der nächste Mitarbeiter Luthers am Werke der Reformation Melanchthon selbst fühlte sich veranlaßt, eine kurze Skizze des Lebenslaufes und der Bedeutung des verstorbenen Freundes zu schreiben *): Worte der Freundschaft und der Pietät für den großen Mann Gottes, an die kein Mensch kritische Forderungen stellen, von denen kein Mensch eine wissenschaftlich begründete Lebensgeschichte erwarten wird, — ein Denkmal freundschaftlichen Andenkens, gleich ehrenvoll für den Einen wie für den Andern der beiden reformatorischen Dioskuren. Ein früherer Franziskanermönch, Friedrich Mekum, — Myconius — der schon frühzeitig von Luthers Predigt ergriffen war und als Geistlicher in Gotha der Lutherischen Richtung durchaus anhing, hatte sich schon einige Zeit vor Luthers Tode damit beschäftigt, einen kurzen Bericht über die Einführung der Reformation zu verfassen **): er meinte, der größte Schaden, der in deutschen Landen der Historie widerfahren, beruhe darin, daß die schriftstellerischen Mönche und Pfaffen nicht gewußt, wie Geschichte zu schreiben; dann habe sich Einer auf den Andern verlassen, und so sei vieles Wichtige un-

*) Es war eine sehr hübsche Idee von Neander, die Vitae quatuor Reformatorum 1841 zusammendrucken zu lassen. Bekanntlich erschien die vita Lutheri schon 1546 als Vorrede Melanchthons zum 2. Bande der opera L.

**) Frid. Myconii Historia Reformationis v. 1517 bis 1542. Aus des Autoris Autographo mitgetheilt von E. S. Cyprian 1718.

geschrieben geblieben; damit es nun mit der Sache des lieben Evangelii und „wie es durch Luther nnd viele andere unter des Papstes und des Antichristen Füßen hervorgezogen und wieder ans Licht gebracht" nicht auch so gehe, deshalb entschloß er sich zu einem kurzen Berichte. Das einfach und schlicht erzählende, von Frömmigkeit durchhauchte Büchlein ist aber erst im 18. Jahrhundert ans Licht getreten. Dies Schicksal theilte mit ihm die Erzählung der Reformationshändel, welche Spalatinus aufgesetzt hatte.*) Georg Burkhard aus Spalt war in Sachsen Prinzenerzieher, Hofkanzler des Kurfürsten Friedrich und als solcher der warme und eifrige Vermittler zwischen Luther und seinem Landesherren; nachher wurde er Pfarrer in Altenburg, ein Mann, der vermöge seiner Stellung zu den über den Verlauf der kirchlichen Dinge in Sachsen unterrichtetsten Personen, vermöge seiner eigenen Ueberzeugung zu den wohlwollendsten Beurtheilern Luthers und seines Werkes gehörte. Allerlei hat er sonst zur sächsischen Geschichte und zur Zeitgeschichte geschrieben; schon früh hatte er sich eine Sammlung der Nachrichten angelegt, welche die kirchlichen Begebenheiten betrafen.

Um Luther selbst hatten sich in seinen letzten Lebensjahren begeisterte Anhänger und Verehrer geschaart: in seinem Hause, an seinem Tische, in seiner Umgebung gab es jüngere und ältere Leute, welche auf seine Worte lauschten, seine Gespräche auffingen und aus seinem eigenen Munde sich über sein Leben unterrichten ließen. Da Luther die Absicht, die er einmal gehabt haben soll **), seinen Lebenslauf und den Anlaß seines Handels mit der katholischen Kirche selbst zusammenhängend zu berichten, bei seinem Tode doch noch nicht ausgeführt hatte, so entstand sehr leicht bei diesem seinem Umgange der Wunsch, seine gelegentlichen gesprächsweise mitgetheilten autobiographischen Notizen und Angaben der großen Masse seiner Verehrer zugänglich zu machen. Jedes Wort, jeder Wink, jedes beiläufige Urtheil eines solchen Gottesmannes mußte für sie ja von Werth sein; und je mehr man nach

---

*) G. Spalatini Annales Reformationis oder Jahrbücher von der Reformation Lutheri, aus dessen Autographo ans Licht gestellt von E. S. Cyprian 1718.

Vgl. G. Spalatins historischer Nachlaß und Briefe, von Neudecker u. Preller I. (1851). Leider ist diese Ausgabe nicht fortgesetzt. Cyprians Abdruck soll sehr incorrect sein.

**) So erzählt Melanchthon in der praefatio zu seiner Vita Martini Lutheri.

Luthers Tode von der Absicht erfüllt wurde, in treuer Verehrung oder richtiger in abgöttischer Knechtschaft ganz blind auf seine Worte zu schwören, je mehr es Sitte wurde, jede theologische Discussion mit dem endgültig entscheidenden ipse dixit abzuschneiden, — desto höher stieg der Preis solcher mündlichen Ueberlieferung über Luthers Leben, die aus den Kreisen seiner Tischgesellschaft sich herleiten konnte. Luther war ein ganzer Mann, auch im geselligen Verkehr unter Freunden rasch, lebhaft mit dem Worte, bald die tiefsten Probleme menschlichen Daseins mit ernster Rede streifend, mit Gedankenblitzen und Geistesfunken die schwierigsten Fragen der Wissenschaft beleuchtend und erhellend, bald munter plaudernd und scherzend, mit innerstem Behagen schlechte und gute Witze um sich werfend, sich und seine Hörer recht oft durch eine kräftige Zote erfreuend, bald weich und gemüthvoll, bald scharf und beißend, — immer geistvoll, wahr und rückhaltlos offen! Man kann sich leicht vorstellen, wie diese „Tischreden", diese vertraulichen Auslassungen eines solchen Mannes aussahen, als sie ein federfertiger Schüler mit anbetender Liebe zu seinem Meister aufs Papier gebracht hatte!

Wir besitzen eine solche unverarbeitete, treuherzige und naive Aufzeichnung aus dem Lutherschen Hause, ein Tagebuch, das der Magister Anton Lauterbach *) über Luthers Reden geführt und aufbewahrt hat. Nachher wurde dies aus mündlichen und schriftlichen Erinnerungen Anderer ergänzt; in verschiedener Gestalt empfing das deutsche Publikum diese Gabe der Lutherschen Schüler **): ganz außerordentlich hat man sich daran ergötzt und gelabt; ja zu einer der vornehmlichsten und bestbeleumundeten Quellen für Luthers Lebensgeschichte wurden die Tischreden erhoben.

Derselbe Kreis von Verehrern war es auch, der sich der Herausgabe der Lutherschen Werke mit Eifer annahm: Rorer, Aurifaber, Amsdorf und Ratzeberger waren dafür thätig. Der letztgenannte, Ratzeberger, gehörte in den letzten Lebensjahren Luthers zu den intimsten Freunden des Hauses. ***) Er war Arzt, früher bei der branden-

*) M. Anton Lauterbachs, Diaconi zu Wittenberg, Tagebuch auf das Jahr 1538, die Hauptquelle der Tischreden Luthers. Herausgegeben von J. K. Seidemann. 1872.

**) Lateinisch 1566 von Aurifaber, deutsch von Rebenstock 1575. Kritische Ausgaben: deutsch von Forstemann und Bindseil in 4 Bänden 1848, lateinisch Colloquia ed. Bindseil 1863 in 3 vol.

***) Die handschriftliche Geschichte Ratzebergers über Luther und seine Zeit, her-

burgischen Kurfürstin Elisabeth, damals bei dem sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich, aber neben seiner Medicin auch für Theologie sehr empfänglich. Zu den eifrigsten Anhängern Luthers, zu seinen blinden Anbetern war er zu zählen; vielfach hatte Luther sehr vertraute Gespräche mit ihm gepflogen, in denen er ganz rückhaltlos sich hatte gehen und seiner augenblicklichen Stimmung ganz wild die Zügel hatte schießen lassen. Nach Luthers Tode setzte sich nun auch Ratzeberger hin und schrieb nieder, was er von Luther erfahren: die ganze Reizbarkeit seines heftigen Temperamentes, manchen Groll und manche üble Laune hatte Luther dem Freunde offenbart, und der hat alle die unüberlegten, in raschem Impulse ausgestoßenen Reden pietätsvoll der Nachwelt conservirt. Mancher schöne Zug begegnet auch hier: im Ganzen aber hätte Luther nichts verloren, wenn Ratzeberger den Eifer seiner Feder etwas gedämpft hätte.

Mit ganzer Hingebung, aber ohne die Zuthat polemischer Bitterkeit schilderte der Pfarrer Johann Mathesius den Glaubenshelden und kirchlichen Reformator.*) In siebzehn Predigten, die er vor seiner Gemeinde in Joachimsthal gehalten, legte er Luthers Verdienste um die Kirche dar. Auch er hatte zu Luthers Füßen gesessen, in seiner Predigt den Quell der Wahrheit erkannt: so glaubte er sich berufen aus seiner eigenen Kenntniß den „Propheten", den neuen „Röhrmeister", der das Wasser des Heiles wieder in die Welt geleitet, zu schildern und zu preisen: — ein frommer Panegyricus ist sein Buch. Aehnlichen Charakter haben noch manche andere Schriften protestantischer Theologen jenes Jahrhunderts: wir zählen sie nicht auf; Mathesius ist der Typus dieser Gattung.

Auch einer der literarischen Gegner Luthers hat ein Buch über sein Leben geschrieben.**) Joh. Dobeneck aus Wendelstein bei Nürnberg — Cochläus — hatte schon wiederholt seinen Zorn an Luther gekühlt und mit sehr heftigen Streitschriften ihn verfolgt; als „sieben=

---

ausgegeben von Neudecker. 1850. Der antimelanchthonsche Zug der Aufzeichnung war noch wesentlich verstärkt in der durch manche Zusätze verunstalteten früheren Ausgabe durch Strobel 1775.

*) Historien von dem Leben und den Schicksalen des großen Reformators Dr. Martin Luther, in siebzehn Predigten beschrieben von Joh. Mathesius 1565. (Oft wieder abgedruckt, so 1806 und 1855.)

**) Joh. Cochlaei Commentarii de actis et scriptis Lutheri, chronographice ex ordine ab anno 1517 usque ad a. 1546 fideliter conscripta. 1549.)

köpfiges Ungeheuer", aller Laster voll, hatte er ihn den Zeitgenossen schon 1529 gemalt; vier „Philippiken" hatte er gegen das Werk der Reformation losgelassen und mehrfache polemische Schriften gegen die protestantische Doctrin verfaßt. Diese Thätigkeit krönte er in dem Buche über Luther, in welchem er alle Schmähreden der früheren Zeit excerpirte und zusammenfaßte. Nichtsdestoweniger gewährt Cochläus einen sehr förderlichen Einblick in die so leidenschaftlich aufgeregte Periode des Kampfes; in ihm kocht und siedet noch ein Nachklang jener allgemeinen, die ganze deutsche Nation aufwühlenden Bewegung aus dem dritten Jahrzehnte des Jahrhunderts: Cochläus ist geeigneter uns jene revolutionäre Zeit vorzustellen als der diplomatisch vorsichtige Historiker Sleidanus oder die theologischen Bewunderer und Anbeter Luthers auf protestantischer Seite. Er athmet den Kampf und lehrt den Kampf gegen den Protestantismus kennen; die Anderen sind erfüllt vom theologischen Geiste des Protestantismus: entbehren möchten wir weder die Stimmen der einen noch die der anderen Partei.

Mit dem Anspruche objectiver Erzählung trat übrigens damals in der Literatur schon der Anwalt des Schmalkaldener Bundes auf, Johann Philippson aus Schleiden, den man Sleidanus nennt.*) Er wollte eine Reformationsgeschichte schreiben, in der Mitte seiner Erzählung steht natürlich Luther. Er gehörte der jüngeren Generation protestantischer Geschäftsmänner an: von stürmischer Erfassung der lutherischen Predigt, von revolutionären Zuckungen und Kämpfen, unter denen die protestantische Partei zur Welt geboren wurde, erfährt man bei ihm nichts. Die reichsrechtlich und kirchlich schon constituirte Partei, das schon fertig gemachte Programm protestantischer Fürsten und Theologen brachte er zum Ausdruck. Aber indem Sleidanus mit seiner Darstellung für lange Zeit auf reformationsgeschichtlichem Gebiete die Führerrolle sich erworben, veränderte sich allmälig für die Auffassung der Menschen die Ansicht jener Zeit. Es kam fast dahin, daß der lutherische Handel angesehen wurde wie einer jener

---

*) Sleidanus de statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare Commentarii 1555. Die beste Ausgabe ist die von am Ende in 3 Octavbänden 1785. Vgl. die sehr treffenden kritischen Bemerkungen von Kampschulte Ueber Joh. Sleidanus als Geschichtsschreiber der Reformation (Forschungen zur deutschen Geschichte IV. 57—69).

vielen theologischen Streitfälle, an denen leider Gottes Deutschland nach dem Religionsfrieden so überreich wurde. Die ungeheuere Erregung der Nation schwand in dieser Literatur auf ein kleines zusammen, — der Bauernkrieg wurde zu einem isolirten, mit der reformatorischen Sache möglichst wenig zusammenhängenden und demnach möglichst unverständlichen Ereigniß. Keine Ahnung blieb mehr von der Verbindung Luthers mit den Humanisten: daß der fromme Luther mit dem liederlichen Hutten eine Zeitlang Hand in Hand gegangen, das wurde so gut wie ganz vergessen: aus der popularen, revolutionären Atmosphäre wurde Luther in die reinere und beliebtere Luft des correcten Theologen verpflanzt. Als die fürstlichen Hoftheologen in Deutschland nur denjenigen als wahren Christen passiren ließen, der in keinem Buchstaben vom orthodoxen Lutherthume abwich, da durfte natürlich Luther keine Verwandtschaft mit Demagogen und anderen unruhigen Leuten mehr an sich tragen: da wurde an ihm alles und jedes zu einem Theologen gemodelt, in dem man ein Vorbild sehen konnte.

Wir sagen nicht, daß Sleidanus dies Bild schon fertig gemacht, — aber er begann in der Milderung und Abschleifung der historischen Farben. Nach ihm war der Weg geebnet; — und auf die populäre zeitgenössische Literatur ging Niemand mehr zurück: bei den Protestanten war Sleidanus die maßgebende Autorität für die Auffassung der Reformationsgeschichte geworden.

Von katholischer Seite unterblieben nicht die Versuche aus der dominirenden Stellung ihn zu verdrängen*), aber irgendwelchen Erfolg hatten sie nicht. Und auch die großen literarischen Arbeiten der römischen Kirche, jene immerhin reichhaltigen und dankenswerthen kirchengeschichtlichen Leistungen von Raynaldus, Pallavicino, Spondanus u. A., denen die allgemeine Geschichte so manchen werthvollen Aufschluß schuldet, brachten wohl manche Bereicherung des historischen Wissens über die Reformation, — aber sie fügten der Auffassung Luthers keinen neuen Zug hinzu.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stoßen wir auf ein Buch, das gleichsam die Quintessenz der katholischen Urtheile über

*) Wir meinen des Surius Commentarius brevis rerum in orbe gestarum ab anno 1500 usque ad a. 1574 — fortgesetzt bis 1586 durch von Isselt. Wir unterlassen es, die katholische Literatur im Detail aufzuzählen.

Luther uns entgegenträgt. Das Werk des französischen Jesuiten Maimbourg*) hat nicht sowohl durch seine innere wissenschaftliche Bedeutung sich um die Reformationsgeschichte ein großes Verdienst erworben, als dadurch daß es einem Deutschen Anlaß gegeben, eine sehr gelehrte Widerlegung zu schreiben. Der Kanzler von Seckendorf**) übersetzte zunächst paragraphenweise die jesuitische Geschichte Luthers und fügte jedem Abschnitte eine Würdigung seines Inhaltes aus den ersten und lautersten Quellen, eine polemische Erörterung zur Vertheidigung des Lutherthums hinzu. Fromme Verehrung für Luther und staatsmännischer Blick sind Eigenschaften Seckendorfs: seine tief eingehende Forschung, die vielfach aus den sächsischen Archiven wichtige Aufschlüsse neu hervorholte, machen sein Buch zur eigentlich gelehrten Grundlage dieser Studien: bis zur heutigen Stunde würde es an jedem Reformationshistoriker sich schwer rächen, wenn er Seckendorf nicht in seiner Bibliothek besitzen oder ihn auf seinem Arbeitstisch nicht stets vor sich liegen haben wollte. Ein Lesebuch ist das Werk sicher nicht; auch eine deutsche Ueberarbeitung desselben ist mißlungen. Dagegen lehnte sich ein anderer Historiker an ihn an, indem er von seinen Studien Nutzen zu ziehen suchte. Aber auch Tentzel***) hat nichts mehr als eine gelehrte Arbeit zu Stande gebracht.

Die theologische Literatur des 18. Jahrhunderts ist übermäßig reich an derartigen gelehrten Arbeiten über Luther und sein Werk†): edirt wurden mit unermüdlichem Fleiße Urkunden und Briefe und Aktenstücke; commentirt wurden die einzelnen wichtigeren Documente mit immer wachsender Gelehrsamkeit; auch wurden Einzelfragen mit Scharfsinn und Gründlichkeit erörtert. Aber die Geschichte Luthers und der Reformation wurde in dieser Zeit mehr und mehr zur alleinigen Sache der Theologen: ausschließliches Eigenthumsrecht schien zuletzt die dogmatische Theologie an ihm zu behaupten. Die Ver-

---

*) Maimbourg Histoire du Lutheranisme 1686.

**) Seckendorf Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo sive de reformatione religionis. 1688. Eine deutsche Uebersetzung mit anderer Disposition des Stoffes von Frick 1714.

***) Tentzels Historischer Bericht vom Anfang und ersten Fortgang der Reformation Lutheri, mitgetheilt von E. S. Cyprian 1717.

†) Wir zählen das Einzelne nicht auf; wir meinen hier alle die Werke von Cyprian, Löscher, Kapp, von der Hardt, Walch u. s. w.

schiedenheit der theologischen Richttungen machte sich dann auch auf diesem Gebiete geltend. Der Pietismus ist hier durch Arnold, die rationalistische Aufklärungstheologie durch Planck vertreten. Arnold*) wollte der übermäßigen Betonung der Dogmatik und Orthodoxie eine mehr ethische Würdigung der Kirchengeschichte entgegenstellen; er hatte an Luthers Thätigkeit viel auszusetzen: er habe der „rechten Lehre" zu viel Bedeutung beigelegt, um die Schultheologie sich zu viel gekümmert; christliches und sittliches Leben sei darüber vernachlässigt. Von der anderen Seite stimmte in jene Klage auch Planck**) ein: auch ihm galt die dogmatische Controverse als ein vielleicht überflüssiges, vielleicht aber auch schädliches Ding. Mit einer sehr scharfen Beobachtungsgabe, mit einer sehr feinen Spürkraft suchte er die Motive der handelnden Subjecte zu zergliedern: daß die Reformation zu so viel dogmatischen Händeln geführt und mit einer Aenderung des Lehrbegriffes schließlich ihr Hauptwerk gethan zu haben glaubte, — wie es dahin gekommen, wollte er durch pragmatische Geschichtserzählung erklären: selbst hatte er wenig Sympathie mit diesem historischen Verlaufe. Er beurtheilte Luther von dem Standpunkte des aufgeklärten Philosophen, der über die Einseitigkeit und Engherzigkeit und Beschränktheit der Reformatoren weit hinausgekommen zu sein glaubte, der an Weite und Ausbreitung der Bildung, an Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit des Urtheiles die Theologen des 16. Jahrhunderts weit überholt zu haben stolz war, — im Grunde doch auch nur ein sehr befangener, einseitiger, unhistorischer Standpunkt!

In der Weise, wie man bisher die Geschichte Luthers behandelt hatte, konnte es zu einem rein historischen Werke nicht kommen. Alles war ja von theologischen und confessionellen Gesichtspunkten abhängig. Und wenn auch Planck trotz der im Titel seines Buches enthaltenen Beschränkung mehr als die Anderen das Gewebe politischer und kirchlicher Dinge zu entwirren, nach beiden Richtungen die Fäden auseinanderzulegen gesucht, von seiner theologischen Grundidee war doch auch bei ihm noch Alles und Jedes beherrscht. Einen wirklichen Fortschritt auf diesem Gebiete aber konnte nur das bringen, daß zu den

---

*) Arnold Unpartheiische Kirchen- und Ketzerhistorien vom Anfang des Neuen Testamentes bis 1688. (1699) die beste Ausgabe ist von 1740.

**) Planck Geschichte der Entstehung der Veränderung und der Bildung unseres protestantischen Lehrbegriffs. 1781 ff.

theologischen Reformationsgeschichten und Lutherbiographien historische Reformationsgeschichten und Lutherbiographien hinzutraten: denn in diese beiden Gattungen theologischer und historischer Geschichtsbücher möchten wir die hierhin einschlagende Literatur scheiden.

Es würde unbillig sein, wenn man bestreiten wollte, daß die theologische Geschichtsliteratur innerhalb ihrer Sphäre Einiges von Werth geleistet. Uckert*) gab gewissermaßen eine Summe aus allen Einzelforschungen des vorigen Jahrhunderts, eine klare und verständige Uebersicht über die Hauptdaten, die wichtigsten Fragen und die weitschichtige Literatur des Lebens Luthers. Marheinecke**) spannte den Rahmen seiner Darstellung weiter hinaus, eine nicht unverdienstliche Arbeit. Unter den vielen populären Biographien der theologischen Richtung wird es genügen, Meurer***) zu nennen. Das Hauptverdienst der theologischen Arbeiter beruht darauf, daß man mit Ernst und Ausdauer die eigenen Werke Luthers, seinen Briefwechsel wie seine theologischen Schriften, und eine Fülle von Actenstücken zur Erläuterung derselben herausgegeben hat†): ein sicheres Fundament ist damit gelegt, von dem es möglich sein wird weiterzubauen. Auch die eigentlich theologische oder dogmatische Discussion hat Fortschritte gemacht. Wir erörtern nicht das Einzelne: fast in jedem Jahre erscheint irgend ein Beitrag, der irgend einen Punkt weiter zu fördern

---

*) Uckert, G. H., Martin Luthers Leben mit einer kurzen Reformationsgeschichte Deutschlands und der Literatur. 2 Thle. 1817.

**) Marheinecke Geschichte der deutschen Reformation 1816 (4 Bände) 2. Aufl. 1831.

***) Meurer Luthers Leben aus den Quellen erzählt 1852.

†) Die sog. Erlanger Ausgabe der Werke Luthers seit 1825. — de Wette Luthers Briefe, Sendschreiben und Bedenken 5 Bde. 1825. Ein Ergänzungsband durch Seidemann 1856. Vgl. dazu Burckhardt Luthers Briefwechsel 1866. (Eine revidirte Ausgabe wäre noch immer wünschenswerth.) — Die Ausgaben der Tischreden siehe oben S. 210. — Corpus Reformatorum: Die Werke Melanchthons von Bretschneider und Bindseil 1834—1860. Sammlungen von Urkunden durch Förstemann [Archiv für die Geschichte der kirchl. Reformation 1831. — Urkundenbuch zur Gesch. des Augsburger Reichstages 1833 und 1835. — Neues Urkundenbuch zur Geschichte der evangelischen Kirchenreformation 1842] durch Neudecker [Urkunden aus der Reformationszeit 1836. — Actenstücke aus dem Zeitalter der Reformation 1838. — Neue Beiträge zur Gesch. der Reformation 1841] — und manches Andere.

sucht. Was hierbei vielfach versehen wird, werden wir sogleich noch zur Sprache bringen.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn wir hier die Vorzüge der Reformationsgeschichte Leopold von Rankes*) auseinandersetzen wollten: es ist das bahnbrechende Werk auf diesem Felde. Die historische Geschichtsschreibung hat sich mit diesem Buche neben und gegen die theologische gestellt: sie hat, — das leidet keinen Zweifel — jene aus dem Felde geschlagen. Auch für das Leben Luthers hat Ranke Außerordentliches gewirkt; die Schranken zwischen dem Theologen und dem Menschen Luther sind gefallen; hier ist Luther nicht allein mehr der Erneuerer der geläuterten Rechtfertigungslehre oder der Erbauer neuer Kirchen, sondern auch der Reformator für das geistige Gesammtleben der Nation: alle Gebiete der Zeitgeschichte beherrscht und schildert Ranke.

Die Charakteristik Luthers bei Ranke sucht in der geschichtlichen Literatur überhaupt ihres Gleichen: wer hat sich an ihr nicht erbaut und erfreut, durch sie nicht begeistert und gestärkt? Eine volle Biographie Luthers hat allerdings Ranke nicht geliefert und nicht zu liefern beabsichtigt. In seiner Skizze ist gleichsam der Grundriß einer solchen gezeichnet; die Grundzüge des historischen Bildes sind von ihm entworfen; die Ausführung blieb Anderen überlassen.

Indem aber Ranke zur Grundlage und Voraussetzung aller historischen Studien überhaupt die Kritik der Quellen gemacht hatte, so schien es nun das erste Erforderniß historischer Studien über Luther, daß der Bestand und der Werth und das gegenseitige Verhältniß der üblichen Quellenliteratur untersucht und festgestellt werde. Ranke hatte Fingerzeige und Winke dafür gegeben, ohne diese Fragen zu erschöpfen und abzuschließen. Es galt und es gilt ihnen zu folgen und hierüber zu einer bestimmten, wissenschaftlich begründeten Ansicht zu gelangen.

Man kann heute noch nicht sagen, daß die nothwendigen kritischen Voruntersuchungen, gewissermaßen die Präliminarien zu einem Leben Luthers schon in wissenschaftlich genügender Weise erledigt seien.

---

*) L. Ranke Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 1839—1848 in 6 Bänden. Die 3. Auflage in 5 Bänden 1852 enthält nicht die Urkunden. Die 4. Auflage (Sämmtliche Werke 1—6. 1867 und 1868) hat sie wieder mit aufgenommen.

Zwar machte K. Jürgens*) glauben, daß er eine umfassende kritische Arbeit über Luther vorhabe. Er veröffentlichte drei gar nicht unansehnliche Bände, welche Luthers Leben bis zum Ablaßstreite 1517 erzählten; — ein gelehrtes Werk, das die Belesenheit des Verfassers in gutem Lichte zeigt, das aber bei aller seiner weitschweifigen Ausführlichkeit methodische Kritik in der Untersuchung nur allzu sehr vermissen läßt. Vielfach pflegt man dies Buch zu loben und mit anerkennenden oder rühmenden Worten es zu citiren: will man damit die ernsten Intentionen Jürgens' belohnen, so ist nichts einzuwenden; soll es eine Billigung seines Verfahrens einschließen, so steht die Sache anders: als warnendes Beispiel mag dann dies Buch lieber gelten, wie man solche Arbeit nicht machen solle.

Handelt es sich darum, die Jugend- und Bildungsgeschichte eines großen Mannes zu erforschen und darzustellen, so weiß jeder Historiker, daß alle nicht ganz gleichzeitigen Angaben, alle ex post geschriebenen Berichte nur mit der größten Vorsicht, nur mit ängstlich abwägendem Zweifel aufgenommen und behandelt werden können. Jedermann erfährt es oft genug im eigenen Leben, daß über die Jugend und die erste Entwicklung eines Menschen, der es in der Welt zu etwas gebracht hat, nachher allerlei Dinge erzählt werden, von denen zur Zeit, da sie geschehen sein sollen, kein Mensch etwas gewußt hat. Ja, dem fertigen Manne selbst spiegelt sich in der eigenen Erinnerung die eigene Vergangenheit ganz anders, als der werdende sie einst durchlebt hat. „Dichtung und Wahrheit" hat in seiner Wahrhaftigkeit unser großer Dichterfürst die Erzählung seiner Jugenderlebnisse überschrieben. Und der Historiker würde eine traurige Figur spielen, der eine Biographie Goethes einfach in allem und jedem aus Goethes Selbstbiographie herausschreiben und durch einen Hinweis auf Goethes eigene spätere Erzählung jedes Bedenken abschneiden wollte! Steht es denn wirklich mit Luther anders als mit Goethe? Es bedarf nur dieser Fragestellung, und die Antwort wird unter den Historikern wenigstens unzweifelhaft gleich lauten. Ja, noch ungünstiger gestaltet sich dieser Vergleich für Luther. Goethe hat seine Lebenserinnerungen mit Absicht gesammelt; als er uns seine Jugend erzählte, da hatte er

*) K. Jürgens Luthers Leben. Erste Abtheilung: Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreit. 1483—1517. 3 Bände. 1846 und 1847. Mehr ist nicht erschienen.

sich Mühe gegeben, sich in die frühere Zeit zurückzuversetzen, alle Andenken seines Gedächtnisses zusammenzubringen. Was dagegen Luther aus seinem Leben berichtet, geschieht gelegentlich, bei anderen Anlässen in einzelnen seiner Bücher oder an seinem Tische in zufälligem Gespräche. Und doch sind Luthers eigene Aeußerungen die Hauptquellen seiner Entwicklungsgeschichte! Wie falsch diese unbedingte Wiederholung der Lutherschen Tradition ist, liegt auf der Hand: wer Luthers Jugendgeschichte erzählen will, hat vor Allem diesen Charakter seines Materials sich klar zu vergegenwärtigen; und ganz besonders die so verführerischen Tischreden darf kein wissenschaftlicher Historiker citiren, ehe nicht zuvor durch die minutiöseste Untersuchung über den Charakter der Sammlung und die Brauchbarkeit ihrer biographischen Notizen Klarheit geschafft ist. Von derartigen, geradezu unerläßlichen Vorarbeiten aber bergen die drei Bände von Jürgens wenig in sich, und damit ist das Urtheil über die wissenschaftliche Brauchbarkeit dieser so viel gepriesenen Arbeit endgültig festgestellt. Haben nun in den letzten Jahrzehnten andere Forscher diese Lücke ergänzt, die Arbeit gethan, die jener ungethan gelassen hat? Nein, die Jugendgeschichte Luthers, für die man sich auf Jürgens zu berufen, bei der man ihm zu folgen übereingekommen zu sein scheint, sie ist ein Feld, das des kritischen Bearbeiters in voller und reiner Jungfräulichkeit heute noch wartet.

Wir sahen, vielfache theologische und dogmenhistorische Arbeiten über den religiösen Standpunkt Luthers sind vorhanden. Manches brauchbare Buch befindet sich darunter. Aber trotz der großen und fast unübersehbaren Literatur bleiben auch hier noch Lücken; und gerade in den entscheidendsten Fragen herrscht noch heute Unsicherheit, Unwissenheit oder tendenziöse Unwahrheit. Gewiß, in einer Hinsicht ist Anerkennenswerthes geleistet: unter die verschiedensten Gesichtspunkte ist das Material aus Luthers Schriften geordnet und zusammengebracht worden; in vielen Einzelheiten ist der theologische Standpunkt Luthers festgestellt und in vielseitiger Erörterung beleuchtet. Wir besitzen auch ein Buch von Köstlin*) welches einen Ueberblick über die ganze Theologie Luthers zu gewähren unternimmt. Fleißig

*) J. Köstlin Luthers Theologie in ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrem inneren Zusammenhange. 1863. 2 Bände.

ist der Stoff gesammelt, gut disponirt und manches einsichtig erörtert. Kein Historiker wird diese Arbeit entbehren wollen oder ohne vielfache Belehrung sie aus der Hand gelegt haben. Aber bei etwas weiter gehenden, die historischen Zusammenhänge der Lutherschen Theologie vor allem betonenden Anforderungen findet man sich auch durch Köstlin meistentheils im Stich gelassen. Wie paradox es klingen mag, gerade mit der theologischen Seite der Reformationsgeschichte sieht es heute noch recht schlimm aus. Und dieses zunächst so radical erscheinende Urtheil kann sich heute auf eines unzweifelhaft competenten Theologen Ausspruch berufen. In seinem inhaltreichen und geistvollen Werke über die Rechtfertigungslehre sagt A. Ritschl*) geradezu: „Meinem theologischen Gemeinsinn fällt es schwer, daß ich nicht umhin kann auszusprechen, daß man von Allen im Stiche gelassen wird, wenn man klar und deutlich erfahren will, wie die Reformation trotz ihres Gegensatzes gegen die Kirche des Mittelalters in dem Christenthum dieser Epoche wurzelt" u. s. w. Er beklagt es ausdrücklich, „daß der umfangreiche Betrieb der Dogmengeschichte und der Geschichte der Theologie, dessen wir uns in dem letzten Menschenalter zu erfreuen haben, die kirchengeschichtlichen Richtpunkte nicht überall genug im Auge behalten habe, was sich besonders bei der Auffassung und Deutung der Theologie der Reformation gerächt". Ritschl hat nun nicht eigentlich die Absicht, auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte selbst vollständig Abhülfe zu schaffen: er legt vielmehr die Entwicklung eines einzelnen Dogmas vom Mittelalter bis zur Gegenwart dar; aber gerade die Lehre von der Versöhnung und Rechtfertigung ist doch eine solche, bei deren Geschichte es wesentlich auf das richtige Verständniß der Reformation ankommt. Wenn Anfangs bei ihm es dahingestellt bleibt, ob die Annahme des materialen und des formalen Principes der Reformation geschichtlich richtig sei, so fordert er später geradezu, „daß man sich des apokryphen Schema des materialen und des formalen Principes, sei es des Protestantismus, sei es der reformatorischen Theologie, entschlage". Wir halten es für einen Gewinn, wenn auch die Theologen mit diesen durchaus werthlosen Begriffen aufräumen, bei denen nur die übliche Gedankenträgheit sich so lange beruhigen

---

*) A. Ritschl Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung. Bd. I. Die Geschichte der Lehre. 1870.

konnte. Wir sind ferner sehr erfreut darüber, wenn das unsinnige Stichwort „Reformatoren vor der Reformation" aus theologischen Büchern verschwinden soll, das nur durch „Unkenntniß der katholischen Lehre" oder „wunderbaren Mangel an Verständniß der katholischen und reformatorischen Heilslehre" aufgekommen ist. Das Verhältniß Luthers zu der mittelalterlichen Theologie ist durch Ritschl weit objectiver, weit sachgemäßer erörtert worden, als durch seine Vorgänger auf diesem Gebiete: die Wechselbeziehungen, das Ineinandergreifen der eigentlichen Justificationslehre und des Gedankens der kirchlichen Gemeinschaft, wie die Reformatoren ihn gehabt, diese schwierigen Punkte sind scharf aufgefaßt und verhältnißmäßig klar dargelegt. Man kann das Bestreben nirgendwo verkennen, zuerst den Thatbestand der Lehre deutlich hinzustellen und dann erst Kritik an derselben zu üben. Würde uns nur eine ähnliche Arbeit über andere Fragen aus der reformatorischen Theologie oder eine zusammenhängende Darstellung der gesammten theologischen Entwicklung im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts geboten!

In allen Arbeiten über dieses Gebiet klafft noch eine ganz gewaltige Lücke. Daß auch Ritschl dieselbe gefühlt, glauben wir schließen zu dürfen. Daß er sich nicht entschlossen hat, sie auszufüllen, das macht sich — wie wir allerdings dem eben gesagten Urtheile über dies Buch hinzusetzen wollen — auch in nicht unwesentlichen Gliedern seiner eigenen Auseinandersetzung bemerkbar. Es giebt noch eine ganze Reihe von theologischen Vorarbeiten, die ganz unbedingt gethan werden müssen, ehe wir zu einem „Leben Luthers", zu einer definitiven Einsicht in die deutsche Reformation gelangen können. Es geht nicht an, neben Luthers und der Reformatoren Schriften die katholische Literatur jener Zeit zu ignoriren. Ritschl ist dahin geführt, mehr anzunehmen und auf spätere Zeugnisse hin zu glauben, als im Einzelnen nachzuweisen und direct zu zeigen, daß am Ausgang des 15. Jahrhunderts in vielen correct kirchlichen Theologen die eigenthümliche augustinische Betrachtungsweise schon aufgelebt sei. Diesen Gedanken hat die theologisch-historische Forschung festzuhalten. Es ist ganz unerläßlich, daß der Zustand der Theologie etwa um 1490—1510 genau untersucht werde. Von dem Zerrbilde, das wir aus den Schriften der Reformatoren herauslesen, von den Mißverständnissen, die durch sie veranlaßt sind, gilt es, sich entschlossen loszusagen und das, was die

Theologen jener Zeit wirklich dachten und lehrten, erst wieder aus ihren eigenen Schriften herauszuziehen. Und die Gedankenarbeit, die dann 1520—1540 neben den Thaten der Protestanten hergeht -- jene ganze Literatur der Berthold, Schatzgeyer, Fisher, Gropper, Poole, Contarini u. s. w. — auch sie ist mit noch ganz anderer Aufmerksamkeit zu behandeln, als ihr gewöhnlich geschenkt wird. Aber erst wenn jene früheren wirklich religiösen Schriftsteller gekannt sind, erst dann kann für die jüngeren ein neues Verständniß und eine bessere Schätzung erwachsen. Die Beziehungen Luthers zu der Theologie, wie sie vor ihm sich gestaltet, wie er sie vorfand, der Umkreis der Literatur, die er wirklich gekannt, der theologische Ideencomplex, in dem er groß geworden, die Autoren, die ihn angeregt oder die ihm direct Gedankenstoff zugeführt haben, die Quellen, aus denen seine eigenartige Religiosität entsprungen oder, richtiger gesagt, sich genährt hat — das alles sind Themata, die nirgendwo ausreichend behandelt und die meistens ganz übergangen werden. Und doch wird Niemand in Abrede stellen, daß unser historisches Urtheil über Luther von der Beantwortung der hier aufgeworfenen Fragen in gar nicht unwesentlichen Stücken abhängt.

Aus einer sorgfältigen Untersuchung dieser Fragen wird sich, meinen wir, immer mehr die maßgebende Bedeutung des Lutherschen Kirchenbegriffes herausstellen. Ja man muß geradezu sagen, nicht sowohl die Rechtfertigungslehre als die durch jene bedingte Auffassung der Kirche hat Luther zum Reformator gemacht. Hält man an diesem Gedanken fest, so ergeben sich sofort wieder Fragen und historische Probleme, die bis jetzt noch keine Lösung gefunden. Einmal: was ist eigentlich zur Zeit von Luthers Auftreten das geltende Recht der Kirche gewesen? wie ist die Verfassung der Kirche in den einzelnen Ländern beschaffen? wie gestaltet sich die kirchliche Praxis? Ein bestimmtes und klares Bild davon hat noch Niemand gezeichnet.

Sodann, Luthers Gemeindeprincip, wie man zu sagen sich gewöhnt hat, in welchen früheren Vorgängen oder früheren Gedanken hat es seine Wurzeln? Auf welchem Wege ist Luther zu seiner Idee gelangt? Und die Frage würde doch wenigstens aufzuwerfen sein: hat Luther die merkwürdigen Ideen des Defensor pacis — direct oder indirect — gekannt? Nach allen Seiten hin verbreiten sich durch den Boden des Mittelalters die Wurzeln, aus denen der Baum der Reformation

entsprossen ist. Die Gestalt des großen Reformators steht auf den Schultern vieler Vorgänger. Es ist eine Ehrensache der historischen Forschung, nicht aphoristisch bald hier bald da, sondern allseitig und vollständig diesen Zusammenhang klar zu machen, gleichsam das Piedestal für Luthers Standbild aus dem Materiale mittelalterlicher Bausteine aufzumauern. Nur so kann es gelingen, diese eigenartige Erscheinung in ihrer ganzen kolossalen Größe und weltbeherrschenden Hoheit zu begreifen.

So erscheint im Großen und Ganzen heute der Stand der Forschung. Für eine ganze Anzahl einzelner Fragen aus dem Leben Luthers sind gute und brauchbare Vorarbeiten vorhanden. Den sehr gewissenhaft gearbeiteten Studien von Seidemann*), welche die Geschichte der Jahre 1519—1525 von verschiedenen Seiten her mit nüchternem Fleiße in Angriff genommen, verdanken wir manches schöne Resultat. Einen sehr wichtigen Abschnitt aus Luthers Entwicklung hat Jäger**) in dem Leben Karlstadts mit Umsicht und gutem Erfolge behandelt. Auch Luthers stets kampfbereiter und kampffroher Gegner, Dr. Eck ist durch Wiedemann***) monographisch dargestellt: allerdings leidet diese Biographie etwas an dem so naheliegenden Fehler einer tendenziösen Hervorhebung und Ueberschätzung der Vorzüge und Verdienste ihres Helden, doch hat sie eine empfindliche Lücke in der frühereren Literatur im Ganzen genügend ausgefüllt. Und nach einer anderen Seite hin haben die Forschungen von Kampschulte†) ein Gebiet eröffnet, von dem aus sich manche neue Einsicht in Luthers Wesen gewinnen läßt. Der Einfluß der populären Bewegung und der humanistischen Tendenzen auf Luther ist doch ein ganz außerordentlich großer gewesen: die zündenden Schriften Luthers aus dem Jahre 1520 sind nicht ohne die Einwirkung Huttens zu Stande gekommen: Luther und Hutten berührten vielfach sich in ihren Ausfüh-

*) K. Seidemann, Thomas Münzer 1842. — Die Leipziger Disputation. 1843. — Karl von Miltitz. 1844. — Erläuterungen zur Reformationsgeschichte. 1844. — Die Reformationszeit in Sachsen 1517—1539. 2 Hefte 1846 und 1848 und andere kleinere Abhandlungen.

**) Jäger, C. F., Andreas Bodenstein von Karlstadt 1856.

***) Wiedemann Th, Dr. Johann Eck. 1865.

†) Kampschulte, F. W., Die Universität Erfurt in ihrem Verhältniß zu Humanismus und Reformation 1858 und 1860. — De Croto Rubiano 1862.

rungen. Auch Vorreiter*) hatte 1860 dies Sachverhältniß schon erkannt. Aber auch an dieser Stelle ist noch Manches zu dem schon Gesagten hinzuzufügen: vielleicht noch größere Dimensionen dieser Wechselbeziehungen wird eine erneuerte und energisch weitergeführte Forschung nachzuweisen im Stande sein. Die Anregung, welche Ranke den reformationsgeschichtlichen Forschungen gegeben, hat in einer Reihe von Monographieen schöne Früchte hervorgerufen, die jeder Biograph Luthers zu benutzen nicht unterlassen darf.

In allen diesen historischen Einzelforschungen der letzten Jahre weht im Grunde ein Geist und ein Bestreben: reine, parteilose Bemühung, den Thatbestand des historischen Verlaufes zu gewinnen und sicher zu stellen. Mag das subjective Urtheil der Autoren noch ein sehr verschiedenes sein, unverkennbar ist in diesen historischen Monographien der gemeinsame Zug, vor allem anderen den Thatbestand und die unmittelbar in der Thatsache vorliegenden Motive und Tendenzen herauszuarbeiten und für die historische Wissenschaft nutzbar zu machen. Und wenn in diesem Sinne die Detailarbeit noch eine Weile fortgesetzt wird, mag sich auch ein allseitig anerkannter, gemeinschaftlicher Boden für ein wissenschaftliches Urtheil über Luther und sein Bestreben herstellen lassen. Mehr und mehr kommen sich doch von hüben und drüben die Anschauungen wissenschaftlicher Forscher entgegen, einerlei ob sie persönlich Protestanten oder Katholiken sind.

Allerdings, wir stellen hier ein Ziel unserer Wissenschaft auf, das vielleicht als ein rein ideales, zu optimistisch erdachtes heute noch aussehen könnte. Läugnen wird sich jedoch keinesfalls lassen, daß in den letzten Jahrzehnten, etwa seit dem Auftreten Rankes, die Geister sich langsam auf eine gewisse Mitte hin bewegt haben, und daß bei wissenschaftlichen Arbeitern mehr und mehr eine neutrale, objective, den historischen Gegensätzen gerecht werdende Urtheilsmethode durchgedrungen ist.

Wie anders sah es vor dreißig Jahren in dieser Beziehung noch aus! Damals waren ja die kirchlichen Parteiungen mit neuem Feuer und neuem Fanatismus gegen einander wieder aufgelebt: auf die historische Literatur übte das ohne weiteres seine Rückwirkung aus. Der

---

*) Vorreiter, H., Luthers Ringen mit den antichristlichen Principien der Revolution. 1860.

protestantisch-theologischen Betrachtung Luthers und der Reformation stand damals wieder eine lebhaft gefärbte katholische Geschichtsliteratur entgegen.

Wohl ragte in jene Generation auch noch ein edler Geist aus früherer Zeit hinein: Wessenberg, ein Zögling milder Aufklärung und religiöser Friedfertigkeit. Seine Darstellung*) Luthers dürfte man eine irenische nennen, die zwischen Protestanten und Katholiken zu vermitteln sich vorgenommen. Aber Wessenbergs Stimme paßte nicht mehr in jene Zeit: er selbst wurde von strengeren Katholiken wegen seiner „unfreien und befangenen, darum unwahren" Geschichtsbetrachtung scharf kritisirt**), und einer der angesehensten Gelehrten des Katholicismus, J. Döllinger übernahm es, die kirchlich correcte Anschauung von der Reformation und Luther wieder herzustellen.***) Döllingers Belesenheit und Gelehrsamkeit war eine weit ausgedehnte; auf gründlichen Studien beruhte sein Buch. Der Historiker wird in mancher Einzelfrage die Resultate Döllingers gutheißen, Belehrung oft von ihm empfangen, vielfache Anregung ihm verdanken; nichtsdestoweniger wird er nicht zugeben können, daß hier eine historische Betrachtung vorliegt: es ist vielmehr eine Frucht katholischer Polemik gegen die Reformation, mag sie noch so sehr in die wissenschaftliche Kleidung historischer Erörterung sich hüllen. Döllinger hat uns die Rückseite der Medaille gezeigt, deren glänzendes Bild die protestantischen Theologen uns vorzuhalten pflegen: die sittliche Auflösung und Verderbniß des deutschen Volkes als die Wirkung der Lutherischen Predigt wollte er aufdecken; mit der Energie principiellen Hasses hat er die zeitgenössischen Schriften durchwühlt und aus ihnen ein gewaltiges Anklagematerial gegen die Reformation zusammengetragen. Daran ist natürlich nicht zu denken, daß er im Tone es irgendwie mit den Schmähungen Riffels†) aufnehmen könnte, welcher allen Skandal und Schmutz, alle Lästerungen und Verleumdungen der Parteiwuth gegen die Reformatoren mit Behagen und Genugthuung

*) v. Wessenberg Die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts. 1840. 4 Bde.

**) So von Hefele Kritische Beleuchtung der Wessenberg'schen Schrift u. s. w. 1841.

***) Döllinger Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen. 1846. 3 Bde.

†) Riffel Christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit. 1841. 3 Bde.

wiederholt und in der widerlichsten und rohesten Tonart sich ergangen hat, — im Vortrage, in der Haltung könnte die Differenz zwischen Riffel und Döllinger kaum stärker sein, in der Sache aber ist ihre Ansicht im Grunde dieselbe.

Das Werk Döllingers hat eine große Wirkung in der Welt katholischer Theologen gehabt. Andere katholische Schriftsteller lehnten sich an seinen Vorgang an. Döllingers großer Reichthum an Material war geeignet, viele andere Autoren zu speisen und zu ihren literarischen Heldenthaten gegen die Reformation ihnen die Rüstung zu liefern. Ab und zu brachten und bringen die „Historisch-politischen Blätter" Artikel zur Reformationsgeschichte, welche die gläubigen Leser jenes Organes vielleicht erbauen, jedenfalls die ungläubigen immer erheitern: es sind die Nachwirkungen jenes Döllinger'schen Buches, die späten Kinder seiner früheren Polemik.

Unter dem Eindrucke der letzten Jahre, unter dem Einflusse der neuesten Bewegung und Gegenbewegung auf katholisch-kirchlichem Gebiete hat ein Umschwung auch auf jener Seite stattgefunden, hat man dort auch sich entschlossen, den Boden rein historischer Betrachtung der Reformation und ihres Hauptes zu betreten. In den schon genannten Arbeiten Kampschultes, des leider so früh dahingerafften ernsten, wahrheitsliebenden und streng wissenschaftlichen Forschers, in den originellen und eingreifenden Studien von Cornelius über die populare Bewegung der Reformationszeit liegen Zeichen dieses Strebens zu Tage. Und wie objectiver, wie historischer lautete das Urtheil*), das Döllinger schon 1861 über Luther ausgesprochen! Ja, zuletzt ist Döllinger zu einer Höhe und Freiheit historischer Betrachtung emporgestiegen**), wie sie nur selten und nur den Geistern ersten Ranges zu Theil zu werden pflegt! In einem großen Gesammtbilde des allgemeinen kirchlichen Entwickelungsprozesses, das weder die Abneigung gegen die Protestanten noch irgend welche Sympathie mit katholischen Tendenzen, das vielmehr rein historische Erkenntniß dem wissenschaft-

---

*) Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat. (1861.) Vgl. S. 10 ff. 386 ff.

**) In den Vorträgen, die er in München im Winter 1872 gehalten „Ueber die Wiedervereinigungsversuche zwischen den christlichen Kirchen und die Aussichten einer künftigen Union." (Nach stenographischer Aufzeichnung in der Kölnischen Zeitung abgedruckt.)

lichen Forscher dictirt hat, erhält die Reformation und erhält Luther eine Würdigung, die sichtbar bestrebt ist, rücksichtslose und allseitige Gerechtigkeit zu üben.

Auch bei dem heutigen Stande wissenschaftlicher Forschung kann es nicht ausbleiben, daß Gesammtanschauungen sei es der Reformation sei es Luthers immer wieder versucht werden. Daran ist allerdings festzuhalten, daß ehe eine im strengen Sinne des Wortes wissenschaftliche Geschichte Luthers möglich wird, vorher noch viele und, wie wir gesehen, wichtige und bedeutungsvolle, das Herz des historischen Urtheiles selbst treffende Vorarbeiten gethan sein müssen. Dadurch aber werden doch vorläufige Zusammenfassungen nicht ausgeschlossen und ihnen ihr Werth nicht abgesprochen. Ja, die wissenschaftliche Arbeit mag es sogar förbern und vorwärtsschieben, wenn bisweilen Rechnung gelegt wird über das, was bisher geleistet ist.

Charakterbilder Luthers sind dann auch neuerdings verschiedene von Verschiedenen entworfen. Einst hatte schon vor Ranke eine solche kürzere Darstellung Pfizer*) versucht: gut gemeint, ehrlich und wahrheitsliebend, aber doch wenig genügend. Nach Ranke zeichnete Häußer**) in seinen Vorlesungen ein Bild Luthers, das früher viel gehört, jetzt viel gelesen, früher und jetzt viel bewundert worden ist, eine besonders tiefe Auffassung aber könnten wir ihm nicht nachrühmen. Origineller und allseitiger ist die bekannte und wirklich recht anmuthige Zeichnung von G. Freytag***), die neben der Ranke'schen wohl als die beste gelten dürfte. Daneben verdient aber auch die kurze Skizze von Thiersch†) freundliche Beachtung: daß der Verfasser sich recht tief in den Stoff hineingearbeitet hat, zeigt eine Anzahl sehr feiner Bemerkungen über Luthers Charakter: weiteren Kreisen könnte gerade diese kleine Arbeit empfohlen werden.

Unübertroffen bleibt immer noch jene Leistung Rankes. Keiner der Nachfolger hat ihn auf diesem Gebiete auch nur erreicht. Seine Reformationsgeschichte, welche einst den Grundstein einer wissenschaft-

*) Pfizer, G. Martin Luthers Leben. 1836.

**) L. Häußers Geschichte des Zeitalters der Reformation. Herausgegeben von W. Oncken. 1868.

***) Freytag Bilder aus der deutschen Vergangenheit II. 2. (1867.)

†) Thiersch, H. Luther, Gustav Adolf und Maximilian I. von Bayern. Biographische Skizzen. 1869.

lichen historischen Forschung gelegt und den Anderen den Weg gezeigt hat, ist heute noch Vorbild und Muster.

Und der eigenthümliche Vorzug Rankes, mit keiner der Parteien, deren Geschichte er darstellt, sich und seine Darstellung zu identificiren, einer jeden volle Entwicklung ihrer Principien zu gestatten, einer jeden ihre relative Berechtigung inmitten der streitenden und wechselnden Erscheinungen des historischen Lebens zu gewähren, das Urtheil des Historikers aber unabhängig von ihnen allen aus seiner Einsicht des großen historischen Zusammenhanges heraus frei zu gestalten, — dieser eigenthümliche Charakter der Ranke'schen Objectivität hat gerade der Reformationszeit gegenüber volle Gelegenheit gehabt sich zu entwickeln und zu bewähren. In diesem Sinne fordern wir Objectivität vom Historiker der Reformationszeit; in diesem Sinne verwerfen wir die theologische Tendenzgeschichte der Reformationsgeschichte als eine Sünde gegen den heiligen Geist unserer historischen Wissenschaft! Nimmermehr wird es gelingen da eine wissenschaftliche Geschichtschreibung anzubauen, wo mit der historischen Darstellung noch andere als historische Zwecke verfolgt werden. Und doch liegt gerade bei der Geschichte Luthers die Versuchung so nahe, für bestimmte kirchliche Richtungen und Parteien Propaganda zu machen. Unsere Theologen pflegen mit Vergnügen dieser Versuchung zu erliegen: sie studiren und schreiben Reformationsgeschichte nur, um bestimmte theologische Programme zu empfehlen, bestimmte theologische und kirchliche Tendenzen der Gegenwart als die echten und wahren Nachfolger Luthers zu erweisen. Ob das theologisch erlaubt sei, entscheiden wir nicht: in der Geschichte ist es unwissenschaftlich und auf das entschiedenste zurückzuweisen. Auch in solchen Büchern mag man Einzelnes als gelungen bezeichnen, zu Einzelnheiten gerne seine Zustimmung aussprechen: das Ganze bleibt darum nicht weniger tadelnswerth und nicht weniger verwerflich.

Dies Urtheil trifft nicht eine einzelne bestimmte Tendenzrichtung der heutigen Theologie: es richtet sich gegen alle. Dem Historiker gilt es gleich, welcher Tendenz der einzelne Autor anhange: überall wo unhistorische Zwecke durch geschichtliche Bücher gefördert werden sollen, wird er über Mißhandlung und Vergewaltigung seiner Wissenschaft klagen.

Bekanntlich ist in den letzten Jahrzehnten eine strenger confessio-

nelle, specifisch lutherische Partei unter den Protestanten wieder aufgekommen und hat durch ihre Energie und Entschlossenheit und Siegeszuversicht in den theologischen Kreisen unseres Vaterlandes neue Bewegungen und neue Kämpfe hervorgerufen. Es konnte nicht ausbleiben, daß sie auch der Geschichte Luthers sich bemächtigte und in ihrem Sinne ein Lutherbild aufzurichten versuchte. Seit Planck war es eigentlich die vorwaltende Ansicht, die Schroffheiten und Schärfen der reformatorischen Lehrunterschiede und Lehrgegensätze nicht auf die Spitze zu treiben, sie in der historischen Darstellung eher etwas abzuschleifen und zu mildern; es wurde, ganz im Einklange mit der unionistischen Gesinnung unseres Jahrhunderts, das, was allen Reformatoren gemeinsam war, obenangestellt und so betont, daß die vorhandenen Differenzen dabei in den Hintergrund traten.*) Gegen diese unionistische oder irenische Auffassungsweise reagirte das confessionelle Lutherthum. Man fühlte es, falls jene allgemein angenommenen Darstellungen Luthers richtig seien, dann würde dies moderne specifische Lutherthum seinen historischen Boden verlieren, gewissermaßen die Berechtigung seiner Existenz gefährdet sehen. Mit lobenswerther Offenheit sprachen Schmid**) und Plitt***) solche Gedanken aus, sie unternahmen es, eine confessionelle Auffassung Luthers wieder zur Geltung zu bringen. Besonders Plitt hat mit großem Talente, mit fleißigen Studien und mit nicht geringer literarischer Geschicklichkeit die confessionellen Tendenzen in der Geschichtschreibung vertreten. Ganz offen liegt das Interesse der heutigen sogenannten Orthodoxie zu Tage, einen jeden ihrer Glaubenssätze durch die Autorität Luthers zu decken: das ist das durchklingende Thema aller dieser Erörterungen. Neuerdings hat auch Kahnis†) begonnen, von diesem Standpunkte aus die Geschichte der Reformation zu erzählen: irgend welcher wissenschaftliche Gewinn aber ist daraus bis jetzt noch

---

*) Vgl. z. B. Heppe Die confessionelle Entwicklung der altprotestantischen Kirche Deutschlands. 1854. Auch Schenkel Das Wesen des Protestantismus aus den Quellen des Reformationszeitalters dargestellt. 1855 (2. Auflage ganz umgearbeitet 1862) ließe sich hierhin zählen, wie vielfach er sonst auch von Heppe abweicht.

**) H. Schmid, Der Kampf der lutherischen Kirche um Luthers Lehre vom Abendmahl im Reformationszeitalter. 1868.

***) Plitt, G. Einleitung in die Augustana. 1867 und 1868 (2 Bde.). Vgl. Hist. Zeitschrift 19, 387.

†) Kahnis Die deutsche Reformation. I 1872.

nicht zu ersehen. Eine Erscheinung aber aus diesem Kreise möchten wir kurz noch erwähnen. Vilmar*) hatte in dem Wagner'schen Staatslexikon über Luther, Melanchthon, Zwingli Artikel geschrieben, die nach seinem Tode besonders herausgegeben sind. Den schroffsten Confessionalismus vertreten sie; Melanchthon und Zwingli sind geradezu karrikirt; auch in dem Artikel über Luther steht ein Haufen von Unrichtigkeiten und Fehlern. Trotzdem aber weht in dem kleinen Aufsatz ein Geist, der die Einwirkungen lutherischen Geistes an sich erfahren und sie dem Leser zum Bewußtsein zu bringen versteht. Die Schroffheit und Herbigkeit, die naturwüchsige Gesundheit Luthers, ja die unmittelbare religiöse Natur des Reformators, — jenen Restbestand ursprünglicher und nicht weiter zu erklärender Religiosität, den jede historische Untersuchung in ihm unaufgelöst lassen wird, — das hat Vilmar wie instinctiv herausgefühlt und mit wenigen genialen Federstrichen hingemalt. Auch trotz des confessionellen Standpunktes wird der Historiker die kleine Arbeit nicht übersehen dürfen.

Aus der Mitte der Unionstheologen ist neuerdings Dorner**) mit einer groß angelegten und umfassenden Geschichte des Protestantismus hervorgetreten, in der auch Luther und seine Reformation eingehend discutirt werden. Die theologische Bedeutung dieses hervorragenden Werkes stellen wir ebenso wenig in Frage als seine Tragweite für die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse unserer Gegenwart, — aber eine historische, vom Geiste historischer Wissenschaft getragene und erfüllte Leistung ist es nicht. Schematisch wird zuerst die Geschichte construirt, und dann, so gut es geht, der thatsächliche Befund in das theoretische Schema hineingezwängt. Alles Andere ist dies eher, als die Methode historischer Wissenschaft. Von einer derartigen Behandlung, so geistvoll sie auch angelegt oder durchgeführt sein mag, ist für die historische Erkenntniß Luthers wenig zu erwarten: auf den Boden der ausschließlich theologischen Würdigung Luthers, der Absperrung des vorzugsweise dogmatischen Theologen von den übrigen Richtungen und Wirkungen des Reformators sind wir hier wieder zurückgekehrt, als ob weder Ranke noch die monographische Arbeit der letzten Jahrzehnte existirt oder für das Verständniß Luthers etwas Wesentliches geleistet hätten.

*) Vilmar Luther, Melanchthon, Zwingli. Herausgegeben von Dr. Piderit. 1869.
**) Dorner Geschichte der protestantischen Theologie besonders in Deutschland 1867.

Zuletzt ist nun auch auf der Bühne historischer Arbeiten die jüngste Strömung unserer heutigen Theologie erschienen. Die sogenannte „liberale" Theologie, der Protestantenverein durfte es nicht unterlassen, seine Auffassung Luthers der Welt zu verkünden. Wir haben kürzlich zwei Arbeiten dieser Schule über Luther erhalten, beides interessante, anregende und auch vielfach lehrreiche Bücher. Einer theologischen Tendenz verdanken sie ebenso ihren Ursprung, wie die Stimmen katholischer Polemik, lutherischer oder unionistischer Apologetik. da ist der Unterschied nur ein geringer. Mit diesen Büchern soll eine Agitation zu Gunsten des Protestantenvereines betrieben werden. Thesen werden auf Grund der historischen Erzählung für die agitatorische Praxis sofort angehängt: allen Ernstes soll Propaganda gemacht werden „für eine deutsche Kirche, die in allen Stücken ungefähr das Gegentheil wäre von der jetzigen"; und Luther ist auch hier das Banner, unter dem die Genossen dieser Gesinnung sich sammeln!

Im außertheologischen Publikum finden diese Stimmen vielfachen Wiederhall und Beifall. Ist nun diese Auffassung Luthers die historisch richtige, oder wenigstens eine mit guten Gründen haltbare? Diese Frage unternehmen wir noch zu beantworten, ausschließlich nach dem Maßstab unserer historischen Wissenschaft, ohne irgendwie Sympathien für den Protestantenverein oder Widerspruch gegen ihn zu äußern.

Lang*) hat ein Charakterbild Luthers veröffentlicht. Von einheitlichem Gedanken getragen geht er von einem Standpunkte aus, der geradezu der Gegenpol der bisherigen theologischen Ansichten genannt werden muß. Und mit der größten Wärme, in oft gehobener und begeisterter Sprache sucht Lang Luther darzustellen im Sinne „derjenigen protestantischen Männer und Frauen, welche die Reformation über ihre anfänglichen Zeitschranken hinaus in sich fortgebildet haben": ihnen ist sein Buch bestimmt. Ganz richtig ist Luthers Leben in drei sich deutlich von einander abhebende Perioden zerlegt. Lang bezeichnet diese Abschnitte aber wohl nicht in ganz angemessener Weise. „Der Mönch, der Reformator, der Kirchenstifter": diese Titel lassen doch das verbindende Element, den Grundton der sich nicht wesentlich ändernden religiösen Persönlichkeit nicht genug zum Ausdruck gelangen. Das Reformatorische und das Katholische in Luthers Wesen weiß Lang sehr

*) Lang, H. Martin Luther ein religiöses Charakterbild. 1870.

wohl zu unterscheiden: diese beiden Gegensätze in ihm, der Kampf derselben, das Ringen der Persönlichkeit mit beiden Principien — das ist eigentlich das Thema dieses Buches: an mehr denn einer Stelle wird man da das Gefühl haben, als ob die Einheit des Charakters, das innerliche Zusammenfließen der Gegensätze in Luthers Wesen dabei nicht genügend berücksichtigt und ausreichend gewürdigt sei.

Lang sagt: „Luther steht in den scharfen Umrissen seines Wesens, in der specifischen Eigenthümlichkeit seines Geistes und Charakters vollständig klar vor meinem Geiste". Nicht darauf geht er aus, das Leben Luthers zu erzählen; er setzt voraus, daß seinen Lesern Luthers Leben und weltgeschichtliche Bedeutung im Allgemeinen bekannt sei; er erörtert nicht eigentlich die Einzelheiten; er beabsichtigt vielmehr nur ein „Charakterbild" aufzustellen, und an den Hauptmomenten seines Lebens das innerste Motiv seiner Persönlichkeit aufzuschließen. Nach diesen Aeußerungen über seine Absichten hat die Kritik den Autor zu beurtheilen: eine Biographie Luthers ist also gar nicht in diesem Buche zu suchen. Aber wenn wir hiermit bereitwillig dem Verfasser die beliebige Feststellung seines Themas zugestehen, so können wir unsererseits doch mit dem Urtheile nicht zurückhalten, daß nach der heutigen Lage der Dinge eine solche Charakteristik ein gewagtes, bedenkliches Unternehmen ist. Und auf Schritt und Tritt hat sich uns gerade bei diesem Buche die Nothwendigkeit aller jener Vorarbeiten, der kritischen Quellenuntersuchungen, der dogmenhistorischen Forschungen, wie wir sie oben skizzirt haben, aufs Neue herausgestellt. Wenn Lang in so entschiedener Weise an Luther durch die Geschichte der vierthalbhundert Jahre, die seit seinem Auftreten verflossen sind, Kritik üben will, ist es erst recht unerläßlich, präcis und genau und allseitig den Boden zu kennen, auf dem Luther auftrat, dann ist es erst recht unerläßlich, festzustellen, in wie weit gerade in jener Lebensperiode, welche Lang als die eigentlich reformatorische ansieht, andere Tendenzen auf Luther Einfluß gewonnen. Soll über einen der großen historischen Menschen die Zukunft seiner Werke zu Gerichte sitzen, so muß die Gegenwart seines Lebens ebenso sonnenklar vorliegen, als die Vergangenheit nicht mehr zweifelhaft sein darf, aus der er selbst seine Herkunft abzuleiten hat. Aus dem Grundgedanken Langs kann allerdings die Reformationsgeschichte wesentliche Förderung empfangen; aber nicht auf die Behauptung desselben im Allgemeinen, sondern weit mehr auf die Durch-

führung desselben durch das Detail des Lutherschen Lebens kommt es an. Eine Biographie Luthers von dem principiellen Standpunkte Langs unternommen und mit scharfer und unumwundener Kritik im Einzelnen ausgeführt, eine solche Biographie würde wohl noch nicht endgültig die historische Aufgabe lösen, aber doch sicher ein Stück Weges zu der Lösung näher hinführen.

Der Schwerpunkt des Buches liegt in dem kritischen Grundgedanken. Seine Bedeutung zu zeigen und an der Geschichte selbst ihn zu prüfen, wollen wir noch eine der hauptsächlichsten, principiellen Erörterungen aus diesem Buche hervorheben. Nachdem zuerst Luthers Lebensschicksale innerhalb des katholischen Kirchenthums kurz erzählt sind, werden seine reformatorischen Thaten 1517—1521 so berichtet, daß vornehmlich der Gegensatz gegen das Frühere mit ganzer Wucht in den Vordergrund geschoben wird. Der größere Theil des Buches behandelt darauf die Frage, wie es zu erklären sei, daß nun trotz jenes Anlaufes von 1517—1521 seit dem Aufenthalte auf der Wartburg Luther „aus dem Helden der ganzen Nation ein Parteihaupt, aus dem Reformator der gesammten Kirche der Stifter einer engen Separatkirche" geworden ist. Den Vorwurf will unser Autor von Luther abwenden, daß Luther damals ein Anderer geworden, aus dem Volksmann ein Fürstenknecht, aus dem Fahnenträger der Freiheit ein Reactionär, daß er von sich selbst abgefallen. Aber er urtheilt, Luther sei stehen geblieben. Und dies Urtheil unternimmt er nun ganz besonders an den Wittenberger Vorfällen von 1522 zu erweisen. Indem Lang die Ereignisse im Spätherbst und Winter 1521 auf 1522, die in Wittenberg gespielt, der künstlichen und willkürlichen Beleuchtung, unter welche Luther selbst sie gestellt habe, zu entziehen und sie wieder in ihr natürliches Licht zu rücken beabsichtigt, fällt auf Luthers Auftreten, sein Handeln, seine Motive, — ja auch diesem Schluß würde nichts entgegenzusetzen sein — auf seinen Charakter ein tiefer und dunkler Schatten. Das Vorgehen der „Fortschrittspartei" (diese unglückliche Bezeichnung findet sich hier wirklich), die kirchlichen Reformen, die man in Wittenberg vornahm, stellt Lang dar als die Ausführung dessen, was Luther gewollt und gelehrt; und wenn nun Luther sich mit seiner ganzen heftigen und unbändigen Energie, mit dem rückhaltlosesten Einsatz seiner Persönlichkeit diesen Dingen entgegen geworfen hat, so heißt es darüber: „daß er Alles in Ordnung gefunden hätte,

wenn nur er, Luther, diese Reformen durchgeführt hätte, verhehlt er nicht"; „daß er sich darüber ärgerte, Andere ernten zu sehen, wo er gesät hatte, ist menschlich". Das Verhältniß zwischen Karlstadt und Luther angehend, meint Lang, „Luthers Herrschernatur duldete Keinen neben sich, der eigene Wege ging"; und die ganze Erzählung hinterläßt hier im Leser den Eindruck, daß doch eigentlich recht unwürdig und schlecht Luther seinen ehemaligen Genossen behandelt habe. Wie erscheint überhaupt Luther bei solcher Betrachtung! Die Wittenberger Stürmer, gegen die Luther damals so herb auftrat, „sie hatten doch bisher nichts Unrechtes gethan; wegen der paar Excesse, die bei der Bewegung in Wittenberg von Einzelnen verübt worden, wird kein Vernünftiger Himmel und Erde in Bewegung setzen wollen"; Luther selbst hatte ja gelehrt, was jene ausführten. Aber der Reformator trat jetzt „auf die Seite der Reaction": er hat seine bisherigen Kampfgenossen, „welche auf seiner Seite zu behalten von höchster Wichtigkeit für sein Werk gewesen wäre, sich entfremdet und zu Gegnern erzogen"; er hat auch den Gemeinden die kirchliche Reform, die sie so kräftig angefaßt, genommen und sie den Fürsten übertragen. Und Lang selbst giebt uns nun auch das Motiv, das innerste Motiv Luthers an für dieses Stillestehen: es ist der conservative Zug in Luther, der Rest der mittelalterlichen Kirchlichkeit, der noch an ihm haftet. „Seit der Wartburg kämpft Luther für die religiöse Weltanschauung des Mittelalters gegen den Geist der anbrechenden neuen Zeit, den er nicht versteht" — so faßt Lang einmal seine Meinung zusammen.

Wir haben hier gerade diesen Punkt aus den Erörterungen des Buches ausgewählt, weil sich an ihm der Mangel ausreichender Detailstudien und Vorarbeiten ganz besonders deutlich machen läßt. Auch wenn wir bei den Wittenberger Vorgängen die citirte Motivirung Langs für nicht zutreffend halten, wir könnten es uns gefallen lassen, einmal von der Kehrseite die Dinge zu betrachten. Aber wenn Lang meinen sollte, — seine ganze Kritik ruht ja auf dieser Voraussetzung — eine Kirchenreform ganz nach den von ihm gepriesenen Idealen sei damals praktisch möglich, wirklich durchführbar gewesen, so ist das gerade der Umstand, der uns beweist, daß doch der factische Zustand Deutschlands, die vorhandenen Verhältnisse in Kirche und Staat, die verfügbaren Personen nicht so von ihm studirt und begriffen sind, wie es eine nothwendige Vorbedingung zu einem solchen Urtheile

wäre. Es ist einseitig, es führt zu ganz verkehrten Schlüssen und Urtheilen, es ist geradezu unhistorisch, den „Stillstand" oder — wie wir richtiger sagen müssen — das Auseinandergehen zeitweise verbündeter Tendenzen, das Abbiegen der einen Strömung auf einen Seitenweg, alles dies, was bei Luther schon 1522 deutlich sich andeutete, einzig und allein durch Luthers Persönlichkeit, durch seinen Conservatismus erklären zu wollen; nein daneben macht sich auch der sachliche Factor geltend. Weder der Kirchenreformator selbst konnte nach seinem eigenen innersten Charakter eine Reformation durchführen wollen, welche sich dem Lang'schen Ideale anpassen würde — (Lang hat es vollständig ignorirt, daß zu den dahin zu deutenden Erklärungen Luthers von 1520 Einflüsse anderer Natur ihn mitbestimmt haben) — noch war in dem damaligen Deutschland das Material an Personen und Zuständen für eine solche Reformation vorhanden. Nicht nur weil Luther selbst den Boden der überlieferten Gesammtkirche, den Zusammenhang mit der Christenheit der Vergangenheit immer zu behaupten sich bemüht hat, sondern auch weil jeder leise Versuch radicaler Abweichungen von demselben, so oft er damals angestellt wurde, vollständig scheitern mußte: wegen der subjectiven, aber auch wegen der objectiven Unmöglichkeit ist Luther von der 1519 und 1520 und Anfangs 1521 eingenommenen Haltung wieder zurückgekommen. Wir fürchten, zur Evidenz diese Sätze zu erweisen, wird ein Historiker, der für die Ideale von 1520 so lebhaft Partei ergreift, ebenso wenig im Stande sein, als derjenige, dem die protestantischen Kirchen, wie sie später sich constituirt haben, ihr noli me tangere zuflüstern.

Dieselbe Periode aus Luthers Leben, in welcher das Interesse unserer Gegenwart für diese Geschichten aus leicht verständlichen Gründen culminirt, hat auch Schenkel*) behandelt. Den festen Grund, den lange Zeit betriebene Forschungen und energisch verfolgte Vorarbeiten legen, wird man in diesem Werke antreffen, und wenn der Historiker gegen Manches in demselben nicht unerhebliche Einsprache thun muß, dem Ganzen gegenüber wird er gerne die Sachkenntniß und die Frische der Auffassung und Behandlung anerkennen. Seiner Absicht gemäß übergeht Schenkel die Jugendgeschichte Luthers und versetzt uns 1517 mit dem Ablaßstreite medias in res. Kürzer und übersichtlicher bezeichnet er die einzelnen Stadien des literarischen

*) Schenkel, D. Luther in Worms und in Wittenberg und die Erneuerung der Kirche in der Gegenwart. 1870.

Kampfes 1517—1519: erst bei der Leipziger Disputation erbreitert sich die Darstellung zu einer vollständigen kritischen Erörterung über das Werk der Reformation, das von 1519 bis 1521 sich ausbildet. Jenem ersten Abschnitte, bis 1519, kann der Historiker nicht ohne Widerspruch folgen. Abgesehen davon, daß er hier die doch für eine solche Darstellung unumgängliche Objectivität des Urtheiles über die Persönlichkeiten der Gegner seines Helden ungern vermißt, abgesehen auch davon, daß ohne eine, wenn auch noch so kurze, Bezeichnung des Verhältnisses der Lutherschen zur mittelalterlichen Rechtfertigungslehre nicht wohl auszukommen ist: die Beurtheilung Luthers selbst erregt in diesem Abschnitte Bedenken. Ist es historisch zulässig, aus einzelnen Sätzen der Luther'schen Schriften selbständig „Consequenzen" zu ziehen, in seine Gedanken weiter gehende Folgerungen hineinzulegen, und dann von Luthers „naiver Inconsequenz" und seinem „Schweben und Schwanken" zu sprechen? Oder ist es dem historischen Darsteller gestattet, bei den Schriften Luthers Fragen aufzuwerfen, die sich nothwendig aus ihnen ergeben sollen, und dann zu sagen, „einstweilen warf Luther sie nicht auf"? Unhistorisch ist es, neben diese früheren Schriften stets die spätere Entwicklung Luthers zu halten und Gedanken, welche vielleicht im späteren Luther vorkommen, schon bei dem früheren zu suchen. In dem unbefangenen Leser wird durch dies Verfahren der Eindruck erregt, als ob fortgehend Luther hinter sich selbst zurückgeblieben und wegen Inconsequenz und Halbheit von der richtenden Nachwelt schulmeisterlichen Tadel mit Recht verdient hätte. Historisch ist hier allein dies, daß man Luthers Gedankenentwicklung, sein stufenweises Aufsteigen zum Reformator ohne voreilige Folgerungen und anticipirende Zwischenreden darlege: nur so wird man dem eigenartigen Charakter Luthers gerecht, und kann es vermeiden, die subjectiven Folgerungen des modernen Autors mit den wirklichen Aussagen Luthers zu vermischen.

Luther in Leipzig, Luther in den Schriften von 1520, Luther in Worms: diese Perioden sind in Schenkels Bericht so wiedergegeben, daß wir im Ganzen weit eher zustimmen können. Der Inhalt und die Bedeutung der einzelnen Momente ist mit sympathischem Verständniß festgestellt. Die Schilderung des Wormser Reichstages kann als eine wohlgelungene gelten. Nur ist es Schenkel ebenso wie Lang gegenüber auf das entschiedenste zu rügen, daß sie den Zusammenhang Luthers und Huttens in jener Zeit nicht ausreichend kennen oder bei

ihrem Urtheile nicht genug in Anschlag bringen: die Auffassung Luthers wird dadurch doch sehr wesentlich beeinflußt. Und noch gegen einen Gedanken Schenkels als eine Verschiebung des historischen Urtheiles müssen wir protestiren. Die Sache hat principiellere Bedeutung. Es handelt sich darum, ob es historisch richtig ist zu sagen: „auf der Leipziger Disputation war Luther Vertreter des historisch-kritischen Geistes, der lediglich von Gewissensmotiven geleiteten Forschung"; „er trat ein für den Grundsatz der freien Forschung in der Schrift und aus der Schrift"; „Luther stellte (im März 1521) den Grundsatz auf, daß die heilige Schrift wie andere Bücher nach ihrem einfachen geschichtlichen Wortsinne auszulegen sei"; „er proclamirte (in Worms) den Grundsatz der freien Schriftforschung, ohne sich darüber ein deutliches Bewußtsein gebildet zu haben". Mit diesen und ähnlichen Sätzen ist viel zu viel behauptet. Gewiß, einem heutigen Menschen ist das Recht nicht zu bestreiten, daß er auf Luthers thatsächliches Beispiel sich berufend vollständig freie Bibelforschung als protestantisches Princip aufstelle; aber etwas ganz Anderes ist es zu behaupten: „Luther hat dies Princip proclamirt, diesen Grundsatz aufgestellt". Nein, das ist Luther gar nicht in den Sinn gekommen. Aus seinen Worten aber solche Grundsätze zu folgern, das vermag nur eine ganz subjective Interpretation, eine ganz willkürliche Vermischung heutiger Theorieen mit den Ideen jener alten Reformatoren. Und wir als Historiker können keinen wesentlichen Unterschied sehen zwischen dem Verfahren des sogenannten orthodoxen Lutheraners, der spätere kirchliche Dogmen in Luthers Worte hineinzwängen, und des sogenannten liberalen Theologen, der Luther zum geistigen Vater des Protestantenvereines stempeln will. Eines wie das andere widerspricht der historischen Wahrheit und muß vor der historischen Wissenschaft als gleich unberechtigt gelten.

Das Feld der Geschichte ist von allen derartigen theologischen Tendenzen, mögen sie von rechts oder von links oder aus der Mitte kommen, gründlich zu säubern. Eine wahre Geschichte der Reformationszeit hat alle theologischen oder kirchlichen Parteirücksichten und Parteibestrebungeu, wie immer sie heißen mögen, grundsätzlich und vollständig bei Seite zu lassen. Eine Geschichte Luthers ist nur demjenigen möglich, der sich begnügt, Geschichte zu schreiben und der es ohne allen Vorbehalt verschmäht, für irgend eine theologische Anschauung Propaganda zu machen.



VII.

Der Wormser Reichstag.

1521.

Von der Nothwendigkeit einer „Reformation" der Kirche war im 16. Jahrhundert alle Welt erfüllt. Von allen Seiten wurde sie gefordert und der Entschluß, sie zu vollziehen, verkündigt. Und auch die Stimmen der Historiker von allen Parteien und Richtungen vereinigen sich darin, diese Nothwendigkeit der Reformation anzuerkennen und zu erweisen.

Was verstand man damals unter der „Reformation" der Kirche, als man diesen allgemeinen Ruf anstimmte und laut werden ließ?

Es sind doch wohl verschiedene Dinge, die unter diesem Worte am Anfang des 16. Jahrhunderts zusammengefaßt wurden. Auf der einen Seite sollte die überhandnehmende Unsittlichkeit des Clerus abgestellt, zu sittlichem, der Seelsorge gewidmetem Leben die Geistlichkeit angehalten werden. Das war 'ein Verlangen an die Kirche, das in sich durchaus berechtigt und durch vielfache Beobachtungen der letzten Zeiten hervorgerufen und das im Interesse der Kirchenregierung lag möglichst bald und möglichst gründlich zu erfüllen: den zeitweise an der Kirche sichtbar gewordenen Flecken war man durch strengere Zucht und Disciplin in kurzer Frist zu tilgen im Stande.

Von der anderen Seite sträubten die Menschen sich gegen die Fortdauer jenes Zustandes, in welchem die Kirche ihre Macht ins bürgerliche Leben hinein erstreckt hatte; gegen die Uebergriffe des Clerus, gegen die Ausdehnung des geistlichen Gerichtes in weltlichen Dingen und der Geldopfer der Laien an die Kirche erhob sich allenthalben

Widerspruch und Unmuth: eine Einschränkung der Kirchengewalt in diesen Dingen wurde verlangt.

Und damit hing aufs engste zusammen der Gegensatz der Landeskirchen gegen das universale und absolute Herrschaftssystem des römischen Papstthumes. An vielen Stellen bedeutete eben „Reformation der Kirche" nichts anders als Abschaffung oder Beschränkung der päpstlichen Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Einzelkirchen und alles was aus ihr folgte. Schon im 15. Jahrhunderte hatte diese Frage die heftigsten Kämpfe hervorgerufen: Päpste und Concile, nationale Kirchengemeinschaften und Staatsregierungen hatten in wechselnder Parteiung und mit schwankendem Erfolge mit einander gerungen. Der Ausgang war an verschiedenen Stellen ein verschiedener. In England und Frankreich und Spanien hatten sich die Landeskirchen jener meist finanziellen Ausnutzung und Bevormundung Roms größtentheils entzogen: in Deutschland war das Resultat eine Mischung päpstlicher und landesfürstlicher Gewalt, bei der tausendfältige Beschwerden gegen Rom stets aufs neue veranlaßt wurden. Und indem das Papstthum schonungslos alle seine Ansprüche gerade auf Deutschland concentrirte und steigerte, wurde das Verlangen nach der „Reformation" hier lebendiger und energischer und rücksichtsloser als in einer der anderen Nationen laut. Zuletzt konnten Kaiser und Reich die Frage gar nicht mehr abweisen, als jene drei Strömungen zu gewaltiger Fluth sich vereinigten und die Reformation der Kirche wenigstens für Deutschland forderten.

Es mußte diese deutsche Reformation auf Schwierigkeiten stoßen. Die Spitzen der Kirche, die Päpste, lehnten sie ab oder verhielten sich lau und passiv. Sie waren ganz verweltlicht: feine und gebildete Humanisten, elegante Lebemänner, italische Landesherren voll von politischen Tendenzen, so konnten sie weder für eine sittliche Kräftigung und Disciplinirung des Clerus Sinn haben noch auf die finanziellen Erträge aus ihrer deutschen Kirchenregierung Verzicht leisten. Mochten auch in den höheren kirchlichen Kreisen Einzelne sich der Einsicht in die Nothwendigkeit von Reformen nicht verschließen, es blieb bei diesem Charakter des Papstthumes wenig Aussicht zu einer Abhülfe nach den Wünschen der Deutschen.

Anderwärts hatte die Staatsgewalt geholfen und in manchen Stücken schon Aenderung und Besserung geschaffen. Ganz besonders

erfolgreich war dies in Spanien geschehen. Und jene innere Erneuerung religiösen Lebens und religiöser Gefühle, wie sie dort aus der bisherigen Ermattung damals wieder auftauchte, hatte dabei den Tendenzen der spanischen Staatsregierung Vorschub geleistet und ihnen nicht unwirksame Hülfe gebracht.

Als nun im Jahre 1519 der Herrscher Spaniens, der in Spanien in dem Geleise seiner Großeltern weitergehend, die reformatorische Arbeit der Staatsregierung am spanischen Clerus fortsetzte, als dieser König Karl von Spanien 1519 auch als Kaiser an die Spitze des deutschen Reiches gestellt war, da wurde ihm doch auch in Deutschland die Aufgabe zu Theil, sowohl die sittlichen Mängel des deutschen Clerus durch schärfere Disciplin anzugreifen und damit das religiöse Interesse in der Kirche zu heben, als auch die Verwaltung der deutschen Kirchen etwas autonomer von Rom zu gestalten und die Mißbräuche damaliger Verwaltungspraxis zu vertilgen. Mit großen Erwartungen begegnete man ihm in Deutschland: die Verfassungsordnung des deutschen Reiches und die Reformation der deutschen Kirche erhofften die Patrioten damals von Kaiser Karl V.

Es war zu erwarten, daß Karl die Sache der Kirchenreformation in Deutschland zu seiner Aufgabe machen würde. Nun aber hatte in letzter Zeit die reformatorische Strömung in Deutschland noch einen ganz anderen Charakter angenommen als sie bisher ihn gehabt und als in den anderen Nationen er sich gezeigt.

Auch jene frühere Richtung und Forderung einer Kirchenreformation hatte religiöse Momente und Motive in sich gehabt. Jetzt aber war in Deutschland aus religiösen Gesichtsimpulsen ein neues entsprungen, das nicht nur die Verfassung und nicht nur äußere vorübergehende Erscheinungen der Kirche, sondern ihr ganzes Wesen und Sein angriff. Die deutsche Tendenz stellte die christliche Kirche selbst, wie sie damals bestand, in Frage.

Wir lassen ausdrücklich und absichtlich das hier ganz unerörtert und unentschieden, ob die Luther'sche Reformation die ursprünglichen Zustände des Christenthums mit Recht als ihr Ideal bezeichnen durfte, oder nicht: für unsere Erörterung trägt die Frage gar nichts aus: sicher und unanfechtbar ist in jedem Falle die Behauptung, von der wir hier ausgehen, — daß die deutsche Reformation Princip und Erscheinung der christlichen Kirche des Mittelalters, wie sie historisch sich

gebildet hatte und damals als Product der mittelalterlichen Geschichte bestand, umgestoßen und verworfen habe.

Es erhob sich nun die Frage, ob Kaiser Karl auch dieser Entwickelung sich anschließen werde. Denn nicht jeder, der mit den früheren Bestrebungen einer „Reformation" sympathisirt hatte, mußte auch dieser neuen Wendung zustimmen: man konnte dem früheren Zuge anhängen und zugleich doch ein Gegner der Lutherschen Principien sein.

Und es war für die Reformation selbst, es war mehr noch für die Geschichte unseres Volkes eine unselige Fügung, daß Karl, ein Anhänger und Vorkämpfer der, wenn wir so sagen dürfen, katholischen Reformation, jene von Luther angeregte protestantische Reformation weit von sich gewiesen hat.

Diese Entscheidung ist auf dem Wormser Reichstage im Frühjahr 1521 gefallen. Die ganze Folgezeit deutscher Geschichte hängt von jenem Ereigniß ab.

Die Jahre, die unmittelbar dem Reichstage vorhergehen, die Jahre 1519 bis 1521, sind deshalb für das Verständniß der deutschen Reformationsgeschichte die wichtigsten.

Damals erst haben sich die eigentlichen Principien entwickelt, welche die Reformation neu in die Welt eingeführt hat. Damals hat sich der Unterschied und der Gegensatz der reformatorischen Gedanken Luthers gegen die mittelalterliche Kirche erst herausgestellt. Damals hat Luther die universalhistorische Höhe seines Lebens erreicht und seinem Zeitalter den bestimmenden Charakter aufgeprägt.

Und damals, in diesem Augenblicke ihrer inneren Entwickelung, richtete die Reformation Luthers an die officiellen, die Nation darstellenden Gewalten die Frage, ob sie seiner religiösen Führung sich anvertrauen und auf seine Ideen ihre kirchlichen Verhältnisse gestalten wollten. Kaiser und Reich hatten sich damals mit der Sache Luthers zu befassen.

Es ist bekannt, wie die Entscheidung gefallen. Der neue Kaiser Karl V. erklärte sich gegen Luther, er verdammte und verwarf seine Tendenzen. Das Reich stimmte officiell dem Edicte des Kaisers zu. Aber es hatten sich doch Viele der ständischen Gewalten auch für Luther ausgesprochen, die Ansichten waren getheilt gewesen, und durch den

Schutz der ihm günstig gesinnten Landesgewalten entging Luther der Vernichtung.

So bildete sich 1521 das sonderbare Verhältniß, daß die officiell von Kaiser und Reich verworfene und verbotene Reformation Luthers bei der Mehrheit der Deutschen Beifall und Aufnahme fand und daß unter der Gunst der auswärtigen Verwickelungen, unter dem förderlichen Wechsel der europäischen Politik die verbotene Reformation von den meisten deutschen Territorien Besitz ergreifen konnte.

In jenen Tagen aber, in welchen die Stellung der Reichsgewalt zur Luther'schen Sache noch in der Schwebe war, hatte sich mit der kirchlichen Bewegung eine allgemeine, auf Aenderungen des öffentlichen Zustandes hinarbeitende Tendenz verbunden: die Aufgabe der kirchlichen Reformation meldete sich an in Gemeinschaft mit revolutionären Forderungen und Drohungen. Erst nachdem sie von dieser Bundesgenossenschaft sich losgelöst hatte, konnte sie bei den bestehenden Mächten Anklang finden und im Anschluß an die historisch gegebenen Factoren des öffentlichen Lebens sich erst ihre Existenz sichern.

Wir fassen jenen Moment der Entscheidung auf dem Wormser Reichstage noch einmal näher ins Auge, indem wir die Motive der Entscheidung bei den verschiedenen betheiligten Personen und Parteien aus einander zu legen versuchen.

Dem Späterlebenden wird es immer schwer fallen, die ungeheuere Erregung sich ganz deutlich und ganz vollständig vorzustellen, von der die deutsche Nation um das Jahr 1520 ergriffen war.

Damals erzitterte der ganze Boden, auf dem das Leben der Menschen beruhte, in seinen innersten Tiefen vom Geiste der Neuerung erfaßt. In allen Beziehungen und allen Richtungen arbeitete sich eine ungeheuere Bewegung in die Höhe, welche bei einer gewaltigen und allgemeinen Revolution enden zu müssen schien.

In den unteren Schichten des Volkes gährte die Unzufriedenheit der Bauern mit ihrem Lose schon seit Jahrzehnten in bedenklicher Weise; großen Druck und große Lasten hatte der Bauernstand zu ertragen; oft hatte er Erleichterungen zu erringen gehofft, an manchen Stellen des Reiches sich schon erhoben: eine allgemeinere Bewegung drohte endlich, als alle localen Versuche erfolglos geblieben. In den Städten waren die Massen der Bürger und Handwerker von ver-

wandten Trieben und Gelüsten erfaßt; auch sie hatten von den herrschenden Geschlechtern manche materielle Benachtheiligung und Zurücksetzung zu erdulden: auch sie verlangten nach Erleichterung und Besserung ihres Loses.

In ganz besonders unbehaglicher und schwieriger Lage befanden sich aber die Ritter. Bei wachsenden socialen Anforderungen und Ansprüchen verminderte sich ihnen die Möglichkeit, in hergebrachter Weise zu existiren. Von allen Seiten engten die emporstrebenden Landesfürsten den Reichsadel ein. Und wie im 15. Jahrhundert mehr und mehr die Tendenz deutscher Geschichte auf Befestigung und Erweiterung der Territorialgewalten sich gerichtet, so wurde diese ganze große Gruppe von Grafen und Herren und Rittern, aus denen einstens die Fürsten selbst hervorgegangen waren, mehr und mehr zurückgedrängt, niedergedrückt und verkleinert. Man kann sagen, seit 1495 hatten sie geradezu einen Kampf um ihre Existenz zu bestehen. Seit sie mit dem Bewußtsein dieser Lage sich erfüllt, waren gerade sie zu verzweifelten Versuchen, ihre alte Lage zu behaupten oder wieder zu gewinnen, gerne bereit und gerüstet.

Man dürfte nun nicht glauben, daß diese Elemente einer Umwälzung in Deutschland, die Bauern, die Städte, die Ritter, dieselben Interessen gehabt oder nach denselben Zielpunkten hin ihre Absichten gelenkt hätten. Nein, Ritter und Bauern standen sich sogar schroff gegenüber. Aber an der Erschütterung des Bestehenden arbeiteten sie alle; einer Unternehmung, die auf eine Neuordnung des Reiches sich richtete, hätten sie alle als Helfer und Genossen sich geboten. Fand sich ein geeigneter Führer, die Elemente der Revolution waren schon da und warteten des Signales zum Losbruch.

Die letzten Zeiten des 15. und die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts hatten schon Versuche politischer Reformen im Reiche erlebt. Es hatte sich unter den größeren Fürsten des Reiches das Bestreben geregt, in föderativer Form den Zusammenhang und Zusammenhalt des Ganzen zu stärken. Anfangs unter der Führung des Kurfürsten Bertold von Mainz, und später vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen geleitet, hatte eine Fürstenpartei ein fürstliches Gesammtregiment aufzurichten gesucht. Es war noch nicht viel erreicht. Zwar bestand seit 1495 das Kammergericht als höchstes Tribunal; vorübergehend waren auch Centralorgane aus den Fürsten

gebildet. Aber Kaiser Maximilian hatte widerstrebt: es war bei seinem Tode die Frage noch nicht erledigt, und dem neugewählten Kaiser, König Karl von Spanien, war die Aufgabe 1519 vorbehalten, eine neue Verfassung von Deutschland mit seinen Fürsten zu vereinbaren, welche in irgend einer Form das Kaiserthum mit dem Fürstenregimente in Beziehungen setzen und dann die für das Ganze so wichtigen organischen Reichsgesetze, vor allem die Executionsordnung für das Kammergericht und das gemeinsame deutsche Strafrecht, ins Leben rufen sollte. Auch aus dem neuen Zusammenstoße der politischen Factoren und Tendenzen konnte eine Bewegung in der Nation hervorgehen.

Es kam dazu, daß das Gefühl eines nationalen deutschen Patriotismus sich der Geister mit frischer Gewalt damals bemächtigt hatte. Die Literatur damaliger Zeit war erfüllt von begeistertem Preise des deutschen Volkes und der deutschen Geschichte, von nationalem Stolze und Ruhme. Die fröhliche und muntere Schaar der Humanisten suchte durch das neu erweckte Andenken an die Vergangenheit Deutschlands die damalige Generation zu lebendigen und kräftigen Thaten zu begeistern und aufzurufen. Aus der Schriftenwelt des classischen Alterthumes entsprang das Bemühen, die Classiker in Form und Geist nachzuahmen und zu erneuern. Auf patriotische nationale Gesinnung fühlte man sich durch sie hingewiesen, und mit einem lebendigen Gefühle des Gegensatzes, der Abneigung, der Feindschaft gegen Geist und Tendenzen des Mittelalters wurde man aus diesen literarischen Studien erfüllt.

Wir werden in anderem Zusammenhang noch berühren, wie die Mißstimmung gegen die Behandlung der deutschen Kirche durch das Papstthum eine sehr große geworden, wie von den verschiedensten Seiten eine Abhülfe, eine „Reformation" gefordert wurde. Die Humanisten nahmen diesen Ruf mit besonderem Feuer auf; ihnen erschien die Beherrschung Deutschlands durch den römischen Papst als ein Joch, das die Italiener den Deutschen auflegten: von der nationalen Seite faßten sie dies kirchliche Verhältniß auf. Und wenn die Vertreter des Clerus wiederholt den humanistischen Bestrebungen entgegengetreten, so erwiderten diese Literaten dem Clerus mit unversöhnlichem Hasse, mit leidenschaftlichen Angriffen.

Im zweiten Jahrzehnte war die Stimmung eine sehr erregte geworden,

die öffentliche Meinung äußerte sich lebhaft gegen die bestehende Kirche und vor allem gegen das Papstthum.

Niemand hat diesen Tendenzen, welche in den weitesten Kreisen des damaligen Deutschland verbreitet waren, einen volleren Ausdruck gegeben, als Ulrich von Hutten: in seinen Schriften spiegeln sich die nationalen und humanistischen Wünsche seiner Zeit, die Anschauungen einer die gebildeten Kreise fast ganz umfassenden Partei.*)

Ein paar Worte über ihn. In der Schule der damals erblühenden humanistischen Bildung war Hutten erzogen und herangewachsen; aus dem Kloster hatte er sich in die Welt antiker Studien geflüchtet, sich dann in Deutschland und in Italien lernend und dichtend herumgetummelt, ein halb ritterlicher, halb literarischer Held, der in Polemik und Streit seine Befriedigung suchte. Vielerlei Schriften warf er in die Welt; in allen offenbarte sich ein feuriger, leidenschaftlicher Geist, ein hoher und starker Patriotismus, ein erregtes und begeistertes Pathos: einerlei was im einzelnen Falle das Object seiner Schriftstellerei sein mochte, immer war ein unbändiger Zug nach Freiheit das charakteristische Merkmal. An verschiedenen Personen hatte er sich gerieben und seine polemische Feder schon in vielen Fällen geübt. Dann wagte er sich an größere und allgemeinere Aufgaben und diente weiteren Zwecken als entschiedener und rücksichtsloser Vorkämpfer. Als damals den Patriarchen des deutschen Humanismus Reuchlin beschränkte Anhänger der alten kirchlichen Schranken, Ketzerriecher und Obscuranten befehdeten**), da boten die deutschen Humanisten alle ihre Waffen und Künste auf, ihm beizuspringen und eine öffentliche Meinung zu seinen Gunsten zu schaffen: in der ersten Reihe der

---

*) Wir sind so glücklich von Huttens Werken eine mustergiltige Ausgabe zu besitzen: Ulrichi Hutteni opera quae reperiri potuerunt omnia edidit Ed. Böcking, mit den Supplementen, 7 Bände 1859—1870: Alles von Hutten ausgegangene und auf ihn sich beziehende Material ist dort zusammengebracht. Die öffentliche Meinung damaliger Zeit läßt sich sonst studiren in der Sammlung von Schade Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit 1856 (3 Bände, 2. A. 1863). Vgl. Hagen Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. 3 Bde. 1841—1844. Strauß Ulrich von Hutten, 1857 in 2 Bänden, 2. Aufl. 1871 in 1. Bde. (Vgl. Grenzboten Nr. 52 vom 22. December 1871.)

**) Vgl. Geiger Johann Reuchlin, sein Leben und seine Werke. 1871. Hätten wir nur mehr dergleichen Arbeiten über die humanistische Bewegung! Die Bücher von Meiners und Erhard sind doch heute veraltet. Besonders bei Erasmus ist die Lücke in der neueren Literatur sehr empfindlich.

Kämpfer stand Hutten. Mit Spott und mit Ernst trat er für Reuchlin ein; und mochte die Idee der „Dunkelmännerbriefe" von seinem humanistisch n Freunde Crotus ausgehen, mochten an dem Unternehmen der humanistischen Gesellschaft noch andere witzige und satirische Federn Theil haben, die massivsten Keulenschläge auf die Finsterlinge kamen von ihm. In diesen Händeln hatte sein Geist die definitive Richtung gegen die in der Kirche herrschenden Gewalten erhalten; und er verband nun auf das natürlichste den antikirchlichen und den patriotischen Zug: von der beschämenden, das geistige Leben erdrückenden Knechtschaft der Deutschen unter der italischen Geistlichkeit, von dem Joche Roms die deutsche Nation frei zu machen, das wurde jetzt sein Schlachtruf. In den Ereignissen und in den Schriften der Jahre 1516, 1517, 1518 entwickelte sich dies Programm; er wurde der Bannerträger aller derer, welche zu diesem Zwecke zusammen zu arbeiten geneigt waren.

Hutten selbst war nicht eigentlich ein Mann der Praxis. Eine bestimmte Lebensaufgabe hatte er sich gar nicht gestellt gehabt; obwohl arm an äußeren Mitteln und reich an Bedürfnissen des Lebensgenusses, hatte er sich doch von einem bestimmten Berufe ferngehalten und den Tendenzen der Aufklärung und Freiheit in einer äußerlich ungebundenen Stellung gedient. Er hatte es als seine Aufgabe betrachtet, die öffentliche Meinung zu bearbeiten oder sie erst zu schaffen, und dann auch auf andere geeignete Personen Einfluß zu üben, um sie zur That zu spornen und zu leiten. Es scheint, daß eine Zeitlang Hutten von dem Erzbischof-Kurfürst Albrecht von Mainz die Führung der nationalen Reformpartei erhofft habe. Dann aber lenkte er seinen Blick auf Franz von Sickingen hin: 1520 und 1521 hing Vieler Auge und Herz an den Entschlüssen und Thaten dieses Ritters.*)

Sickingen vereinigte in seiner Person die revolutionären Tendenzen und Gelüste der Ritter. Ihr Unbehagen über die Fortschritte landesfürstlicher Macht, ihr trotziger Sinn der Selbstherrlichkeit, ihr Anspruch auf eine eigene Bedeutung und politische Beachtung: alles dies fand sich bei Sickingen in ausgedehntem Umfange vor. Fehden hatte

---

*) Auch über ihn hat die neueste Literatur eine sehr gelungene Arbeit aufzuweisen: Ulmann Franz von Sickingen. 1872. Ich bekenne gern U. viel Belehrung zu verdanken und gerade für meine Gesichtspunkte aus seinem Buche wiederholter Bestätigung mich zu erfreuen.

er geführt, bald hier bald dort, für eigene und für fremde Rechnung, an das Haus Habsburg und an den Franzosenkönig Anlehnung versucht, zuletzt 1519 während der Intriguen der Kaiserwahl an der Spitze eines Heerhaufens gestanden, der bei der letzten Entscheidung in Frankfurt sein nicht unbedeutendes Gewicht für Karl in die Wagschale geworfen. Er war eigentlich das Haupt und der Führer der Ritterpartei, selbst über die reichsritterliche Stellung herausgewachsen, ohne damit Fürst geworden zu sein, ein kluger, tapferer, kühner aber heißblütiger und höchst ehrgeiziger Kopf, — jedenfalls ein Werkzeug und Instrument sehr brauchbarer Natur für denjenigen, der in feste Ordnungen das deutsche Reich hineinfügen und zusammenschließen wollte. Die Annahme war berechtigt, daß Sickingen im Dienste des Kaisers von Einfluß auf die Gestaltung der Dinge sein würde.

Und mit diesem Sickingen war Hutten in Verbindung getreten; durch ihn hoffte er auch zu dem jugendlichen Träger der Kaiserkrone seinen Plänen einen Zugang zu eröffnen. Der ganze Eifer aber richtete sich gegen das römische Papstthum und seinen Einfluß auf die deutsche Kirche. Die humanistische Wissenschaft und Literatur diente jetzt den Beschwerden der deutschen Nation und der deutschen Kirche gegen Rom, die schon wiederholt vom Reichstage erörtert und behandelt waren.*) Die Humanisten mit ihrem Vorkämpfer Hutten und die unzufriedenen Ritter mit ihrem Führer Sickingen waren zu diesem Zwecke verbündet: die erste Frucht des Bundes war Sickingens Intervention zu Gunsten Reuchlins gewesen; der zweite Schritt war die Allianz mit der Sache Luthers. Und wenn gerade in diesen Kreisen Karls Kaiserwahl mit Jubel begrüßt war und man hier auch für dieselbe demonstrirt und agitirt zu haben sich rühmen durfte, so erstarkte deshalb um so mehr die Hoffnung, der neue Kaiser werde den Tendenzen dieser patriotisch gesinnten und eifrig erregten Humanisten- und Ritterpartei zu Willen sein.

Im Jahre 1520 drängte alles auf eine Entscheidung hin. Die ganze Atmosphäre gleichsam der damaligen Welt war mit diesen neuen Ideen und Strebungen geladen: hin und her kochte und wogte und gährte es im damaligen Deutschland. Es drohte die Explosion des dumpf grollenden Vulkanes aus den unteren Schichten, der Ausbruch

*) Vgl. die nächste Abhandlung.

des am Horizonte aufgezogenen Gewitters aus der Unruhe und dem Treiben des Ritteradels. Die schwierige Aufgabe der deutschen Reichsreform war mit allen diesen Dingen verquickt und in einander gewoben. Und immer heftigeren Ton nahm die Erbitterung und Entrüstung gegen Rom an: in diesem Punkte schien es zuerst losgehen zu sollen. Und ganz besonders seit jener Leipziger Disputation wuchs der Sturm in den Gemüthern, seit dem Sommer 1519 überwog das kirchliche alle die anderen Interessen. Zu allen den Elementen einer drohenden deutschen Erhebung hatte sich in denselben Tagen, als Karl deutscher Kaiser wurde, die allgewaltige religiöse Bewegung gesellt.

Bis zu dem Leipziger Ereigniß hatte Luther der allgemeinen deutschen Sache ferngestanden. Er der fromme Augustinermönch und gelehrte Professor der Theologie in Wittenberg hatte allerdings in den Kreisen seines Ordens und seiner Universität schon Aufsehen erregt; er war ein angesehener Lehrer und Prediger im Kurfürstenthum Sachsen, auf den auch schon sein Landesherr sein Auge geworfen. Wie das bei Manchen unter seinen Zeitgenossen der Fall gewesen ist, hatte sein religiöses Bedürfniß durch Augustinus sich angeregt gefühlt: mit echter, ursprünglicher, naturwüchsiger Religiösität hatte er sich in die biblischen Bücher vertieft und in markerschütternden Seelenkämpfen zu einer innerlich gefestigten und geheiligten Glaubenszuversicht sich durchgekämpft. Die Ansätze einer neuen, auf religiösen Momenten durchaus beruhenden Theologie hatte er bei sich schon ausgebildet, als er 1517 gegen das äußerliche Treiben einzelner Kirchenmänner aufstand und dem Unwesen des Ablaßhandels den Krieg erklärte. Er gerieth darüber in dogmatische Polemik mit manchen anderen Theologen. Auch über die allernächsten Kreise hinaus machte der Brustton innigen und warmen religiösen Gefühles schon einigen Eindruck: seine literarische Fehde wurde hier und da schon beachtet. Aber wer nicht die Bedeutung des späteren Verlaufes in diese ersten Anfänge hinein zurückträgt, der kann eine allgemeinere universalhistorische Tragweite oder eine bedenklichere Gefahr für die Kirche aus dem damaligen noch nicht herauslesen. Für Händel unter Theologen interessirte man sich nicht allzu sehr: es galt den Humanisten als „Mönchsgezänke", als eine innerkirchliche Angelegenheit, die für die Laienwelt nicht viel austrug.

Es schien auch Anfangs 1519 der Handel schon wieder beigelegt und die locale Aufregung beschwichtigt.

Mit einem Schlage wurde das anders in Leipzig.

In der Disputation mit dem humanistisch gebildeten aber die kirchliche Autorität des Mittelalters nach allen Seiten schroff vertheidigenden Eck hatte sich Luther genöthigt gesehen, nicht allein die Hoheit und Unfehlbarkeit des Papstthumes sondern auch die Irrthumslosigkeit der allgemeinen Concilien zu bestreiten und anzuzweifeln. Das war eine Absage an das römisch-katholische Kirchenthum überhaupt: damit hatte Luther die principiellen Fundamente der mittelalterlichen Kirche untergraben. Damit hatte er auch den Punkt getroffen, der die nationalgesinnten Aufklärer ansprach: er hatte die theologische Fehde mit einem Schlage zur Angelegenheit der deutschen Nation erhoben: nun schwang er das Banner, unter dem die Männer der Neuerungen und Reformen sich sammeln konnten.

Von beiden Seiten fanden sich die Bundesgenossen zusammen.

Die Humanistenpartei, die ihre Polemik gegen Mönche und Cleriker, gegen das Papstthum und seine Uebergriffe gerichtet und eine That gegen Rom vorbereitet und geplant hatte, sah in Luther eine willkommene Verstärkung ihres Angriffes: die religiöse Motivirung trat zu ihrer nationalen und wissenschaftlichen hinzu.

Crotus richtete mehrere Sendschreiben an Luther, die ihn des Beistandes der Humanisten im Kampfe versicherten und zu rücksichtslosem Vorgehen ihn ermunterten. Und Hutten beeilte sich, auf dieselbe Seite zu treten. Aus seiner früheren Zeit wird Niemand irgend ein näheres Verhältniß dieses geistreichen Mannes zur Religion oder irgendwelche religiösen Bedürfnisse oder Motive bei ihm nachweisen können. Jetzt verwerthete er plötzlich in seinen Schriften auch religiöse Motive, die er von Luther sich aneignete. Er entfaltete vom Herbst 1519 bis ins Frühjahr 1521 eine fast unglaubliche Rührigkeit und Thätigkeit. Eine Fluth von Pamphleten und Schriften warf er in das Volk, zuerst noch in üblicher lateinischer Formgebung, dann auch in deutscher Sprache, in volksmäßigem Tone, die Massen aufrührend. Geschickt und schlagfertig gebrauchte er zum Streite wider Rom die alten und die neuen Waffen; er verstand es vortrefflich, das neue Evangelium in praktische Sätze zu kleiden, es den Massen mundgerecht zu machen und die religiöse That Luthers für die Sache

der allgemeinen Revolution zu benutzen. Er trat mit Luther in Verkehr, er gewann Sickingen für die Sache Luthers, er besorgte Luther Beziehungen und Verbindungen zu den Humanisten und den Rittern: er war gleichsam das Bindeglied der verschiedenen Elemente und Gruppen, welche vom neuen Kaiser die Reform von Kirche und Reich forderten.

Auch Luther war in dieser Zeit und in dieser Bundesgenossenschaft weiter gegangen: er war aus dem Theologen zum Reformator geworden. Jetzt kam er dazu, im Papste den Antichrist zu sehen, alle die deutsche Feindschaft, die in der Nation gegen Rom vorhanden war, auch in sich aufzunehmen. Ueber den Sitz des Uebels in der Kirche, dessen einzelne Symptome er bis dahin allein bekämpft, gingen die Augen ihm auf; er gewann Verständniß für die bisher von ihm gering geachteten humanistischen Bestrebungen. In seinen Briefen und seinen Schriften wehte nun ein ganz anderer Geist. Unerschüttert und unentwegt war seine religiöse Natur; seine Glaubenszuversicht und seine religiöse Ueberzeugung war und blieb genau so, wie sie in den Jahren vor 1517 in seiner innersten Seele sich gebildet und festgeworden waren. Aber von dieser Grundlage seines religiösen Glaubens aus entwickelte er 1519 und 1520 andere Folgesätze als bisher: es sind diejenigen neuen Principien, auf denen seine universalhistorische Stellung als Kirchenreformator beruht.

Wie er dazu gekommen? — in das Geheimniß dieses geistigen Prozesses vermag kein sterbliches Auge zu dringen, vielleicht vermochte er selbst nachher nicht mehr Aufschluß darüber zu geben: sein Eigenthum sind die reformatorischen Principien, der unsterbliche Rechtstitel für das Andenken der Nachwelt. Aber daß diese Früchte in dieser Weise aus diesem Boden seines religiösen Gefühles gereift sind, dazu hat die Einwirkung der vom Geiste nationaler Opposition gegen Rom getragenen Humanisten nicht Geringes beigetragen und geholfen.*)

---

*) Die Verbindung Huttens und Luthers und ihr Einfluß auf Luther sind Resultate historischer Forschung, welche von den üblichen theologischen Lebensgeschichten Luthers übersehen zu werden pflegen. Der alte Meiners [Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften. III (1797) bes. S. 170 ff.] hatte wohl auf Einzelnes hingewiesen, auch der fanatisch-katholische Tendenzschriftsteller Jarke [Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation (1846) S. 134 ff.] in seiner Weise diese Winke von Meiners ausgenutzt. Wissenschaftlich er-

Der radikale Ton in den großen grundlegenden und ewig jungen Schriften Luthers von 1520, — wir meinen die Schriften „vom Papstthum zu Rom", die „an den Adel deutscher Nation", die „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" und die „von der Freiheit des Christenmenschen", — erklärt sich aus der Einwirkung der Hutten'schen Schriftstellerei auf Luthers Geist, aus dem Vorbilde, das Hutten gegeben. Das polemische Material wider Papstthum und kirchliche Praxis hatte Luther von dieser Seite erhalten.*) Die Rücksichtslosigkeit, mit der er seine Ideen jetzt aussprach, folgte dem Muster Huttens und Crotus' und der anonymen Pamphletisten ihrer Richtung. Und die Reformation der Kirche erwartete jetzt Luther nicht von den kirchlichen Gewalten, sondern von der weltlichen Obrigkeit: wie die Humanisten, richtete er sein verlangendes Wort an Kaiser Karl, zugleich aber auch an den Adel deutscher Nation. Er fühlte sich als Verbündeten der Ritter. Und wenn ihn bis dahin sein sächsischer Landesherr behütet hatte, so versicherten ihn nun die Ritter ihres Schutzes und Beistandes: Sickingens Burg, wo Hutten sich schon befand, war als Stammquartier, als Sammelplatz der unruhigen Geister bestimmt: dorthin lud man auch Luther ein.**)

---

wiesen ist der Thatbestand aber erst durch Kampschulte Die Universität Erfurt in ihrem Verhältnisse zu dem Humanismus und der Reformation II (1860) S. 43—105. Dem Biographen Huttens Strauß war dieser Sachverhalt nahezu ganz entgangen. Dagegen hatte auch Vorreiter Luthers Ringen mit den antichristlichen Principien der Revolution (1860) den Thatbestand ziemlich richtig gesehen, wenn auch die ihm eigenthümliche Phraseologie und die beliebten salbungsvollen Tiraden das Studium seines Buches erschweren. Köstlin Luthers Theologie (1863) verhielt sich ablehnend vgl. I 341, — mit Unrecht. Hervorzuheben ist, daß Plitt Einleitung in die Augustanea (1867) manche gute und richtige Einzelbemerkung zu dieser Frage macht, wie ja überhaupt seinem Buche bei aller seiner confessionellen und unhistorischen Tendenz (oben S. 229.) im Detail sehr sorgfältiges Studium nachzurühmen ist. Die für die Frage entscheidenden Dinge hat Kampschulte in seinem geistvollen, genauen und objectiven Werke schon zusammengestellt und Einzelnes noch hinzugefügt in der späteren Abhandlung: De Johanne Croto Rubiano 1862. Strauß hat in der 2. Auflage seines Hutten sich ihm angeschlossen.

*) Mit Recht wird auf Huttens Vadiscus und Inspicientes und die Schreiben des Crotus hingewiesen, vgl. Kampschulte 76. 77—80. Vorreiter 370 redet von einem „feinen, geistigen" Einfluß Huttens auf Luthers Anschauung, er meint „Luther habe sich von Huttens Sprache anstecken lassen" (373). Plitt I 141. 182. 183 ff. macht dagegen auf einzelne Parallelen wieder aufmerksam.

**) Nachweise bei Kampschulte 73—75. 80 ff. Vorreiter 331 ff. 359 ff.

Es darf nicht übersehen werden, daß erst jetzt, erst seit seinem Anschlusse an die Humanisten, Luther auf das deutsche Volk die ungeheuere Wirkung erzielte, die sofort ihn zum Helden der Nation in die Höhe hob: gerade dadurch, daß er die allgemeine Stimmung gegen Rom, die allgemeinen Beschwerden deutscher Nation gegen Papstthum und Kirchenregiment mit seiner religiösen Predigt verband, gerade dadurch errang er sich seine grenzenlose Popularität bei der Nation, seinen von Tag zu Tag wachsenden Anhang durch alle Gaue deutschen Landes.

Inzwischen aber hatten die anerkannten Autoritäten der Kirche sich gegen Luther ausgesprochen. Angesehene und hochgestellte Personen, die Theologen von Löwen und von Köln hatten seine Lehren verworfen. Auf Grund der Acten jener Leipziger Disputation erklärte ihn die Pariser Universität, die Centralsonne theologischer Wissenschaft, für einen Ketzer. Nach manchen Schwankungen sprach im Juni 1520 der Papst den Bann über ihn aus.

Nach der päpstlichen Anweisung wurden nun an vielen Stellen Luthers Bücher verbrannt, und in manchen Gegenden auch von der landesherrlichen Gewalt Verbote derselben erlassen. In den Niederlanden war dies besonders eifrig geschehen: auch die Leiter der spanischen Kirche sprachen ihren Abscheu gegen den Ketzer aus. Es handelte sich darum, ob der Kaiser und das Reich diese Schritte gutheißen und zur Unterdrückung Luthers und seines Anhanges die Hand bieten würden.

Luther hatte vom Papste nochmals an ein Concil appellirt. Dem kirchlichen Scheiterhaufen seiner Bücher ertheilte er eine trotzige, mehr und mehr herausfordernde und alle Versöhnung abweisende Antwort, indem er die päpstliche Bulle und die Schriften seiner Gegner verbrannte. Die Erregung war immer höher gestiegen. Die Ritter und Humanisten wurden immer kühner und radikaler in ihren Plänen und Projecten. Zu der Erhebung Karls auf den Kaiserthron schmeichelten sie sich, beigetragen zu haben; sie sahen wie schwierige Aufgaben die kaiserliche Politik gerade damals zu lösen hatte, ein Krieg mit Frankreich drohte, in dem Italiens und des Papstes Stellung eine noch ungewisse schien: aus allem folgerte man die Hoffnung, Karl werde den nationalen Wünschen sich fügen. Die Humanisten drängten sich damals mit Vorschlägen und Gutachten an ihn heran; ja es war

nicht zweifelhaft, daß sie im Nothfalle auch gegen Karls Willen ihre Absichten durchzusetzen entschlossen seien: — eine revolutionäre Erhebung in der Nation drohte den Ausbruch.

So kam der Wormser Reichstag heran, ein für unsere Nation entscheidungsschwerer Moment.*)

Nicht gering oder leicht waren die Aufgaben, welche der kaiserlichen Politik entgegentraten. Karl hatte zunächst Besitz zu ergreifen von der deutschen Regierung und eine Form für die Ausübung seiner Gewalt unter der Mitwirkung der Fürsten aufzufinden; er hatte sodann die wirksame und thatkräftige Hülfe des Reiches gegen Frankreich sich zu erhandeln. In beiden Beziehungen erzielte er ein günstiges Resultat; er erzielte es gerade dadurch, daß er sehr behutsam und rücksichtsvoll Personen und Dinge behandelte. Das ständische Reichsregiment, um das Kaiser Max mit seinen Ständen so hartnäckig gestritten, vermochte er nicht ganz zu beseitigen; aber aus einer den Kaiser controlirenden Behörde machte er es zu seiner Vertretung bei seiner bevorstehenden Abwesenheit; und auch für diese Zeit wahrte er sich seinen Einfluß auf dasselbe. Zunächst war es Karl nicht möglich, sich um die deutschen Dinge eingehend zu kümmern; er überließ sie sich selbst. Eine feste Herrschaft hatte er sich nicht in Worms gegründet, aber es war für ihn schon ein Gewinn, daß er ohne Zusammenstoß mit den Fürstenparteien und ohne gewaltsamen Conflikt mit den Massen den Reichstag zu Ende geführt. Alles Weitere blieb späterer Zeit vorbehalten.

In der religiösen Frage allein war es schwieriger gewesen zu einem Schlusse zu kommen: das Resultat behagte keiner Richtung.

---

*) Wichtiges Material zur Geschichte des Reichstages hatte Förstemann Neues Urkundenbuch zur Geschichte der evangelischen Kirchenreformation 1842 veröffentlicht. Vgl. die Darstellung von Ranke D. G. I 311 (4. Aufl.). Waltz Der Wormser Reichstag und seine Beziehung zur reformatorischen Bewegung. (Forschungen z. D. G. VIII 21 ff. 1868.) Ueber die politischen Arbeiten desselben vgl. Wyneken Die Regimentsordnung von 1521 (Forschungen VIII 563 ff.) und Brückner Zur Geschichte des Reichstages zu Worms 1521. (1860.) Seitdem ist neues Quellenmaterial von der allergrößten Bedeutung publicirt durch Bergenroth im 2. Bde. seines Calendar (1866) — die Depeschen des kaiserlichen Gesandten Manuel aus Rom — und durch Friedrich Der Reichstag in Worms im Jahre 1521 (1871 in den Denkschriften der Münchener Akademie) — die Depeschen des päpstlichen Nuncius Aleander aus Worms. — Vgl. auch Ulmann 176 ff.

Eine Reformation der Kirche schien allen Parteien erwünscht. Oft war davon geredet und gehandelt; und die schon oft erörterten Beschwerden gegen die Kirche tauchten hier wieder auf. Selbst höheren Geistlichen der Kirche schien eine Erledigung dieser Dinge sehr nothwendig. Von den Nuncien, die der Papst damals nach Deutschland geschickt, war der Eine, Aleander, überzeugt und durchdrungen von der Nothwendigkeit, Abhülfe zu schaffen in denjenigen Dingen, gegen welche die Klagen der Deutschen sich richteten*): er ertheilte dem Papste den Rathschlag, mit allen den päpstlichen Reservationen und Dispensen, mit allen den üblichen Uebergriffen über die Bestimmungen der Concordate einzuhalten; er berief sich darauf, daß er einen Abfall der Deutschen von Rom schon vor fünf Jahren voraus gesagt habe; er fand, daß die meisten Menschen nur aus ihrem Hasse gegen Rom der Lutherschen Sache anhingen. Sein Rezept lautete auf Abschaffung der Mißbräuche, um die von den Deutschen geforderte weitergehende Reformation niederzuhalten.

Die Unterscheidung, die der Vertreter des Papstes in Deutschland aufstellte, — derselbe, der vom Reiche die Execution der Bannbulle zu fordern den Auftrag hatte, — wird auch vom Historiker der deutschen Reformation im Auge zu halten sein. Etwas anders war die Abschaffung der Mißbräuche in der Kirche, etwas anders die kirchliche Bewegung, die durch Luthers Predigten und Schriften seit 1519 hervorgerufen war. Und daß 1520 und 1521 die ganze Masse der revolutionären Elemente mit Luther Hand in Hand gingen, trennte die neuen Tendenzen noch weiter von den Anhängern der alten Kirche, auch wenn diese eine Reformation der Kirche verlangten. Wir finden, daß unter den literarischen Gegnern Luthers bei aller Polemik gegen ihn Einzelne doch immer die Reformation als nöthig verkündigten. Wir finden auch, daß man sogar aus dem Kreise seiner heftigsten Gegner die Beschwerden wider Rom mit entschiedenem Nach=

---

*) Friedrich S. 43. 45. 53. Die letztere Stelle ist sehr interessant: al presente ben io m'arrecordo che essendo io già 5 anni mandato a Roma io dissi a N. S. quel che quasi vedemo avvenuto, che io temeva tumulto germanico contra sedem apostolicam perchè l'haveva già inteso da molti in questi paesi, li quali non aspettavano altro se non un pazzo che aprisse la bocca contra Roma, sed tunc mihi nihil credebatur.

druck zusammenstellte und Abhülfe forderte.*) Ja, dieser Ansicht war der junge Kaiser persönlich: in den Verhandlungen des Reichstages sprach er es selbst einmal aus, die Klagen wider Rom dürften nicht mit der Lutherschen Sache vermischt werden: er lebte der Hoffnung, daß der Papst die wirklich vorhandenen Mißbräuche gern abthun würde.**) Auf dieser Voraussetzung beruhte der merkwürdige Versuch privaten Vorgehens, den der kaiserliche Beichtvater unternommen.

Als Beichtvater hatte den Kaiser nach Deutschland begleitet ein Franziskanermönch Glapion, ein in strenger spanischer Schule und Disciplin lebender Mann, dem die Interessen der allgemeinen Kirche warm am Herzen lagen und der eine sittliche Hebung des Clerus und eine genaue Revision des kirchlichen Zustandes für nöthig hielt. Er stand mit dem Fürsten der Humanisten, mit Erasmus, in Verkehr und Erasmus hatte damals wiederholt seine Gutachten über die kirchliche Frage an den kaiserlichen Hof gelangen lassen.***) Auch Erasmus war der Ansicht, daß man auf eine friedlich und verständig zu leitende Reformation der Kirche sinnen und eine Besserung des Clerus anbahnen müsse; er lobte die Absichten und Gesinnungen Luthers, wenn er auch seine neuesten Schriften nicht billigte. Aber daß durch eine gütliche Verhandlung mit Luther dies Ziel erreicht werde, dahin ging auch seine Meinung.

Glapion hatte nun die Idee erfaßt, dem in Worms drohenden Umsturze dadurch zu begegnen, daß er einen Versuch machte, Luther selbst auf seinem revolutionären Wege aufzuhalten, ihn zur Besinnung zu bringen und ihn zu der allgemeinen Kirchenreformation zu verwerthen. Mit Luther selbst in directen Verkehr zu treten, war für ihn nicht rathsam. Da wendete er sich an den Beschützer Luthers, an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen und eröffnete ihm seine Gedanken.†)

*) Beschwerden des Herzogs Georg von Sachsen. — Förstemann 62 ff.

**) Aleander S. 52: S. M. rispose prudenter che le querele di Roma non voleva che si mescolasseno con la cosa di Luther che toccava la fede, ma che S. M. scriverebbe a N. S. et che sperava che S. S. darebbe ordine alli abusi se sono come loro dicono.

***) Erasmus erzählt selbst von seiner Einwirkung auf Glapion: Epistolarum opus (1529) p. 753. — Vgl. Stichart Erasmus von Rotterdam (1870) bes. S. 326 ff. Objectiver beurtheilt die Stellung und Tendenzen des Erasmus ein Schüler Kampschultes, Woker De Erasmi studiis irenicis (Dissertatio 1872) bes. S. 23—25.

†) Des Kanzlers Brück Berichte über seine Verhandlungen mit Glapion bei

Und Kurfürst Friedrich beauftragte seinen Kanzler Brück diese Eröffnungen entgegenzunehmen. Glapion erging sich zunächst im Lobe der früheren Schriften Luthers, aus denen die Kirche herrliche Früchte würde gewinnen können; nur jenes Buch von der babylonischen Gefangenschaft habe ihn mit Schrecken erfüllt — „so als ob ihn Einer vom Haupt bis zu den Füßen durchgehauen und gegeißelt hätte"; — es wäre sein Verlangen, diese Irrthümer zu beseitigen; er betheuerte, Karls Gesinnung sei es, Luthern mit der Kirche wieder zu versöhnen; Luthers heftige Angriffe auf die Kirche, meinte er, ließen sich vielleicht noch zum Guten deuten, wenn man den gereizten Sinn, den Zorn Luthers in Anschlag bringe, Alles natürlich unter der Voraussetzung, daß Luthers Beschützer und Freunde und Luther selbst eine gütliche friedliche Aussöhnung mit der Kirche wünschten oder sich gefallen lassen wollten.

Das war ein privater Versuch, außerhalb der offiziellen Verhandlung am Reichstage. Seine Gesinnungen betheuerte Glapion auch gegen Andere. Den Sachsen näherte er sich wiederholt. Er wünschte eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kurfürsten, und als dieser eine solche ablehnte, mit einigen sachverständigen Männern, die der Kurfürst dazu deputiren würde. Seine ganze Erörterung bewegte sich um den Gegensatz der früheren und der neuesten Schriften Luthers: jene seien geeignet zur bringend nothwendigen Reformation der Kirche zu helfen, als ein taugliches Werkzeug einer solchen habe in ihnen Luther sich dargestellt gehabt; ja ganz ausdrücklich billigte Glapion Luthers Auftreten wider den Ablaßhandel, wider die eingerissenen Mißbräuche in der Sacramentsspendung: diese aber, welche die Lehre vom allgemeinen Priesterthum aller Laien predigten, die kirchliche Gewalt leugneten und dergleichen mehr, könne kein christlicher Mensch billigen, die müßte Luther in kirchlichem Sinne erläutern oder widerrufen oder die Autorschaft der letzten Bücher ableugnen.*) Und die päpstliche

---

Förstemann 36—54. Seckendorf Commentarius de Lutheranismo I 143 f. hatte auch schon Mittheilungen aus ihnen gemacht.

*) „er sal es genczlich doffur haben das niemands ist der seyn vorig schreyben gelesen, der es sust doffhur helbt das er das ungeschickte Buch gemacht aber seyn sey. was wer im dan doran gelegen ab er nhu dorczu nicht bekennet." (S. 49.) Man sieht: daß auf den Ton Luthers 1520 ein neues Element, die Verbindung mit Hutten und Crotus, eingewirkt, das war dem Scharfblick des spanischen Mönches nicht entgangen.

Bannbulle erachtete er bei einem solchen Ausgleich nicht für eine unüberwindliche Schwierigkeit: wenn Luther sich gefügig zeigen wollte, könnte der Papst sie zurücknehmen und eine neue Erörterung durch verständige unparteiische Gelehrte veranlassen: den öffentlichen Disput, die literarische Polemik wollte er dabei abgethan sehen, in der Stille durch die gelehrtesten Zeitgenossen sollte vielmehr die theologische Controverse ausgetragen werden.*) Er selbst brachte schon einige dem Katholiken naheliegende Argumente gegen Luther vor: die bloße Berufung auf die Bibel gebe keinen sicheren Verlaß, „die Bibel wäre ein Buch wie ein weiches Wachs, das man zerren und dehnen könne nach eines Jeden Gefallen", er machte sich anheischig aus einzelnen Worten der Bibel noch viel seltsamere Dinge zu beweisen als Luther dies gethan, auf den ältesten Gebrauch der Kirche müßte man Acht haben. Aber das lehnte er ab, ein Buch gegen Luther zu schreiben, denn dadurch würde der Streit nicht beendigt, sondern vergrößert und neues Aergerniß hervorgerufen**); auf das neutrale Schiedsgericht der größten Gelehrten kam er immer wieder zurück, damit eben das Ziel, das sie alle wollten (auch Luther bestritt er die bona fides nicht), die Reformation der Kirche, eingeleitet werde; er betonte, daß die Christenheit in dem jungen Kaiser den besten Führer dazu besitze. Er versicherte, seinem Beichtkinde die Verpflichtung zur Reformation vorgehalten zu haben, — Gott werde ihn strafen, wenn er die Kirche nicht von den Mißbräuchen befreie, — er war sicher, daß Karl seiner Pflicht nachkommen werde: in fünf Jahren, äußerte er, werde es sich gezeigt haben, was der Kaiser in Sache der Kirchenreformation zu thun vermöge.

Die Aeußerungen Glapions enthalten das Programm der kaiserlichen Politik***): auf der einen Seite die Nothwendigkeit der Kirchen-

*) Gerade auf diesen modus procedendi war der Rath des Erasmus ergangen; eben darauf wies auch Faber hin (Förstemann 66). Mir ist es bei den Beziehungen des Erasmus zum kaiserlichen Hofe und speciell zu Glapion nicht zweifelhaft, daß man gerade an Erasmus für ein solches Commissorium gedacht: er wäre dazu die geeignetste Person gewesen.

**) „des bücher schreibens were keyn endt noch auffhorens, es gienghe eyn buch hin, das ander herwider, und wurde nichts dormit geschafft, dan alleyn das gemeyn volgk dodurch geergert." (Förstemann 51.)

***) Seltsam wie fast alle Historiker Glapions Auftreten als Gleißnerei, als Täuschungsversuch angesehen haben; bewußt oder unbewußt folgen sie darin den Schmähungen Huttens gegen denselben (Expostulatio cum Erasmo, opp. II 210); und doch geht

reformation, zu der Luthers religiöse Predigt mitwirken könne, auf der andern Seite aber Festhalten an der überlieferten Kirche und ihren Fundamenten, also Ablehnung der weiteren Neuerungen Luthers als einer Ketzerei, — in diesen beiden Richtungen bewegten sich die Gedanken Karls und seiner spanischen Räthe. Was Glapion unternahm, war der Versuch, aus der Lutherschen Predigt für die allgemeine Aufgabe Nutzen zu ziehen und dabei doch zugleich das Luthersche Gift gütlich bei Seite zu schaffen.

Wäre Glapions Unternehmen geglückt, so würde wohl die Kirchenspaltung vermieden und eine Aufbesserung des kirchlichen Lebens nach jenem spanischen Vorbilde ins Werk gesetzt sein; es wäre zugleich aber der Fortschritt der Weltgeschichte aus dem Mittelalter heraus dadurch verhindert und vereitelt worden. Wir erkennen bereitwillig die Motive Glapions und seines Kaisers an, aber wir preisen ihr Mißlingen als ein der Menschheit widerfahrenes Heil.

Glapion hatte schon eine Anzahl von anstößigen Behauptungen aus Luthers Schriften zusammengestellt, welche Luther widerrufen oder aufgeben müßte: eben jene Punkte, die den Principien des bisherigen Kirchenthums entgegen waren. Sie wurden Luther übermittelt, aber er erklärte zum Widerrufe sich nur bereit, wenn er aus der Schrift widerlegt würde.*) In dieser Weise konnte Glapions Plan nicht gelingen; der Kurfürst von Sachen verrieth auch wenig Neigung, auf weitere Verhandlung, bei der er offen als Anwalt Luthers hätte auftreten müssen, seinerseits ohne Garantien sich einzulassen; und so mußte die officielle Behandlung der Angelegenheit ihren weiteren Fortgang nehmen.

Die päpstliche Forderung war eine sehr zweifellose und entschiedene. Wie in den Niederlanden schon geschehen, so sollte Aleander einfach eine Ausführung des Bannes verlangen, — Verbot und Verbrennen der Lutherschen Schriften, Reichsacht über ihn und seine An-

---

ebenso wohl aus der ganzen Art und Weise seiner Aeußerungen als aus einer Erwägung der damaligen Situation die Aufrichtigkeit und Ernsthaftigkeit seines Versuches hervor. In dieser Beurtheilung befinde ich mich durchaus in Uebereinstimmung mit Ranke I 332 f. Ulmann 178 redet dagegen wieder von dem „Anschein, den Glapion sich gab.“ Vgl. 180. Uebersehen zu werden pflegt eben der Umstand, daß Glapions Aeußerungen mit der Auffassung jener Kreise in vollster Harmonie stehen.

*) Luthers Erklärung, bei de Wette Luthers Briefe I 575—577. Vgl. Waltz 28.

hänger.*) Die kaiserliche Politik lehnte ab, auf eigene Verantwortung dies zu thun; sie bestand darauf, daß die Stände des Reiches darüber gehört werden sollten. Der Nuncius Aleander, der den festen katholischen Sinn Karls nicht genug loben konnte, war nicht einverstanden mit dieser Wendung; er wollte ohne jede Weitläufigkeit durch das energische Vorgehen des Kaisers die Sache zu Ende führen; er tadelte das „Temporisiren" der kaiserlichen Staatsmänner aufs heftigste. Und doch konnten jene für ihr Verfahren ausreichende Motive geltend machen. Man befand sich am Vorabende eines großen Krieges mit Frankreich. Dafür galt es die Deutschen willig zu machen, alles zu vermeiden, was sie verletzen oder reizen oder verstimmen konnte. Und gleichzeitig galt es den Papst als Alliirten in Italien auf die kaiserliche Seite zu binden: indem man die Luthersche Sache hinhielt und nicht sofort nach dem Winke des Papstes sie entschied, zeigte man dem Stellvertreter Gottes in Rom an, welchen Vortheil sein Anschluß an Karl ihm einbringen, welche Waffen eventuell gegen ihn bereit liegen würden.**) Und nicht ohne Besorgniß war man in Rom über das, wie es schien, auffällige Zaudern des Kaisers, in Deutschland die Ketzerei schnell zu ersticken. Argwöhnisch trug man sich mit allerlei Gerüchten: es wurde gesagt, Karl habe Luther zu sich beschieden, ihm alle dogmatische Neuerung zu verbieten und dafür ein freies Wort gegen Rom zu gestatten; man wollte in Rom wissen, daß Personen, „die vom Teufel sich berathen ließen", alle guten Entschlüsse Karls zu verwirren suchten. Als gute Nachrichten einliefen, war der Papst äußerst erfreut, er dankte Gott, der bei seinen Lebzeiten ihm einen so um das Wohl der Kirche besorgten Kaiser geschenkt; aber ängstlich gespannt blieb er immer auf den Ausgang der Wormser Verhandlung. Und unter diesem Drucke der kirchlichen Angelegenheiten kam endlich

---

*) Die Citate für das Einzelne giebt Waltz 27 ff. Ich erspare es mir an dieser Stelle, wie überhaupt in diesem Buche, die Quellencitate zu wiederholen, wenn sie schon anderwärts genügend zusammengetragen sind. Eine reiche Ergänzung zu dem Bekannten bieten hier die Depeschen Aleanders.

**) Diese Seite der Sache kann nicht besser studirt werden als in den Depeschen des kaiserlichen Gesandten in Rom, Don Juan Manuel, aus denen einzelne Stellen früher durch Llorente, Heine, Gachard excerpirt waren, die jetzt vollständiger vorliegen in den Auszügen Bergenroths, Calendar II. p. 305. 332. 338. 339. 340. 341. 342 (scriven que v. a. quiere que venga Luter y se dexe de hablar en la fe y que del papa diga lo que quisiera!).

die kaiserlich-päpstliche Allianz zu Stande: schließlich waren für Kaiser Karl politische und kirchliche Motive zu vollem Einklang gestimmt.

Für die von den kaiserlichen Staatsmännern gewählte Methode der Action sprach aber auch die gewaltige und stets wachsende Erregung der Massen in Deutschland. Es wogte das Volk am Rheine in sehr großer Unruhe: die Ritterschaft und die Humanisten hatten sich ja fast alle für Luther erklärt. Gegen Aleander und seinen Collegen waren allerlei Drohungen laut geworden: ihre persönliche Sicherheit war nicht ungefährdet, und allerlei Anschläge auf eine Erhebung der Volksmassen, auf einen Handstreich gegen hervorragende Römlinge wurden geplant und berichtet. In Sickingens Burg, auf der Ebernburg waren die unruhigen Geister versammelt; da saß Hutten wie auf einer Warte, um die Vorgänge auf dem Reichstage zu beobachten, den geeigneten Moment zum Losschlagen zu erspähen und das Signal zur Gewaltthat zu geben.

Ein Blick auf diese Dinge und Personen mußte zur Vorsicht die Politiker einladen: sie durften nichts wagen, sie mußten im Einvernehmen mit der Mehrheit der deutschen Fürsten die Verhandlungen zu beenden und ihr Ziel, die Vermeidung der Revolution und die Beseitigung der Lutherschen Neuerungen, zu erreichen streben.

So wurde dann die kirchliche Angelegenheit in den Reichstag gebracht.*) Ein päpstliches Breve wurde den Reichsständen mitgetheilt; dann erschien Aleander und hielt eine dreistündige Rede, in welcher er auf die Ketzereien Luthers allen Nachdruck legte. Darauf proponirte der Kaiser ein Edict, das die päpstliche Verdammung zur Basis nahm. Als die Stände darüber berietheu, zeigten sich große Differenzen, aber auch viele erklärten sich zu Luthers Gunsten. Die alten Beschwerden über das Papstthum brachte man jetzt vor. Ganz allgemein war bei allen Ständen des Reiches das Verlangen, die mißbräuchliche Praxis des päpstlichen Hofes abgestellt und eine Revision der Concordate des vorigen Jahrhunderts vorgenommen zu sehen. Und diesen Bestrebungen stand der Kaiser selbst nicht ablehnend gegenüber. In der Sache Luthers dagegen kam es zu heftiger Discussion: Kurfürst Friedrich von Sachsen und Kurfürst Joachim von Brandenburg wurden nahezu

*) Waltz 29—32. Dazu die Berichte Aleanders, bei Friedrich 49—54. Vgl. über die lebhaften Scenen im Reichstage S. 52.

handgreiflich in ihrem Streite; und das Ende war, daß man Luther nicht ungehört zu verdammen, sondern ihn nach Worms zu citiren beschloß, nicht sowohl zu materieller Verhandlung über die schwebenden Fragen als zur Entgegennahme seines Widerrufes aller Ketzereien.

Es war ein Compromiß verschiedener Tendenzen, das damit zu Stande gekommen. Kaiser Karl, der persönlich zu rascher Entscheidung, zu kirchlich gehorsamer Action geneigt, hatte sich von seinem ersten Minister, dem Herzog von Chièvres, zu dieser Nachgiebigkeit an seine Reichsstände bestimmen lassen: in dem „Temporisiren", in dem Aufschub der Entscheidung, der für eine Bearbeitung einzelner Stände Raum gab, zeigte sich die persönliche Art von Chièvres.*) Einer der anderen Minister, der Kanzler Gattinara, war der Ansicht, alle die hier angeregten kirchlichen Fragen, — ebensowohl die Sache Luthers als die Beschwerden der Nation gegen Rom — könnten allein auf einem Concile zur Erledigung und Beruhigung gelangen. Wenn Luther an ein solches appellirt, wenn auch im deutschen Volke sich viele schon jetzt für ein solches aussprachen, so sehen wir hier, wie auch ein sehr einflußreicher Politiker Karls diese Idee schon 1521 aufgegriffen hat. Noch aber nahm die kaiserliche Politik dies Concil nicht in ihr Programm auf: erst einige Jahre nachher ist Gattinara auf die conciliare Idee zurückgekommen.**)

Aleander war zuerst von dem Beschlusse nicht sehr zufriedengestellt. Er bestürmte den Papst, Nachgiebigkeit in allen politischen Dingen Karl zu bezeigen; er sah die ungeheure Gefahr ein, daß man mit einem von der Kirche verworfenen Ketzer auf dem Reichstage noch verhandeln wollte! Chièvres scheint diesen Eindruck der Maßregel nicht ungern gesehen zu haben; die letzten Bedenken des Papstes gegen die Allianz wurden dadurch bald überwunden. In Deutschland am Reichs-

*) Aleander bei Friedrich 55. 65. 70. 71.

**) Die öffentliche Meinung in dieser Frage, Aleander S. 62. Ueber die Ansicht Gattinaras, Aleander 56. 66. Später drang seine Auffassung durch. Bekanntlich hat der Kaiser in der merkwürdigen Denkschrift vom 18. Juli 1524 bei Gachard Correspondance de Charles V. et d'Adrien VI. p. 206, Bergenroth II 649 dies Programm zuerst dargelegt: das war zur Zeit des höchsten Einflusses von Gattinara. — Vgl. Maurenbrecher Karl V. und die deutschen Protestanten. S. 13. In Rom gelangte damals 1524 diese Denkschrift noch nicht zur Vorlage, — Depesche Sessas 24. August 1524 (Bergenroth 660).

tage änderte sich aber ganz allmälig die Lage.*) Bald fand Aleander, daß neben der begeisterten Zustimmung vieler Leute bei Anderen auch eine Abneigung gegen Luther sich regte. Er hörte, daß seine Ausführungen über Luthers Ketzereien Eindruck gemacht: so Manchem, dem Luther nur als Vorkämpfer deutscher Nation gegen die Unbilden Roms früher erschienen sei, habe er die Augen geöffnet über den eigentlichen Charakter des Reformators. Und so lange man daran festhielt, daß vor dem Reichstage nicht eine Discussion über die dogmatischen und kirchlichen Controversen stattfinden dürfe, konnte ja vielleicht sogar ein den kirchlichen Interessen günstiger Erfolg von Luthers Erscheinen erzielt werden. In dieser Richtung hatte Aleander Zusagen und Versprechungen erhalten, in dieser Richtung arbeitete seine ganze Thätigkeit vor dem entscheidenden Momente. Er ließ dabei kein irgendwie brauchbares Mittel unbenutzt. Untergeordnete Schreiber und Beamte, auf die etwas ankommen konnte, wußte er durch Gratificationen zu gewinnen. Höhere einflußreiche Personen, sei es unter den Fürsten oder unter den kaiserlichen Räthen, bearbeitete er durch freundliche Worte, durch lobende und ermahnende Schreiben des Papstes, durch Aussicht auf kirchliche Würden und Beförderungen. Solche praktischen Kunstgriffe haben selbstverständlich nicht die Hauptwirkung gethan, aber mitgeholfen zur Lösung der Aufgabe im päpstlichen Sinne haben sie gewiß.

Der Ausschuß, den Karl für die Luther'sche Sache eingesetzt, bestand aus Anhängern des alten Kirchenwesens. Ein kaiserliches Edict, das einstweilen den Vertrieb Luther'scher Bücher untersagte, wurde so weit acceptirt, daß einstweilen bis zur Entscheidung des Reichstages von der einen wie von der der andern Seite Stillschweigen beobachtet werden sollte. Mit der größten Spannung sah man Luthers Ankunft entgegen.

Von Woche zu Woche steigerte sich die Aufregung in den Volksmassen, bei den Rittern außerhalb Worms. Es galt einer Aenderung aller öffentlichen Verhältnisse. Und gerade weil Luthers Auftreten sich gegen den Papst gerichtet hatte, gerade deshalb war er so populär geworden beim deutschen Volke. Gerüchte schwirrten durch die Luft, daß man einen großen Schlag wider alle Geistlichen beabsichtigte, daß die Ritter sich aller geistlichen Güter bemächtigen wollten, daß die

*) Aleander S. 67. 72. Von den secundären Hülfsmitteln spricht Aleander fast in jedem Briefe: einzelne päpstliche Erlasse dieser Art bei **Lämmer Monumenta Vaticana** (1861) S. 5—10.

Annaten zu weltlichen politischen Ausgaben verwendet werden sollten.*) Es heißt, neun Zehntel Deutschlands ständen auf Luthers Seite und das zehnte Zehntel sei auch antirömisch gesinnt und verlange ein deutsches Conzil. Diesen Neuerern galten als Führer Luther und Hutten: den Vorkämpfern christlicher Freiheit, **christianae libertatis propugnatoribus**, waren gemeinsam bildliche Darstellungen gewidmet: Luther mit einem Buche, Hutten mit einem Schwerte in der Hand, so sah der Nuncius sie abgebildet. Durch Luthers Schriften schien allen Andern Muth gemacht zu sein. Vor allen Andern zeichnete Hutten durch seine Agitationen, seine Reden und seine Pamphlete sich aus: wenn Luther tausendmal getödtet wäre, so würden dafür hundert neue Luther aufstehen, soll er ausgerufen haben. Er bedrohte die Nuncien und die Gegner Luthers mit seiner Rache und seinem Zorne. Man meinte auf gegnerischer Seite, er wünschte selbst die erste Rolle zu spielen, wenn nur das Volk ihm anhängen wollte, wie es Luther anhing! Auf Sickingen zählte man als auf den Führer zur That; aber heimlich hoffte man noch manchen andern Fürsten auf dieser Seite zu haben. Zur Revolution schien Alles reif zu sein, zu ihr Alles hinzutreiben.

In Worms war man nicht ohne Besorgniß diesem Treiben gegenüber. Man sah sich einem Handstreich der Umsturzpartei ausgesetzt, und man hatte nicht die militairische Macht zur Stelle, sich dagegen zu sichern. Noch weniger konnte die Rede davon sein, durch einen Gewaltact von kaiserlicher Seite den Erzketzer und mit ihm die Ketzerei zu vernichten. Mit gelinden Mitteln mußte man suchen, ihn unschädlich zu machen.

Oft geschildert ist der Jubel, mit dem Luther auf seiner Reise zum Reichstage allenthalben begrüßt wurde. Die Universität Erfurt feierte ihn mit hohen Ehren. Aus dem Volke und aus den Kreisen des ritterlichen Adels liefen Ermunterungen und Zurufe bei ihm ein.

---

*) In die ganze ungeheuere Erregung eröffnen gerade Aleanders Depeschen einen Einblick. Die angeführten Details stehen S. 72. 74. 75. 77 u. s. w. Nur eine Aeußerung S. 59 gebe ich hier noch im Wortlaute: **tutta la Germania è rivolta** (statt **involta**) **et delle dieci parti di essa le nove crida Luther et la decima, se non se cura l'editti di Luther, saltem crida la morte della corte di Roma et ognuno demanda et strida concilio, concilio et lo voleno in Germania.** Der gedruckte Text wimmelt von Druck- und Lesefehlern.

Ihm wuchs unterwegs noch der Muth und seinen Freunden die Zuversicht, daß es gut gehen würde.

Wie Luther so herankam, voll festen Vertrauens auf seine Sache und auf den allmächtigen Schutz Gottes, da griff man am kaiserlichen Hofe noch einmal zu dem Mittel gütlichen Zuspruches, freundlicher Verhandlung, wie es Glapion im Februar schon einmal vergebens erprobt hatte. Es wäre doch auch dieser Richtung ein Großes gewesen, wenn sie Luthers Sinn gewonnen und seine Talente, seine Energie und sittliche Kraft für die auch für sie so hochwichtige Sache der Kirchenreform in Dienst zu stellen vermocht hätte!*)

Durch Sachsen war nichts zu erreichen gewesen; das stand fest. Also entschloß man sich direct mit den gefürchteten Häuptern der Bewegungspartei anzuknüpfen und durch sie sich Luther zu nähern. Und man konnte dies um so unbedenklicher thun, weil beide Ritter, Sickingen wie Hutten, als kaiserliche Diener ein Jahrgehalt seit dem würtembergischen Kriege von 1519 bezogen. Ein aus jenem Kriege Sickingen schon bekannter Edelmann, Armstorf, und mit ihm Glapion wurden auf die Ebernburg geschickt, mit doppeltem Auftrage. Die Drohungen Huttens gegen die Nuncien und Priester in Worms, die bewaffnete Macht Sickingens, die Huttens Drohworten Nachdruck geben zu sollen schien, hatten in Worms einschüchternd gewirkt. Es war in Anregung gekommen**), durch Verleihung einer kaiserlichen Pension von vierhundert Goldgulden an Hutten den unruhigen Kopf zur Ruhe zu bewegen und ihm Stillschweigen aufzuerlegen. Als man im kaiserlichen Rathe dagegen bemerkte, daß dies ein des Kaisers unwürdiges Verfahren wäre, wurde diese Einwendung zurückgewiesen durch die Frage, ob man etwa Truppen bereit habe, mit Gewalt den Schreier stumm zu machen. Das war Armstorfs Mission. Glapion dagegen wollte seinen früheren Gedanken hier aufs neue verfolgen. Und es fand auf der Ebernburg wirklich eine Discussion statt über die kirchliche Angelegenheit: Hutten, Sickingen und der ausgetretene Dominikaner

---

*) Aleanders Erzählung, S. 77. Huttens kurze Notiz in Expostulatio cum Erasmo (opp. II 211). Brief Bucers (Hutteni opp. Supp. II 806). Vgl. Strauß 2. A. S. 435. Ulmann 179—181.

**) Schon vorher hatte Aleander diese Absicht mehrmals berührt, S. 70. 74. Ich komme auf diese Sache sogleich zurück. Daß Hutten schon eine Pension von 200 Goldgulden damals bezog, war Aleander nicht bekannt.

Martin Bucer disputirten mit Glapion. Hutten entschuldigte seine Drohungen gegen Luthers Feinde damit, daß er sagte, er habe geglaubt den geheimen Sinn des Kaisers zu treffen: er ließ sich vom Gegentheil jetzt überzeugen. Aus den weiteren Gesprächen hat Hutten nachher erzählt, Glapion habe Luthers Verdienste sehr anerkannt und sogar geäußert, jener habe die Thüre zu einem besseren Verständniß der Bibel den Christen eröffnet, und auf Huttens Bemerkung, was dabei Luther denn für eine schwere Sünde begangen, habe er erwidert, er sähe keine. Mit Bucer hatte Glapion ein hartnäckiges Wortgefecht zu bestehen, ohne Resultat. Dagegen meinte er selbst den Hutten in den kirchlichen Controversen überwunden zu haben. Auch Sickingen zeigte sich wohl unterrichtet in den einschlagenden Büchern Luthers: er betonte sein Verlangen einer gründlichen Reformation, er wurde aber dahin gebracht, unter den Aeußerungen Luthers gute und böse zu unterscheiden. Das war wohl schließlich erreicht, daß die ritterlichen Freunde Luthers ihre Wünsche nicht mehr ganz mit Luthers Sache identificirten. Bedenken gegen ein allzu rasches Wagniß waren sicher in ihnen angeregt: vorsichtiger waren sie gemacht, in offenen Gegensatz oder Aufstand gegen den Kaiser zu treten. Für die kirchliche Sache aber war nichts durch Glapions Anstrengungen gewonnen. Und nur darin erfüllte Sickingen Glapions Verlangen, daß er dem vorbeireisenden Luther den Bucer entgegenschickte, ihn zur Conferenz mit Glapion auf die Ebernburg einzuladen: das war die letzte Aussicht für Glapions Hoffen. Luther aber lehnte dies ab. Erst in Worms erbot er sich zu einem Gespräch mit dem Beichtvater, der nun seinerseits die Besprechung als eine jetzt schon nutzlos gewordene zurückweisen mußte.

Die Sache hatte jetzt ihren Verlauf so, wie man ihn schon voraussehen konnte. Das zurückhaltende und vorsichtige Verfahren der kaiserlichen Staatsmänner in der Behandlung und Bearbeitung einzelner Stände hatte den Erfolg schon wohl vorbereitet und eingeleitet. Bekannt sind die welthistorischen Scenen*), in denen Luther vor Kaiser

---

*) Luther selbst schrieb einen Bericht darüber nieder, — Burkhardt Luthers Briefwechsel S. 39. 40, — leider unvollständig. Wir besitzen eine Menge gleichzeitiger Aufzeichnungen, die aber unter sich im Detail nicht übereinstimmen. Mit Recht zieht man allen andern den von Spalatin gegebenen Bericht vor, der aus dem Original gedruckt ist bei Förstemann 68—72. Vgl. noch Burkhardt Ueber die Glaubwürdigkeit der Antwort Luthers: „Hie steh ich, ich kann nicht anders, Gott helff mir,

und Reich gestanden, und die Principien, die er in der Leipziger Disputation 1519 sich zu eigen gemacht, aufs neue bestätigt und bekannt hat.

Von einer Verhandlung war gar nicht die Rede. Er wurde gefragt, ob er seine Bücher alle anerkennen und ob er die Ketzereien in ihnen widerrufen wollte. Am 17. April erbat er sich Bedenkzeit, ehe er antworte. Am 18. April versuchte er unter seinen Schriften verschiedene Klassen zu unterscheiden und erklärte sich zu einem Widerrufe bereit, wo man ihn des Irrthumes überführe mit Zeugnissen der heiligen Schrift. Darauf ging man natürlich nicht ein; man hielt ihm die Autorität der Concilien entgegen und stellte ihm nochmals den Widerruf anheim. Er aber betheuerte nun in festen und kernigen Worten, daß allein Gottes Wort sein Gewissen bezwungen halte, daß er dem Papste und den Concilien, die mehrmals offenkundig geirrt und sich widersprochen hätten, nicht glauben könne: „derhalben mag ich noch will ich nichts widerrufen, weil wider das Gewissen zu handeln beschwerlich, unheilsam und gefährlich ist".

Wer könnte sich diesen Auftritt jemals vergegenwärtigen und Luthers Worte lesen oder hören, ohne im Innersten ergriffen und gerührt zu sein von der Hoheit und Lauterkeit seines Geistes, von der Energie und dem Ernste seiner Ueberzeugung?

Wiederum wie einst in Leipzig hatte sich das sichere und felsenfeste religiöse Gefühl dieses Mannes gegen die Autoritäten, auf denen die historische Kirche beruhte, empört: die Basis der ökumenischen Concilien hatte er verworfen: der Bruch mit der Kirche des Mittelalters war jetzt endgültig, vor Kaiser und Reich, vollzogen.

Beifall und Zustimmung wurden ihm reichlich zu Theil. Aber der Kaiser und die Mehrheit der officiellen Vertreter des Reiches waren dadurch verletzt: ihnen galt Luther jetzt als offenbarer Ketzer; sie hatten jetzt keine Bedenken mehr, als solchen ihn zu behandeln. Karl hatte schon am nächsten Tage den eigenhändigen Entwurf des Decretes gegen Luther den Ständen vorgelegt; und er beharrte jetzt fest auf seiner Meinung und seinem Entschlusse, falls er nicht widerrufe ihn zu vernichten. Der Nuncius und der Papst selbst belobten den kirchlichen

---

Amen" (in Studien und Kritiken 1869. S. 517—531) und Schenkel Luther in Worms und in Wittenberg (1870) S. 123—127. Auch Aleanders Depeschen bringen noch Einzelnes hinzu. 82 ff.

Gehorsam und Eifer des Kaisers. Noch geschahen einige Versuche von Seiten Einiger, die noch immer eine Aussöhnung für möglich hielten, bei Luther.*) Der Gegensatz der Anschauungsweisen trat auch ihnen immer wieder hervor: das Concil und die Autoritäten der Kirche standen auf der einen, und das Wort Gottes, wie es das gläubige Gemüth erfaßt hatte, auf der andern Seite: zwischen ihnen waren keine Schiedsgerichte und Versöhnungen mehr möglich. Die eigentliche Entscheidung war am 18. April schon gefallen.

Das kaiserliche Geleit wurde Luther gehalten. Am 26. April verließ er Worms; unterwegs aber wurde er von einigen Rittern aufgehoben. Allerlei Gerüchte wurden verbreitet über diesen Anschlag: es ist bekannt, daß dies der Weg war, wie Kurfürst Friedrich von Sachsen Luthers Sicherheit zu schützen gedachte.

Daß auf dem Reichstage ein scharfes Edict dem Abziehenden folgen würde, galt als ausgemacht. Eine Meinungsverschiedenheit darüber existirte kaum noch. Der Nuncius Aleander selbst wurde mit der Abfassung des Edictes betraut. Als am 25. Mai der Reichstag geschlossen wurde, — das Reichsregiment, die Einrichtung des Kammergerichts, die Reichsmatrikel verdankten ihm ihren Ursprung — da kam auch das Wormser Edict gegen Luther zur Vorlesung. Das offizielle Reich hatte also gesprochen: es hat schroff gegen die Reformation Luthers Stellung genommen.**)

So hatten die officiellen Gewalten des Reiches entschieden. Wie aber faßten die Massen, wie jene Humanisten und Ritter, die mit kräftigem Rufe und unruhigem Treiben den Reichstag begleitet und einen Umsturz der deutschen Zustände gedroht hatten, diese so rücksichtslose Verdammung ihres Vorbildes und Abgottes auf?

Im ersten Augenblicke erhoben sie einen gewaltigen Lärm. In Worms wurde Nachts in den Straßen an die Hausthüren angeschrieben: „Wehe dem Lande, dessen König ein Knabe ist“; am Rathhaus wurde ein Zettel angeschlagen, vierhundert deutsche Ritter sagten dem Cardinalerzbischof von Mainz Krieg an; und „Bundschuh, Bundschuh“

---

*) Auf diese Einzelheiten gehe ich nicht ein. Vgl. Waltz 37. 38. Schenkel 131—133, bes. aber Seidemann Dr Hieronymus Schurf über seine Verhandlungen mit Luther auf dem Wormser Reichstage 1521. (Zeitschrift für historische Theologie 1851, S. 80—100)

**) Waltz 39—41. Ranke 1, 337 ff.

war dieser anonymen Kriegserklärung hinzugefügt: es wurde mit einer Volkserhebung gedroht.*) Auch Hutten war in der größten Aufregung: er schmähte und drohte, er rasselte gewaltig mit den Waffen; die Runcien, rief er aus, sollten lebendig Deutschlands Boden nicht verlassen. Luther hatte er zur Ausdauer und Standhaftigkeit in Worms ermuntert und die Sympathie der Ritter bis zuletzt ihm entgegengebracht. Jetzt aber, als die Entscheidung am Reichstage fiel, schien die Zeit gekommen, wo allen den Reden die That folgen sollte. „Wer so drohe, müsse ein schlagfertiges Heer hinter sich haben," meinte Erasmus. Und Hutten hatte selbst den Wunsch geäußert, in Worms dabei zu sein, um einen Tumult zu erregen; seine Freunde hatten von ihm dies bestimmt erwartet.**) Es geschah Nichts. Hutten erklärte sich durch die Vorsicht seiner Umgebung von einem Handstreiche in Worms selbst zurückgehalten: jene hätten gefürchtet, schrieb er an Luther, er würde zu viel wagen. Mit großen Worten aber fuhr er fort gegen die Römlinge zu donnern und zu poltern. Als es dabei blieb, als allen Drohungen nichts Weiteres folgte, hörte man in Worms die höhnischen Worte: „Hutten bellt nur, er beißt nicht", „er droht, aber er schlägt nicht".

Mit einem Worte, Hutten mit allem seinem rhetorischen Pathos, mit aller seiner beißenden Ironie, mit aller seiner stachlichten Polemik war ein Held mit dem Munde und der Feder, nicht mit dem Arm und dem Schwert: schließlich hatten sich seine Leidenschaft und sein Zorn in allen den Worten und Briefen verpufft: die Revolution brach nicht aus.

Für den negativen Ausgang fiel noch ein Anderes ins Gewicht. Sickingen weigerte im entscheidenden Momente die Mitwirkung zur That; und ohne ihn war nicht viel zu machen.***) Er stand alle die Zeit

---

*) Cochlaeus historia de actis et scriptis Lutheri malt diese Details mit einigen wenigen Pinselstrichen. Er war selbst in Worms; gegen seinen Bericht ist hier nichts einzuwenden. Die brieflichen Aeußerungen Huttens, auf die ich hier Bezug nehme, stehen bei Böcking II 56—73, und Suppl II 806 f. Welche Bewandtniß es mit einer Sendung Huttens an Luther — Mitte April — hatte, über die zuerst Waltz 37 eine kurze Notiz gegeben, weiß ich nicht zu sagen. Wahrscheinlich bezieht sie sich auf den früheren Moment, als Luther zu der Conferenz mit Glapion auf die Ebernburg geladen wurde.

**) Hutten an Jonas, 17. April (S. 56). Hutten an Luther 20. April (Suppl. II 806). Eobanus Gedicht S. 57 und Ermahnung an Hutten (S. 59. 71), Butzer an Hutten (62—64) und Huttens Entschuldigung 71—73; vgl. Strauß [illegible] ff.

***) Darüber vgl. jetzt die sorgfältigen Erwägungen Ulmanns S. [illegible] ff.

im Solde des Kaisers; er war bereit, dem Kaiser jetzt weitere Dienste zu leisten: als damals die Feindseligkeiten gegen Frankreich begannen, beschloß man ihn dem kaiserlichen Heere als Plänkler voran in's Feld zu schicken. Aber auch in dieser Zeit fuhr er fort, Luthers Anhänger und Freunde zu beschützen und, wohin sein Arm reichte, die Predigt des Evangeliums zu fördern. Karls Staatsmänner hatten sehr wohl gewußt was sie thaten, als sie gerade ihn in den Feldzug vorausschickten. Es trug seinen Lohn, daß sie gerade damals, als er der Führer der äußersten Opposition zu sein schien, an ihn sich vertrauensvoll gewendet. Und noch mehr. Wenigstens sehr auffällig ist es, daß sogar Ulrich von Hutten, der Apostel der Revolution, damals eine Erhöhung seiner Pension von Karl angenommen und selbst unter die Fahnen des Kaisers sich hat einreihen lassen.*) Unter solchen Umständen war es allerdings kein Wunder, daß ungefährdet von den Revolutionären der Reichstag sein Edict gegen Luther loslassen konnte: die Passivität dieser gefährlichsten Gegner war von dem Kaiser erkauft.

Aus den Jahrzehnte hindurch schon vorhandenen Bewegungen in den verschiedenen Schichten und Kreisen der Nation hatte im Früh-

---

*) Es ist dies ein dunkler Punkt in Huttens Leben, auf den auch bisher das nöthige Licht noch nicht geworfen ist: wie viel die hier aufgestellte Thatsache, wenn sie bewiesen wird, auf das Urtheil über Hutten Einfluß haben muß, erörtere ich nicht. Der Beweis der Thatsache ist dieser Brunfels in seiner nach Huttens Tode geschriebenen Vertheidigung Huttens gegen Erasmus erzählt an der Stelle, wo er über die glänzenden Stellungen und Aussichten redet, die Hutten hätte haben können und abgelehnt habe: pendebat annuos ducentos florenos imperator; cum esset sub tribunicio Siccingii, cum primis Germaniae reputatus est qui geminam stipem merebantur; et hoc stipendium ultro resignavit, non alia causa quam quod male tum videbatur caesarem evangelio velle (Böcking II 340). Die Verleihung der ersten Pension von 200 Gulden muß in die Zeit des würtembergischen Feldzuges fallen, als auch Sickingen in Karls Dienste eintrat. Die Verleihung eines Jahrgehaltes von 400 Gulden, d. h. die hier berichtete Verdoppelung des früheren, wurde Mitte April 1521 ihm angeboten (nach Aleanders Depeschen). Daß er sie acceptirt, folgt aus der Aeußerung von Brunfels. Wann aber resignirte er auf dieselbe? Nach Bucers Mittheilung am 22. Mai 1521 (Suppl. II 807). Daß diese Angabe nicht richtig, — „jedenfalls verfrüht" sagt Strauß 446 — daß er vielmehr im Sommer und Herbst 1521 seine Verpflichtung gegen Karl noch nicht gelöst, ergiebt sich daraus, daß er im September 1521 noch die Absicht hatte, Sickingens Feldzug an der Maas mitzumachen (op. II 81). Dahingestellt bleibt, ob er nun wirklich mit ins Feld gezogen ist, vgl. Ulmann 188. Ganz unsicher würde ich zuletzt in der Zeitangabe sein, wann er factisch auf die Pension verzichtet habe: doch darauf kommt hier nichts an.

jahr 1521 sich ein schweres Gewitter über Deutschland zusammengeballt: es schien nur des zündenden Funkens zu bedürfen, und die Massen wurden in Fluß versetzt. Die Sache Luthers schien dazu bestimmt, unter der Mithülfe Huttens und Sickingens, der humanistisch-ritterlichen Umsturzpartei, den Feuerbrand in die Nation zu werfen. Da aber geschah das Unerwartete. Wie eben auf dem Reichstage der Zusammenstoß erfolgen, der lang angesammelte Gährungsstoff sich entladen sollte, da plötzlich zertheilten sich die Wolken, und das Unwetter ging vorüber. Den Vorkämpfern der Revolution wurden persönliche Rücksichten nahegeführt, ihr Sinn wurde nach einer andern Seite gerichtet: der französische Krieg war also damals ein Glück für den Kaiser: dahin gelang es ihm die unruhigen thatenlustigen Ritter abzuwenden. Man muß die Kunst bewundern, mit der des Kaisers Politik diese Ableitung in Scene zu setzen verstanden hat.

Die Erregung in den Massen war allerdings damit nicht beseitigt: es war nur der augenblickliche so überaus gefährliche Ausbruch vermieden. Die Agitation im Volke arbeitete weiter. Flugschriften der socialen Richtung sowohl als der evangelischen Predigt waren und blieben bemüht, die Sache der Neuerung lebendig zu erhalten und Propaganda zu machen. Auch in den nächsten Jahren nach dem Wormser Reichstage waren noch jeden Augenblick neue Versuche möglich gewaltsamer Erhebungen und allgemeiner Unruhen.

Es ist charakteristisch für unsere deutsche Geschichte, daß die einzelnen Elemente und Factoren einer deutschen Revolution, welche im Frühjahre 1521 in gemeinschaftlicher Action handeln zu wollen schienen, nachher vereinzelt, einer nach dem andern, losgebrochen sind. Zuerst die Ritter unter Sickingens Führung, dann die Bauern in Süd- und Mitteldeutschland, beide nicht ohne den Versuch das städtische Element mit in den Kampf zu ziehen. Von den bestehenden Territorialfürsten wurden in ihrer Localisirung und Vereinzelung beide Erhebungen niedergeworfen. Die Reichsgewalt hatte kein Verdienst dabei gehabt, und den siegreichen Landesgewalten erwuchs aus den fehlgeschlagenen Revolutionen der Erfolg. Die territorialistische Entwickelung Deutschlands empfing daraus eine neue Bestätigung und Kräftigung.

In der kirchlichen Frage war auf dem Reichstage die wichtige

Entscheidung ans Tageslicht getreten, daß die Reformation, welche auf dem Boden der mittelalterlichen Kirche zu bleiben gedachte, die Verbindung und Vereinigung mit den Tendenzen Luthers von sich abgewiesen hat. Die Scheidung der Geister war eingetreten: die neuen Principien kirchlichen Lebens hatten im Gegensatz zur großen allgemeinen und historischen Kirche der Christenheit sich zu behaupten und durchzusetzen.

Wir wissen, daß im Anschluß an die bestehenden Landesfürsten dies vor sich gegangen ist.

Die alte Kirche hat in den nächsten Jahrzehnten auch eine innere Reformation erfahren, welche die in ihr enthaltenen Momente religiösen Lebens wieder besser herausgestellt und zur Geltung gebracht. Es ist nicht dieses Ortes, die Versuche und das allmälige Durchdringen der katholischen Reformationstendenzen im Einzelnen zu erzählen.

Auf dem höheren Standpunkte universalhistorischer Betrachtung ist es möglich, den beiden Strömen der Reformation gerecht zu werden, die verwandtschaftlichen Bande und die Momente des Gegensatzes unter ihnen zu würdigen und in ihrer Bedeutung für die Geschichte des menschlichen Geistes zu verstehen. Den Menschen des 16. Jahrhunderts war eine solche Betrachtung fremd.

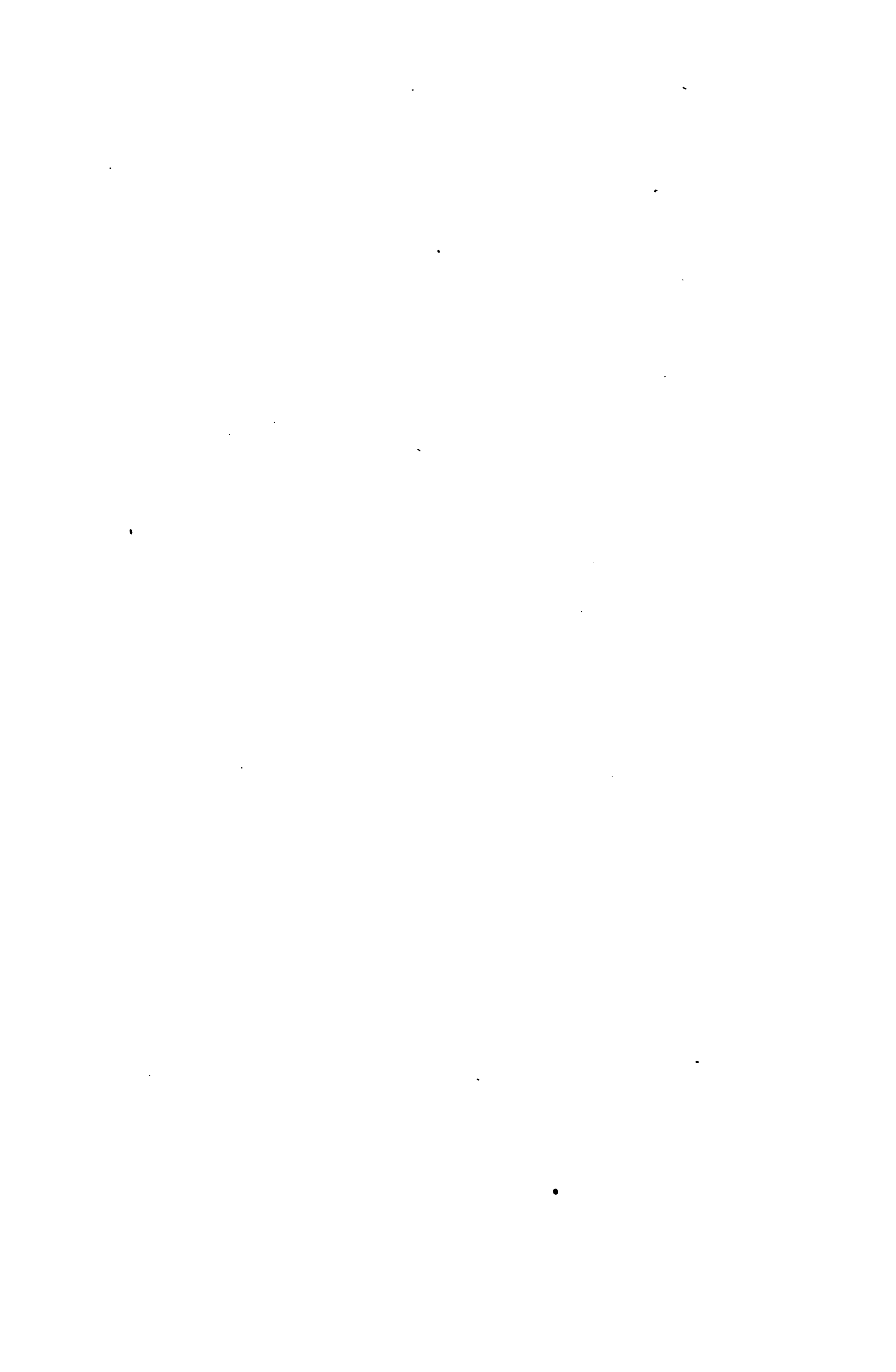
Als in Worms von ähnlichen Voraussetzungen aus die Spanier eine Vereinigung mit den deutschen Reformatoren versuchten, mußte den Deutschen, die in einseitigem Eifer ihre eigenen Motive und ihre eigenen Tendenzen für die allein berechtigten hielten, eine Gemeinsamkeit des Handelns mit jenen unmöglich erscheinen. Daraus entsprang die Spaltung und der Gegensatz der Kirchen.

Nun tauchte wohl die Idee einer Vereinigung und Versöhnung der beiden großen kirchlichen Parteien auf. Und zweimal — 1530 und 1541 — ist von aufrichtigen und frommen Männern mit wahrhaftem Ernste der Versuch eines dogmatischen Ausgleiches angestellt worden, beide Male anfangs mit gutem Erfolge, zuletzt aber doch ohne bleibenden Gewinn: man kam doch immer auf einen Punkt, in dem das mittelalterliche Kirchenprincip von den Gegnern Anerkennung erheischte, auf eine Forderung, welche die Katholiken erheben mußten, und welche die Protestanten nicht gewähren konnten.

Als dies sicher geworden, suchte die alte Kirche, ganz im Ein-

klange mit den überlieferten Grundsätzen ihrer mittelalterlichen Vergangenheit, mit Gewalt eine Unterwerfnng der von ihr Abgefallenen zu erzwingen: das war das sogenannte Interim von 1548. Ihr Sieg hatte keinen Bestand: die protestantischen Kirchen behaupteten ihre Existenz.

Aus der Forderung der Reformation der Kirche im 16. Jahrhundert sind die beiden kirchlichen Systeme entsprungen, in welche seitdem die Christenheit sich getheilt hat: beide haben sich, in heftigem Ringen miteinander, ein berechtigtes Dasein nebeneinander erkämpft.



VIII.

Die allgemeine Kirche und die Landeskirchen.

Die Frage wird sich einmal aufwerfen lassen: was hat die deutsche Reformation des 16. Jahrhunderts Neues in der Welt geschaffen?

Sieht man allein das Aeußere an, so ist die Antwort einfach und leicht: die Reformation hat die allgemeine christliche Kirche des Mittelalters gesprengt und eine Reihe einzelner nebeneinander stehender Kirchen an Stelle der einen Kirche ins Leben gerufen.

Allerdings, das ist nicht Absicht und Ziel der deutschen Reformatoren gewesen. Sie haben vielmehr das Ganze der allgemeinen Kirche reformiren, von den im Laufe der Zeit entstandenen Flecken reinigen und zu dem idealen urchristlichen Zustande zurückführen wollen. Nichtsdestoweniger ist der faktische Erfolg des reformatorischen Bemühens die Spaltung der Kirche gewesen.

Welches aber waren die Principien der deutschen Reformatoren, durch welche sie jene Reinigung und Reformation der Kirche erstrebt und die Ablösung eines Theiles von dem gemeinsamen Körper der bisher allgemeinen Kirche gewirkt haben?

Protestantische Theologen pflegen bis heute meistens zwei Momente als Antwort auf diese Frage anzugeben, ein formales und ein materiales Princip, durch welche die Kirchen der Reformation sich von der katholischen Kirche unterscheiden sollen: das formale, die alleinige Autorität der Bibel in Glaubenssachen; das materiale, die Rechtfertigung des Menschen allein durch den Glauben an Jesum Christum.

Vom Boden der Geschichte aus müssen sich sehr starke Einwürfe

und Bedenken gegen die Zulässigkeit und Richtigkeit dieser Schematisirung erheben.

Es ist nicht unbedingt richtig, daß Luther und sein Anhang die Lehrtradition der mittelalterlichen Kirche durchaus verworfen und allein von der Bibel, d. h. von ihrer Auffassung der Bibel ihr Seelenheil abhängig gemacht hätten. Jedenfalls bedarf das sogenannte „formale Princip der Reformation", um historisch richtig zu sein, einer einschränkenden Erläuterung. Von individueller Freiheit der Bibelerklärung, von dem Rechte subjectiver Auffassung der Bibel waren die Reformatoren noch himmelweit entfernt: wenn sie an die Bibel als an die maßgebende Quelle des Glaubens appellirten, so bemühten sie sich gleichzeitig aufs eifrigste, bei der Erklärung der Bibel im Zusammenhang mit der älteren Tradition der mittelalterlichen Kirche zu verbleiben. Wohl bäumte sich bisweilen das religiöse Gefühl des Reformators auf gegen die Lehre der Gesammtkirche und ihrer Autoritäten, — aus diesen Vorgängen aber das Princip für die Dogmenbildung der Kirche selbst ableiten zu wollen, das ist Luther niemals in den Sinn gekommen. Die Reformatoren haben vielmehr das ältere gegen das jüngere Mittelalter, die Kirchenlehrer der ersten christlichen Jahrhunderte gegen die spätere Scholastik ins Feld geführt.

Noch weit unrichtiger ist es, wenn man das Wesen der Reformation in die lutherische oder überhaupt in die reformatorische Rechtfertigungstheorie setzt. Das „materiale Princip" als unterscheidendes Merkmal der Reformation ist ein sehr gebrechliches Ding. Die eine Erwägung, daß in der Hauptsache Luther die Rechtfertigungslehre des Augustinus erneuert, desselben Augustinus, der als der größte und gefeiertste und maßgebendste Lehrer des katholischen Mittelalters mit Recht gilt, — diese eine Erwägung sollte von der steten Wiederholung jener landläufigen Behauptung abhalten! Die verdunkelte und entstellte augustinische Lehre ist vor Luther am Ende des Mittelalters schon mehrfach erneuert und hervorgeholt worden; die in derselben enthaltenen religiösen Momente sind im 15. Jahrhundert schon vor Luther mehrfach aufgegraben und nutzbar gemacht worden. Und wenn auch Luther mit seiner von Niemanden übertroffenen Energie, mit seiner begeisterten und begeisternden Ueberzeugungskraft die augustinische Predigt wirkungsvoller als alle seine Vorgänger und Genossen verkündet hat, so war es doch keineswegs eine Folge dieser Predigt, daß

ein Theil der allgemeinen Kirche sich von der Gemeinsamkeit ablöste. Sehr wohl wäre die bestehende Kirche im Stande gewesen, sie zu ertragen; und bei allen ernstlichen Verhandlungen unter den Religionsparteien in der Reformationszeit stellte es sich auch heraus, daß Katholiken und Protestanten über die Rechtfertigungslehre sich verständigen und vereinigen konnten. Ein Dogma aber, für das die Führer der entgegengesetzten Parteien eine Formel der Vereinigung und Uebereinstimmung ohne Preisgabe ihrer Principien aufzustellen im Stande waren, kann sicher nicht das trennende und die Unterscheidung begründende Princip bedeuten.

Das Fundament der deutschen Reformation ist der Widerspruch Luthers gegen die Kirche des Mittelalters in ihrem historisch gewordenen Charakter. Sein neuer Kirchenbegriff begründet seine Mission als Reformator. Das Verhalten zur historischen Kirche des Mittelalters richtet die unübersteigliche Scheidewand auf zwischen Protestanten und Katholiken.

Indem Luther das Gemeindeprincip als Basis der Kirche proclamirte und das Priesterthum aller gläubigen Christen dem Priesterstande der mittelalterlichen Kirche entgegenstellte, griff er den gesammten Zustand der Kirche bis in die Wurzeln an.

Von diesen Principien aus erhielt das religiöse Leben der Menschheit eine völlige Umgestaltung: es war damit die Subjectivität des Individuums freigemacht von der kirchlichen Vermittlung und der Mensch in directe Beziehung zu seinem Schöpfer gesetzt. Das war principiell und radical ein Schritt aus den überlieferten Zuständen heraus, ein weltgeschichtlicher Act, vollzogen von einem der weltgeschichtlichen Heroen.

Nach zwei Seiten hin äußerte sich Luthers Kirchenprincip: negativ war es der Widerspruch gegen die allgemeine kirchliche Ordnung, wie sie durch die Jahrhunderte des Mittelalters sich gebildet und festgesetzt hatte; positiv aber mußte es zu dem Versuche führen einer Neugestaltung und Neueinrichtung der kirchlichen Verhältnisse und Beziehungen auf der Grundlage der neuen Gedanken.

Das letztere ist nicht vollständig erreicht worden.

Luthers Reformation hat vielmehr ganz andere Früchte getragen: das sind die protestantischen Landeskirchen, kirchliche Bildungen

mit reformatorischem Lehrtypus, unter dem Schutze und in Anlehnung an die staatlichen Regierungsgewalten.

Die Entwicklung, die zu diesem Endresultate hingeführt, ist noch nicht mit zweifelloser Sicherheit oder mit unangefochtener Klarheit erörtert. Einen Beitrag zu ihrer Erkenntniß wollen die folgenden Ausführungen liefern, welche sich bemühen sollen, vor allen die entscheidenden Gesichtspunkte und die maßgebenden Momente aus der Kirchengeschichte des Mittelalters herauszufinden und in ihrem Zusammenhange aufzuzeigen. Für die wissenschaftliche Auffassung der Reformationszeit, für die historische Würdigung der Tendenzen Luthers und für die genauere Einsicht in die Entstehung der protestantischen Landeskirchen ist ein solcher Rückblick ins Mittelalter nicht ohne Bedeutung.

Im Alterthume war das religiöse Leben der Menschen in seiner äußeren Erscheinung vom nationalen Staate beherrscht. In den antiken Staaten gab es Staatsreligionen: das politische und das religiöse Element waren so miteinander gemischt, daß die Herrschaft des politischen feststand.

Das Christenthum hatte Anfangs einen ganz anderen Charakter. Das Christenthum löste das sittlich-religiöse Leben los von dem Einflusse des Staates; ja die ältesten Christen standen mit indifferenter, um nicht zu sagen, feindlicher Gesinnung dem Staate gegenüber. Bekanntlich wurde ihnen dieses Verhalten vom Staate mit offener Feindschaft und Verfolgung vergolten.

In dieser Periode, — die drei ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zählen dahin — in dieser Zeit völliger Trennung des religiösen und des politischen Gebietes geschah die Organisation und Consolidation der christlichen Gemeinden zu einer christlichen Kirche. Durch den Episcopat und durch die jetzt ausgebildete regula fidei stellte sich eine Gemeinsamkeit, ein Band der christlichen Einzelgemeinden her: immer mächtiger wuchs der Strom christlicher Bekenner, immer weitere und immer einflußreichere Kreise des römischen Reiches wurden von ihm erfaßt. Im 4. Jahrhundert unter der Regierung des Kaisers Constantin erfolgte die Anerkennung des Christenthums, eine reife Frucht des Entwickelungsprozesses der letzten Vergangenheit. Ein paar Jahre hindurch begnügte sich Constantin mit staatlicher Duldung der christlichen Kirche; auf die Dauer aber erwies sich dieser Zustand nicht als haltbar.

Das Christenthum wurde jetzt zur Staatsreligion und Staatskirche erhoben.

Einen idealistischen Anlauf könnte man die Zeit des Urchristenthums nennen, in der die Religion von dem weltlichen Wesen sich ganz losgesagt hatte. Schon im vierten Jahrhunderte aber war man auf den irdischen Boden zurückgekehrt, auf dem Religion und Staat wieder in einander verwuchsen. Und wenn das Christenthum von Anbeginn an kosmopolitische Tendenzen verrathen, eine Menschheitsreligion hatte darstellen wollen, so begegnete es auch hierin sich mit dem universalistischen Zuge des römischen Weltreiches: eine die ganze Menschheit umfassende Staatskirche war das Resultat der Vereinigung.

Sehr scharf war in der Kirche des vierten Jahrhunderts der Charakter des Staatskirchenthums ausgeprägt; kleine Schwankungen sind wohl vorgekommen, die Episode des Romantikers Julian schnitt auch für eine kurze Zeitspanne die Fäden zwischen Kirche und Staat durch. Aber bald kehrte man in das durch Constantin begründete System zurück: mehrere Jahrhunderte hindurch blieb dies im wesentlichen aufrecht erhalten.

Ausschließliche Berechtigung hatte der christliche Cultus; die Reste des Heidenthumes im römischen Reiche wurden bekämpft und unterdrückt. Die christlichen Kirchen wurden mit weltlichem Besitz und Gut reichlich ausgestattet: eine angesehene Stellung wurde den Geistlichen gemacht, eine Anzahl von Rechten und Privilegien mannigfacher Art den Kirchen und den Geistlichen zuertheilt: auf einzelne Gebiete des bürgerlichen Lebens erstreckte sich ihr Einfluß in zunehmendem Umfange. Gewissermaßen Vertrauenspersonen der Staatsregierung waren die kirchlichen Bischöfe, die das Recht hatten die Verwaltung zu beaufsichtigen, in gewissen Fällen selbst Recht zu sprechen, als Vermittler zwischen Volk und Staatsverwaltung zu dienen.

Allen diesen Berechtigungen der Kirchendiener im öffentlichen Leben stand die Abhängigkeit der Kirche selbst vom Staate gegenüber. Bischof der äußerlichen Angelegenheiten der Kirche hatte schon Constantin sich genannt, aber nicht allein das äußerliche, vielmehr auch das innere, das geistliche unterlag seinem Machtworte und Gebot. Nach kirchlicher Theorie sollten zwar die Bischöfe aus kirchlichen Wahlen ihrer Gemeinden hervorgehen; aber immer bedurften sie der Bestätigung der Staatsgewalt, und meistens gestaltete sich dies zu einer

Ernennung durch dieselbe. Gerade bei den politischen Rechten der Bischöfe war es nicht mehr als natürlich, daß die Auswahl der Bischöfe nicht ohne staatliche Mitwirkung vor sich gehen konnte. Ferner, der Kaiser berief und leitete das Concil, jene Versammlung, zu welcher die Bischöfe der Einzelkirchen zusammentraten, und welche die höchste Autorität in Glaubenssachen in sich umfaßte.

Gerade jene ersten Jahrhunderte waren an dogmatischen Controversen überreich; das Dogma der mittelalterlichen Kirche ist ja durch die kirchliche Theologie jener Zeit in seinen Grundlinien und in seinen vornehmlichsten Lehrsätzen herausgearbeitet worden: in allen Fragen aber gab der Kaiser die eigentliche Entscheidung. Die Orthodoxie der Kirche lag seiner Sorgfalt am Herzen: wo die Glaubenswahrheit uud Glaubenssicherheit zu suchen, das hing von seinem Winke ab. Daß die geistlichen Motive und Interessen dabei nicht immer die Entscheidung dictirten, daß recht weltliche Personen und Verhältnisse mitunter die kirchlichen Dogmen fabricirt haben, nimmt bei diesem Zustande kein Wunder. Jedenfalls waren die Unterthanen des römischen Reiches gezwungen, das zu glauben, was dem Kaiser gefiel, jeder kaiserlichen Meinungsänderung gehorsam und gläubig zu folgen.

Unter den kirchlichen Personen gelang es doch schon ziemlich früh dem Bischofe von Rom sich einer hervorragenden Bedeutung und Ehre zu bemächtigen. Die Leitung der Gesammtkirche hatte er allerdings nicht; sie war ja Sache des Kaisers. Aber factisch übte der römische Bischof im 5. und 6. Jahrhundert schon großen Einfluß auf kirchliche Dinge aus. Nach und nach steigerte sich dieser Zug. Und es gestaltete sich in Rom mehr und mehr die Theorie, daß der römische Bischof, der sich für den Nachfolger Petri in diesem Bisthume ausgab, die Hauptperson in der Kirche sei, daß auf seine Lehre und sein Wort es vor allem ankommen müsse.

Ein sehr interessantes und immer wieder unwiderstehlich den Betrachter an sich heranziehendes Schauspiel ist es, zu verfolgen, wie sich in jenen Jahrhunderten die Macht des Bischofs von Rom langsam, aber stetig erweitert und erhöht hat: verschiedene Factoren der geschichtlichen Entwickelung spielten dabei mit, von verschiedenen Seiten arbeitete man an diesem Resultate. Es ist dahin gekommen, daß der römische Bischof die eigentliche Ehrenperson der Kirche wurde und das geistliche Princip in sich abschließend vertrat.

Sein Ansehen mußte wachsen, als sich das Abendland politisch und kirchlich dem Oriente entfremdete. Die Befreiung Italiens von oströmischer Herrschaft, bei der die Intriguen des Bischofs von Rom jedenfalls eine Hauptrolle gespielt, und die Vertretung italischer Nationalinteressen gegenüber dem fremdländischen Kaiser halfen wesentlich mit bei der Emancipation des Papstthumes vom Kaiserthume. Damals, um die Mitte des 8. Jahrhunderts, erhob man in Rom den Anspruch auf einen eigenen unabhängigen Landbesitz; man setzte die Fabel in Umlauf von den großen territorialen Schenkungen Constantins an die römische Kirche, und man rief die fränkische Macht über die Alpen herbei, alle jene römischen Ansprüche zu vertheidigen.

Freilich, aus den fränkischen Bundesgenossen und Helfern erwuchsen dem Papstthume sehr bald neue Herrscher: mochte man in Rom sagen, dem Papste verdanke das Kaiserthum Karls des Großen und der Karolinger seinen Ursprung, der Papst habe es von den Griechen auf die Franken übertragen, mochte man nach dieser Theorie eine den weltlichen Mächten übergeordnete Stellung des Papstthumes sich vorbereiten wollen, — nichtsbestoweniger war in der Praxis Karl der Große der Herr und Gebieter, wie es nur Constantin und die römischen Imperatoren gewesen waren: der Kaiser der Welt war zugleich der Regent der heiligen Kirche, in vollem Umfange, ohne jede Einschränkung.

Sollte dieser Zustand bleiben, sollte dies Staatskirchenthum, das die ganze Menschheit zu umfassen strebte, sollte dieser absolutistische Cäsaropapat auf die Dauer die Rechtsbasis des religiösen Lebens abgeben können?

Das war unmöglich. Gerade aus religiösen Motiven mußte man sich dagegen auflehnen; und leicht ist es zu verstehen, daß die Kirche über diesen Zustand Unbehagen empfand. Es konnte nicht anders sein, als daß der geistliche Sinn gegen die Herrschaft des weltlichen reagirte. Allmälig, an verschiedenen Stellen Europas, von verschiedenen Ausgangspunkten aus erhoben einzelne Geistliche Einsprache gegen die Vormundschaft und Regierung des Staates über die Kirche. Man meinte, dem Clerus, der die kirchliche Gemeinde durch seine Thätigkeit schaffe, vor den Laien Vorzug und Vorrang beilegen zu dürfen; man dachte ihn von allen bürgerlichen Verpflichtungen und Leistungen an den Staat befreien zu sollen; man behauptete, in der

Kirche hätten nur die Kleriker und nicht die Laien, nur die Geistlichen und nicht die Staatsorgane eine Rolle zu spielen.

Diese Theorien gewannen großen Beifall und Verbreitung. Mit den Tendenzen des römischen Papstthumes berührten sie sich; lebhaft griff man in Rom sie auf: die große Gewalt über die Geister der Menschen, deren sich der Papst im Mittelalter bemächtigt hat, erklärt sich nicht zum geringsten Theile aus der Wirkung und Bedeutung jener geistlichen und religiösen Motive und Theorien.

In einer gefälschten Actensammlung des 9. Jahrhunderts, den Decretalen Pseudoisidors wurde diese Anschauung vorgetragen, als ob sie das geltende Recht jener Zeit enthielte; jedenfalls war hier das Programm entwickelt, nach welchem die kirchlichen Geister handeln würden. Der Papst acceptirte gern und schnell die Gedanken und Ideale Pseudoisidors: seine Sache war es nun, in der Wirklichkeit sie durchzusetzen.*)

Die nächsten Jahrhunderte des Mittelalters sind von dem Ringen und Kämpfen dieser Tendenzen erfüllt. Kaiserthum und Papstthum sind die großen historischen Gegensätze des Mittelalters, die beiden Mächte, welche um die Herrschaft über die Menschen mit einander aufs äußerste streiten.

Principiell wurde dieser Streit nicht ausgetragen: ganz rein ist der Gegensatz nicht durchgekämpft worden: in verschiedenen Zeiten sinkt die Wagschale nach verschiedenen Seiten: als eine reine Machtfrage, nicht als ein Rechtsaxiom ist die Entscheidung zu behandeln.

An die Stelle des fränkischen Kaiserthumes trat nach der Unterbrechung einer verwirrten und ordnungslosen Zeit das deutsche Königthum, das Otto I. zum römischen Kaiserthum wieder erhoben. Und zu dem engsten Zusammenleben verband Otto Kirche und Staat in Deutschland. Gegen die centrifugalen Bestrebungen der mehr und mehr anwachsenden Landesfürsten richtete er als Damm und Halt der Reichseinheit die Organe der Kirche auf; auf das Bisthum stützte er seine Regierung. Noch enger und inniger, noch bedeutungsvoller für

---

*) Es mag gestattet sein anzumerken, daß wir der altkatholisch-vaticanischen Controversliteratur manche erfreulichen Beiträge zur Klärung der historischen Auffassung des Mittelalters verdanken: z. B. Janus Der Papst und das Concil 1869. Hergenröther Anti-Janus 1870. Huber Das Papstthum und der Staat. 1870. — besonders aber Schulte Stellung der Concilien, Päpste und Bischöfe 1871 und Schulte Macht der römischen Päpste über Fürsten, Länder u. s. w. 1871.

das politische Leben wurde im deutschen Reiche der Zusammenhang staatlicher und kirchlicher Elemente, als er es jemals im römischen Kaiserreiche gewesen: geradezu die wichtigsten Staatsbeamten wurden die Bischöfe, geradezu die Stützen und Träger des königlichen Regimentes im Reiche.

Es ist hier nicht der Ort, die Bedeutung dieses Zustandes für das deutsche Reich und die Entwickelung der deutschen Nation zu erörtern.*) Hier genügt die Bemerkung der thatsächlichen Verschlingung und Vermischung politischer und kirchlicher Functionen. Ganz selbstverständlich schien es, daß der Kaiser die Zügel über seine Beamten, die Bischöfe, führte: von seiner Ernennung hingen sie ab, ihm gelobten sie Treue, ihm leisteten sie Dienst und Folge. Auch auf den Papst, das geistliche Haupt dieser halb geistlichen, halb weltlichen Beamten, erstreckte sich das Regierungssystem der Kaiserpolitik; es galt auch seine Einsetzung vom deutschen Kaiser abhängig zu machen, auch in Rom dem Worte des Kaisers die höchste Autorität zu verschaffen.

An dieser Stelle aber gelangte dies System nicht zu völligem, wenigstens nicht zu bleibendem Abschluß. Die kaiserliche Macht und ihr Einfluß war in Rom nicht so consolidirt, daß nicht manche Päpste sich ganz frei bewegten. Die hierarchischen Tendenzen der Päpste, wie sie seit dem 9. Jahrhundert formulirt und von Zeit zu Zeit auch für die Praxis angemeldet wurden, behaupteten bisweilen das Feld, ungestört von deutscher Einrede oder siegreich gegen kaiserliche Intervention. Erst Kaiser Heinrich III. gelang es im Jahre 1046, seine Macht in festere Formen zu bringen: die Papstwahl in Rom gerieth in dieselbe Abhängigkeit vom deutschen Kaiser, in der die deutschen Bischöfe von ihrem Könige schon lange sich befanden. Als Heinrich III. auf dem Gipfel der universalen kaiserlichen Entwickelung diese Ordnungen durchsetzte, geschah dies ganz zweifellos auch im Interesse der Religion und Frömmigkeit, aus geistlichen ebenso wie aus politischen Motiven. Das die gesammte christliche Kirche erfassende Kaiserthum selbst war eine halbgeistliche Institution.

Aber die religiösen Einwendungen und Bedenken, die man gegen den Zustand des 11. Jahrhunderts haben mußte, suchten sich kräf-

*) Vgl. Maurenbrecher Das deutsche Kaiserthum. Akademische Festrede am 22. März 1871. Leipzig, F. W. Grunow 1871.

tiger und wirkungsvoller nun zu entfalten. Man tadelte es, daß ein Bischof, dem doch die Sorge um das Seelenheil der Menschen von seiner Kirche aufgetragen war, sich mit der Verwaltung weltlicher Geschäfte, ja bisweilen mit militairischen Angelegenheiten beschäftigte. Man nahm Anstoß daran, daß die Organe der Kirche in ihrer Eigenschaft als weltliche Beamte der Controle, der Rüge, auch der Strafe des weltlichen Herren unterlagen. Man bemerkte mit Unwillen, wie viele Bischöfe zu ihrem Bisthume durch weltliche Mittel, durch höfische Gunst oder wohl gar durch persönliche Bestechungen gelangt seien, — kurz, unleidlich und unchristlich erschien vielen kirchlichen Geistern die Lage der Kirche, ihre Verweltlichung und Abhängigkeit vom Staate. Der kirchliche Sinn reagirte zu Gunsten einer Emancipation der Kirche vom Staate.

Die Congregation der Mönche von Cluny strebte darnach, die reale Welt nach diesen idealen Forderungen umzugestalten. Das geistliche Bewußtsein erstarkte zusehends in den Menschen des 11. Jahrhunderts. Langsam aber sicher bemächtigte sich die Idee kirchlicher Freiheit der Geister, und nach dem Tode Heinrichs III. trat die dämonische Persönlichkeit Hildebrands, des genialsten Hierarchen und Demagogen auf die Bühne: er warf das bestehende System und das geltende Recht über den Haufen: Welt und Kirche hat er revolutionirt.*)

Es galt zuerst von kaiserlichem Einfluß die Papstwahl zu befreien. In meisterhaftem Spiele brachte Hildebrand es dahin, daß das geistliche Princip sich neben der kaiserlichen Ernennung behauptete; einen modus vivendi richtete er auf, bei dem sich factisch bald der Kaiser im Nachtheil befand, zuletzt brach er auch dies, und ließ sich selbst in stürmischer Weise erheben. Es war der erste Erfolg.**) Dann als Papst war es sein Bestreben, auch die anderen Organe der Kirche von der Ernennung durch die staatlichen Gewalten zu befreien. Gregor VII. machte den Kampf der Cluniacenser gegen die Simonie d. h. gegen den sündhaften Kauf geistlicher Würden, zu seiner Sache; alle moralisch gesinnten Geister gewann er sich dadurch zu Helfern und er-

---

*) Vgl. Janus S. 108 ff. und die vortreffliche Abhandlung von W. v. Giesebrecht die Gesetzgebung der römischen Kirche zur Zeit Gregors VII. (Münchener historisches Jahrbuch für 1866.)

**) Vgl. meine kurze Skizze „Eine Erinnerung aus dem Mittelalter“, in den Grenzboten vom 13. Juni 1873 (N. 24.)

weckte von vornherein den Schein, daß sein Gegner Unwürdiges vertheidige. Denn nicht die Abschaffung des Mißbrauches, sondern die Beseitigung des ganzen Zustandes war sein eigentliches Ziel: die weltliche Betheiligung bei der Einsetzung der geistlichen Würdenträger wollte er radical abschneiden, die Verbindung zwischen Reichsverfassung und Kirche gewaltsam auflösen. Und noch mehr erstrebte er mit dem Investiturverbote zu erreichen: er wollte den Papst an die Stelle des Kaisers bringen, die gesammten Aemter der Kirche in seine Abhängigkeit herabdrücken und über den gesammten Besitz der Kirche Herrschaft und Verfügung sich zuschreiben. Da er aber keineswegs gesonnen war, den damaligen factischen Besitz der Kirchen an Gütern und Rechten dem Reiche zurückzuerstatten, so stellte Gregor VII. mit seinen Maßregeln das ganze staatsrechtliche Fundament des Reiches in Frage und machte die Fortexistenz des Reiches, wie es nun einmal geworden war, geradezu unmöglich.*)

Ueberhaupt, die Tendenz Gregors VII. war die Aufrichtung eines päpstlichen Universalreiches, in welchem Alles und Jedes von dem Statthalter Gottes auf Erden abhängig wäre. Mit fanatischer Energie und unerschrockener Consequenz hielt er an diesem Gedanken fest, und alle Mittel, sittliche wie unsittliche, bot er auf sein theokratisches Ideal zu verwirklichen.

Von der Wahrheit und Göttlichkeit der Idee, der er diente, scheint Gregor selbst erfüllt gewesen zu sein. Und mit einer selten erreichten, geradezu genialen Virtuosität eröffnete er den Kampf gegen die bestehenden Einrichtungen, besonders gegen die leitende Stellung des deutschen Kaiserthumes. Der deutsche König Heinrich IV. war ihm keineswegs gewachsen: er arbeitete sich ab in mühsamem Ringen, von der alten Machtstellung das mögliche noch zu retten und zu erhalten. Vergebens, — der Opposition des Particularismus in Deutschland und des Ultramontanismus aus Rom wurde er nicht mehr Herr. Es gelang Gregor die Ansicht der Welt zu verändern, das Verhältniß der großen Mächte zu verschieben.

Bisher hatte die Oberhoheit des Kaisers über die Kirche sich darin gezeigt, daß er die Synoden der Kirche berief und daß er, wenn nöthig,

*) Vg. Ficker Ueber das Eigenthum des Reiches am Reichskirchengute. Wien 1873 — bisher die beste und sachkundigste Erörterung der staatsrechtlichen Fragen, welche bei der Geschichte des Investiturstreites in Erwägung zu ziehen sind.

Päpste mit ihrer Hülfe einsetzte und absetzte. Gregor nahm für sich, den Stellvertreter Christi auf Erden, das Recht in Anspruch, Kaiser und Könige und Fürsten ihres Thrones verlustig zu erklären; er rief die Völker auf zum Ungehorsam gegen ihre Regierungen, er entband sie des Eides der Treue, den sie ihrem Herrscher geleistet. Theoretisch und praktisch führte er solchen Anspruch absoluter Machtfülle durch. Auf die inneren Vorzüge des geistlichen vor dem leiblichen Leben stützte er seine Theorie: Papst und Kaiser waren ihm wie Sonne und Mond, die beiden Lichter der Welt, jene mit ursprünglichem Lichte, dieser mit geliehenem Glanze strahlend. Und Gregor verstand es, solchen theoretischen Behauptungen Nachdruck zu geben, indem er in der Praxis überall Anknüpfungen und Anlässe fand und benutzte, seine Gedanken durchzusetzen und einzelne Präcedenzfälle zu schaffen. Ganz besonders auf den deutschen König führte er gewaltige Schläge, in Allianz mit der Unbotmäßigkeit deutscher Fürsten und dem Aufruhr des sächsischen Stammes.

Daß innerhalb der Kirche jedes selbständige Recht aller anderen Factoren verschwinden mußte, war eine logische Folge aus den Ideen Gregors. Rücksichtslos und durchgreifend band und knebelte er die kirchlichen Geister an sein Wort und seinen Wink. Eine Reihe von Synoden hielt er ab, die nichts weiter als seine gehorsamen Mundstücke waren: von kaiserlicher Vertretung oder kaiserlichem Rechte war bei ihnen nicht mehr die Rede.

Ueberhaupt, von weltlichem Einfluß machte Gregor die Kirche in jeder Weise frei und erstreckte dafür den Einfluß und die Wirkung der Kirche weit hinein ins politische Gebiet.

Und er trug Sorge dafür, daß ins Kirchenrecht der Zeit seine Anschauungen Eingang fänden; eine Anzahl ihm ergebener Kanonisten fälschten das bisher geltende Recht und entwickelten das neue System zu abgerundetem und consequentem Ausdruck. Gleichzeitig kamen Tendenzschriftsteller auf, welche die Thatsachen früherer Geschichte, die dem Papste unbequem waren oder im Wege standen, sei es umzubiegen, sei es abzuleugnen unternahmen; die bisher geglaubte Geschichte wurde nun nach der neuen Theorie in eine neue Form umgegossen.

Unter allen Päpsten ist Gregor VII. der größte und gewaltigste. Seinem Geiste verdankt das Papalsystem des Mittelalters seinen Ur-

sprung. Die hervorragendsten unter seinen Nachfolgern, Alexander III., Innocenz III., Bonifaz VIII. und ihre Geistesverwandten, mochten sie in einzelnen Beziehungen vielleicht Gregor überlegen sein, sie arbeiteten doch alle als seine Fortsetzer und Vollender: in seinen Spuren gingen sie, nach den von ihm gezeichneten Grundlinien erbaueten sie das stolze Gebäude des päpstlichen Absolutismus und der geistlichen Weltmonarchie, das durch das Dogma des 18. Juli 1870 endlich seinen krönenden Abschluß erhalten.

Im Mittelalter stand lange Zeit noch der realen Welt das päpstliche Ideal Gregors VII. als eine unerfüllte Forderung gegenüber. Der alte Zustand war doch zu tief gewurzelt, mit allen Lebensverhältnissen zu innig verwachsen, als daß mit einem Schlage die Veränderung der ganzen Welt durchzuführen möglich gewesen.

Nicht voll und unbeschränkt war endlich der Sieg des gregorianischen Papstthumes, — nicht abgeschnitten Stoff und Möglichkeit neuer welterschütternder Fehden. Das letzte Ziel des Investiturstreites, an Stelle des kaiserlichen das päpstliche Recht aufzupflanzen, war nicht ganz durchgesetzt. Aber die kaiserlichen Rechte waren doch auf das äußerste beschränkt und eingeengt: wenn das Papstthum nicht einen ganz endgültigen Sieg davon getragen, so war doch die Niederlage des Kaiserthums eine sehr schmerzhafte und empfindliche gewesen. Im 12. Jahrhundert versuchten die staufischen Kaiser eine neue Erhebung und neue Stärkung ihrer königlichen Machtstellung: sie arbeiteten daran, auf Umwegen ihren kirchlichen Einfluß zurückzuerwerben, und eine Zeit lang ist zum großen Theile ihnen dies geglückt. Zuletzt aber endete die staufische Restauration der Kaisermacht mit einer neuen und einer so gründlichen Niederlage, daß es ihr nicht wieder gelang, sich zu erheben. Das hatte das Papstthum in zweihundertjährigem Kampfe vollbracht, daß dem deutschen Kaiserthume die weltbeherrschende Stellung definitiv entrissen war.

In allen Ländern Europas waren in dieser Zeit große und mächtige Gebiete öffentlichen Lebens der Kirche zuertheilt, von ihr in Beschlag genommen worden. Die Gerichtsbarkeit über die Cleriker brachte überall die Kirche in ihre Hand; ja alles dasjenige, was in irgend eine Beziehung zu kirchlichen Lehren oder zu geistlichen Rücksichten gesetzt werden konnte, — Meineid, Wucher, Ehebruch, Bigamie, Hurerei, Injurien, Blasphemien, Ketzereien und verwandte Dinge, —

zog die Kirche vor ihr geistliches Gericht. Der Staat war verpflichtet, die Sprüche der kirchlichen Autoritäten auszuführen. Der von der Kirche verworfene Ketzer wurde mit Feuer und Schwert von der weltlichen Macht verfolgt und bestraft. Kurz, in allen diesen Beziehungen herrschte das kirchliche Princip, und der Staat führte nur mit starker, materieller Hand die Befehle der Geistlichkeit aus.*)

Nichtsdestoweniger hatten die Landesfürsten nicht unbedingt oder überall auf eine gewisse Betheiligung am Leben und Treiben der Kirche verzichtet. In Frankreich und in England hatte der Investiturstreit weit früher und weit leichter zu einem Compromisse geführt, durch das den Königen immer noch ein Einfluß, in den meisten Fällen die Entscheidung bei Bischofswahlen belassen blieb. Die vom kirchlichen Rechte geforderte Steuerfreiheit der Kirchengüter wurde nicht ohne Einschränkungen und Anfechtungen behauptet und aufrecht erhalten. Die geistliche Gerichtsbarkeit wurde wiederholt durch die weltlichen Gerichte durchbrochen und in ihrer regelmäßigen Ausübung gestört. Ja, auch eine Art von Aufsicht über die Kirchen ihres Landes übten die Staatsgewalten in Frankreich und in England schon im 12. und 13. Jahrhundert aus. Man hielt sich nicht für gebunden, den Bann der Kirche zu vollstrecken, ehe man seine Rechtmäßigkeit nicht geprüft hatte. Und der Einmischung des Papstes in die Landeskirchen widersetzten sich sehr früh schon jene Fürsten. Kein päpstlicher Gesandter durfte jene Länder betreten, ehe er nicht den Eid geleistet, die Landesgewohnheiten und königlichen Rechte achten zu wollen: den Besuch der Concile durch Geistliche aus England duldete man nur unter der feierlichen Versicherung, daß gegen England nichts Nachtheiliges versucht werden würde. In England wehrten die Constitutionen von Clarendon 1164 die päpstlichen Uebergriffe mit voller Energie ab. In Frankreich erließ 1269 König Ludwig der Heilige die pragmatische Sanction, in welcher er die Rechte der französischen Landeskirche gegen den Papst in Schutz nahm und sehr nachdrücklich auch des Königs

---

*) Vgl. Sugenheim Staatsleben des Klerus im Mittelalter. I. 1839. Friedberg hatte schon in seiner Dissertation (De finium inter ecclesiam et civitatem regundorum judicio quid medii aevi doctores et leges statuerint 1861) eine Menge von Quellenstellen gesammelt, die er in seinem neueren Buche noch erweitert und vermehrt hat: Grenzen zwischen Staat und Kirche und die Garantien gegen deren Verletzung. 1872.

Autorität in ihr wahrte.*) Man könnte nicht sagen, daß hier die staatliche Praxis im Einklang gewesen wäre mit der kirchlichen Theorie, wie sie Gregor VII hatte durchsetzen wollen.

Nach dem Siege über das Kaiserthum entfaltete jene Theorie erst ihre volle Blüthe. Der größte theologische Schriftsteller des späteren Mittelalters, Thomas von Aquino, der ja die Dogmatik der Kirche aufs reichste und systematischste ausgearbeitet, er gab auch den hierarchischen Tendenzen ihre volle systematische Ausgestaltung: die philosophische und dogmatische Begründung, die scholastische Darlegung und Entwickelung des katholischen und päpstlichen Kirchenprincipes wurde ihm verdankt. Er lehrte offen nnd unumwunden die Unfehlbarkeit und den Universalepiscopat des Papstes: die höchste Lehrautorität gebühre demselben, er fixire das Glaubensbekenntniß, er vereinige in sich die Fülle aller Gewalten (plenitudo potestatis), er vertrete gewissermaßen die Stelle Gottes in der Welt; natürlich sei er daher auch allen anderen Gewalten übergeordnet, geistliche und weltliche Regierungsmacht auf der ganzen Erde vereinige er in sich, er sei das Oberhaupt aller weltlichen Fürsten.

Derartige Sätze und Lehren wurden noch weiter verkündigt und gepredigt. Augustino Trionfo und Alvaro Pelayo können wohl als die Spitzen dieser theoretischen Declamationen auf päpstlicher Seite gelten.**)

Die Päpste selbst wurden nicht müde, das Recht und die Allgemeingültigkeit ihrer Herrschaftsansprüche zu verkündigen. Das Rechtsbuch Gratians aus der Mitte des 12. Jahrhunderts bildete dafür das feste Fundament. Päpstliche Bullen und Decretalen zogen die Consequenzen und erließen für dieselben die nöthigen Einzelgesetze. Ja, Bonifaz VIII. verkündete geradezu, der Glaube daran, daß alle menschliche Creatur dem Papste unterthan, sei zur Erlangung der ewigen Seligkeit dem Menschen nothwendig***): in feierlicher Weise erhob er dies zu einem Satze des katholischen Glaubensbekenntnisses.

*) Darüber besitzen wir eine, wie es scheint, nicht genügend bekannt gewordene, aber sehr gute Abhandlung von Soldan: Ueber die pragmatische Sanction Ludwigs des Heiligen, in der Zeitschrift für historische Theologie, Jahrgang 1856, S. 377—450.

**) Vgl. Friedberg Die mittelalterlichen Lehren über das Verhältniß von Staat und Kirche; in Zeitschrift für Kirchenrecht 8, 69—138 (1869).

***) Subesse Romano pontifici omni humanae creaturae declaramus dicimus definimus et pronunciamus omnino esse de necessitate salutis.

Ueberall in Europa mischte sich jetzt das Papstthum ein mit seinen Ansprüchen und Forderungen, — mit sehr verschiedenem Erfolge. England wies die päpstlichen Anmaßungen zurück. Frankreich gerieth in heftigen Conflict mit Papst Bonifaz VIII. und setzte es dann durch, daß das Papstthum in Frankreich seinen Sitz aufschlug und den Interessen französischer Politik als dienendes Werkzeug sich lieh: die geistliche Hoheit und Universalregierung aber wurde wenig durch dies babylonische Exil in Avignon gestört. Von allen Ländern ließ Deutschland am meisten sich gefallen; und gerade Deutschland gegenüber machte das Papstthum seine Ansprüche in der schamlosesten Weise geltend: das Königthum selbst kam in Gefahr, in Abhängigkeit von Rom zu gerathen.

Das 14. Jahrhundert sah auf dem Stuhle Petri eine Reihenfolge von Juristen, welche es verstanden, die allgemeinen Theorien für die tägliche Praxis und die laufende Verwaltung der Kirche nutzbar zu machen. Jene früheren Päpste hatten die Idee der Weltherrschaft über Könige und Staaten mehr wie ein sittliches Postulat, wie ein theokratisches Ideal ausgesprochen. Jetzt gingen diese Juristen darauf aus, im Einzelnen eine juristisch begründete und ausgeführte factische Regierung über die ganze Welt auszuüben. Einen Haufen von Edicten warfen sie in die Welt, die kirchlichen Dinge genau zu reglementiren. Gebote und Verbote allerlei Art wurden erlassen, und immer blieb es vorbehalten, daß der Papst von seinen Gesetzen dispensiren könne. Eine reiche Finanzquelle entsprang diesen Dispensen. Die Bischöfe der Einzelkirchen waren schon zu strengem Gehorsam verpflichtet, sie mußten einen Treueid schwören; dann wurden sie vom Papste bestätigt: für die Bestätigung war eine Gebühr zu entrichten. Auch dies wurde eine ergiebige Einnahme für Rom. Man maßte sich sogar das Recht an, in gewissen Fällen die erledigten Kirchenpfründen zu verleihen; Rom reservirte sich die fettesten Stellen zu seiner Verfügung. Auch Exspectanzen auf noch nicht erledigte Pfarren wurden schon verkauft und vertheilt. Sehr erfinderisch erwies sich der römische Genius in der finanziellen Ausbeutung der päpstlichen Macht oder des päpstlichen Universalbisthums; und zu wenigstens concurrirender Gewalt brachte der römische Bischof es überall mit den Diöcesanbischöfen; durch seine Exemtionen griff er in jede Kirchenverwaltung ein. Fast jedes andere Recht außer dem päpstlichen war in der Kirche des 14. Jahrhunderts

verschwunden: in Rom bildete man damals den ganzen Apparat und die sehr zusammengesetzte Maschinerie aus, durch welche von der Curie her überall in der Welt die Kirchen regiert wurden. Man mag die Technik des römischen Systemes immerhin bewundern, — religiöse Interessen und religiöse Rücksichten wird man schwerlich dabei irgendwie auffinden können.

Gegen dies Papalsystem trat nun auch der Staatsgedanken wieder kräftiger auf. Papst Bonifaz VIII., der in unbeugsamer Härte seine Ansprüche in die Welt geschleudert hatte, wurde durch König Philipp IV. von Frankreich über die Grenzen menschlicher Hoheit belehrt: die französischen Rechtsgelehrten und die Stände Frankreichs hielten mannhaft und patriotisch zu ihrem Könige. Und auch in Deutschland ermannte König Ludwig der Bayer sich zur Vertheidigung des deutschen Staates wider die übermüthige Hierarchie. Die Bullen gerade der damaligen Päpste in ihrer extremen Fassung riefen einen entschiedenen Widerspruch ins Leben.

Es standen eine Anzahl von Schriftstellern auf, welche die Selbständigkeit weltlichen Rechtes verfochten. Wenn die Päpste und ihre Advocaten behauptet hatten, alles Recht auf der Welt sei dem Papste übergeben, der also über geistliches und weltliches gleicherweise gebiete und verfüge, so entgegneten die Anderen mit der Unterscheidung weltlicher und geistlicher Macht. Man bestritt dem Papste und der Kirche nicht ihre geistlichen Befugnisse, die aus der Natur ihrer geistlichen Aufgaben und Pflichten herzuleiten seien; aber man wies dem weltlichen Rechte eine gesonderte, selbständige Sphäre und Wirkung zu. Johann von Paris, Dante, Johann von Jandun, Marsil von Padua, Wilhelm von Occam, Lupold von Bebenberg und manche andere Autoren vertraten diesen Standpunkt. Nicht von allen ist eine gleiche Energie und gleiche Rücksichtslosigkeit der Beweisführung und Polemik zu rühmen; mehr oder minder sind sie alle von den Nachwirkungen papistischer Theorien und scholastischer Denkweise auch noch nicht frei geworden; aber einen Fortschritt und Gegensatz gegen die herrschende kirchliche Anschauung zeigen sie alle, fühlbar und bedeutungsvoll in seinen Folgen für die Geschichte des 14. Jahrhunderts.*)

*) Die meisten dieser Schriften stehen in der Sammlung von Goldast Monarchia s. romani imperii. Tom II (1614). Die Schrift von Schreiber Die politischen und religiösen Doctrinen unter Ludwig dem Bayern (1858) ist ungenügend.

Durchgreifend und erschütternd waren besonders die Schriften des Occam und des Marsilius. Wenn in der Praxis jener Zeit sich bald an verschiedenen Stellen Europas eine hartnäckige Opposition gegen das Papstthum gezeigt und eine erfolgreiche Einwirkung der Landesobrigkeiten auf die kirchlichen Dinge ihrer Staaten aufgethan hat, so haben diese beiden Schriftsteller durch ihre literarische Thätigkeit solche Wendung der kirchlichen Geschicke erst möglich gemacht.

Wilhelm von Occam war mit persönlicher heftiger Leidenschaft gegen Papst Johann XXII. aufgetreten, er der Franziskanermönch gegen den Papst, der die Lieblingsmeinungen der Franziskaner verworfen und den sie zum Entgelt dafür als abtrünnigen Ketzer und Irrlehrer verfolgten. Occam selbst gehörte zu den Führern in der nominalistischen Schule der Scholastik: wo von der inneren Auflösung der kirchlichen Dogmatik des Mittelalters gehandelt wird, muß von seinen Schriften und ihren Wirkungen geredet werden. Und ebenso schlug er der mittelalterlichen Hierarchie und päpstlichen Theokratie gewaltige Wunden. Auch er bestritt jede weltliche Macht der Kirche und ihrer Oberen; von principieller Scheidung der beiden Gebiete ging er aus: jede Machtübung, jede Anwendung von Gewalt schloß er von der Kirche aus; alles was der Papst im Laufe der Zeit von derartigem erworben, stamme von der weltlichen Gewalt her, welche daher auch befugt sein würde, das einst von ihr gegebene wieder zurück zu nehmen. Sogar auf die geistlichen Güter dehnte Occam dies aus, insofern sie nur zu frommen Zwecken wieder verwendet würden. Was aber das Verhältniß des Papstthumes zur Kirche angeht, so gelangte Occam zu einem sehr folgenschweren Grundsatze*): er trat der Ansicht entgegen, daß das Papstthum eine göttliche Einrichtung, daß die Kirche eine immer sich gleich bleibende Verfassung empfangen; er lehrte vielmehr die Berechtigung zu Verfassungsänderungen, wenn die Zeiten und die Umstände sie erforderten. Er hielt es für nicht unerlaubt, an Stelle des einen Papstes vielleicht einmal mehrere priesterliche

---

Recht gut ist dagegen Friedbergs oben citirte Abhandlung und ebenso das Leipziger Reformationsprogramm Lechlers Der Kirchenstaat, und die Opposition gegen den päpstlichen Absolutismus im Anfang des 14. Jahrhunderts. (1870.) Lorenz Deutschlands Geschichtsquellen von der Mitte des 13. Jahrhunderts (1870) S. 309—313 giebt eine kurze Uebersicht.

*) Vgl. die merkwürdigen Erörterungen Occams bei Goldast II 788—819.

Personen gleichzeitig mit der Leitung geistlicher Angelegenheiten zu betrauen.

Das waren Sätze, die nur als Möglichkeiten, als erlaubte und der Erörterung freigegebene Möglichkeiten mehr angedeutet und dialektisch behandelt wurden, als daß ihre Vortrefflichkeit absolut behauptet worden wäre. Aber man sieht doch, wie weit von dem Boden göttlicher Rechtsordnung, wie die päpstliche Theorie sie auffaßte, die Geister der Menschen durch derartige Schriften abgeleitet werden mußten!

Der Kampf Ludwigs des Bayern gegen das Papstthum hat noch einer anderen Schrift das Leben gegeben, die noch tiefer eingriff in den damaligen Bestand der Dinge und noch kräftiger neuen Zeitströmungen präludirte.

Der Defensor pacis des Marsil von Padua ging von dem Gedanken aus, es sei des Kaisers Aufgabe, den Frieden im Lande zu bewahren: gestört wäre aber der Friede durch die Anmaßungen des Papstes und seiner Bischöfe: ihrer Zurückweisung widmete Marsil sein Werk. Ihm diente zunächst dazu eine genaue Definition der Grundbegriffe, von denen man dabei auszugehen habe; er kam dahin, „Kirche" wiederum zu erklären als die Gesammtheit aller Gläubigen und zu Kirchengliedern ebenso Geistliche wie Laien zu rechnen*): er trat ausdrücklich der Einschränkung des Begriffes auf die Geistlichen entgegen, wie sie in der Kirche allmählich Sitte geworden war.

Und mit dem größten Nachdrucke betonte er es, daß dieser Kirche Christus allein geistige Aufgaben gestellt; alle die biblischen Anführungen, alle die sonstigen Erörterungen, mit denen Rom auch über weltliche Dinge seine Autorität rechtfertigen wollte, widerlegte er mit sehr scharfsinniger, ins Detail eindringender Argumentation. Er stellte das Axiom auf, die Priester hätten keinen Rechtsanspruch auf weltliche Gewalt, sie hätten sich in weltlichen Dingen vielmehr dem Staate zu unterwerfen; weder ein Privilegium besonderen Gerichtsstandes noch

*) S. 112: dicitur hoc nomen ecclesia de universitate fidelium credentium et invocantium nomen Christi et de huius universitatis partibus omnibus. Et propterea viri ecclesiastici sunt et dici debent omnes Christi fideles, tam sacerdotes quam non-sacerdotes, eo quod omnes Christus acquisivit et redemit sanguine suo. (Ich citire den Defensor pacis nach der Ausgabe von 1599, die ich besitze.)

Freiheit von Abgaben wollte er ihnen gewähren, weder Gesetzgebung noch Jurisdiction noch Zwangsmacht erkannte er ihnen zu: ihnen gebühre das Recht der Sündenvergebung und der Excommunication, aber auch bei dem Ausschlusse aus der Kirche seien Garantien gegen den Mißbrauch dieser priesterlichen Vollmacht zu errichten: mit der Wirkung des Bannes für die Seele pflegten ja auch zeitliche und irdische Nachtheile verknüpft zu sein. Mit einem Worte, Marsil wollte in allen äußerlichen Lebenserscheinungen des kirchlichen Wesens die Geistlichkeit der Aufsicht und Controle des Staates unterordnen. Und ob der Ausschluß aus der Kirche gegen einen Menschen zu verfügen wäre, darüber sollte die kirchliche Gemeinde entscheiden, der Priester nur als technischer Rathgeber ihr Urtheil anleiten. *) Der christlichen Gemeinde legte Marsil überhaupt die größte Bedeutung bei.

Er hatte für den Staat als die beste Verfassung die Wahlmonarchie empfohlen, in der durch die Wahl des Volkes dem Besten die Staatsgeschäfte aufgetragen würden; und so meinte er auch die Bestallung eines Menschen zum Priester für einen bestimmten Kreis werde am sachgemäßesten der Gemeinde oder dem Regenten derselben überlassen **): auch hierbei sollte als den eigentlich Sachverständigen den Priestern selbst ein Gutachten über die Tauglichkeit des Candidaten vorbehalten sein. Selbstverständlich gebührte denselben Factoren, welche ihn eingesetzt, eventuell auch die Absetzung des untauglichen Geistlichen und die Aufsicht über seine Amtsführung.

Man sieht, wie von dem aufgestellten Kirchenbegriffe Marsil die Einrichtungen der Kirche abhängen ließ. Seine einfachen Grundsätze sah er in vollkommenstem Einklange mit der Ueberlieferung der heiligen Schrift; alle die entgegenstehenden Fabeleien und Behauptungen der Päpste und des kanonischen Rechtes verachtete und verwarf er mit radikaler Entschiedenheit: allein die Sätze der heiligen Schrift und ihre logischen Folgesätze sowie die Erläuterungen und Bestimmungen, welche ein allgemeines Concil gegeben habe, wollte er als Normen des Glaubens anerkannt haben. ***) Nicht päpstlicher Willkür, sondern dem

---

*) S. 162 f. 188 ff.

**) S. 285–292.

***) S. 299. 300: Nullam scripturam irrevocabiliter veram credere vel fateri tenemur de necessitate salutis aeternae nisi eas quae canonicae appellantur (wie er später definirt S. 302 canonicas scripturas quae in volumine

Concile der Kirche ertheilte er die Befugniß, die Differenzen des Dogmas zu entscheiden und über schwierige Fragen des kirchlichen Lebens Vorschriften zu erlassen.

An die Spitze der allgemeinen Kirche stellte Marsil wiederum das Concil der gesammten Kirche. Aber ein ideales Bild entwarf er von demselben, das der Wirklichkeit der letzten Jahrhunderte, jenen römischen Synoden, wie sie seit Gregor VII. die Päpste des 12. und 13. Jahrhunderts zusammengebracht und mißbraucht hatten, aufs äußerste widersprach.*) Alle Gemeinden sollten eine verhältnißmäßige Anzahl Deputirter zu demselben schicken, Geistliche und Nichtgeistliche, durch guten Lebenswandel und Kenntniß der Schrift dazu geeignete Personen. Marsil erörterte weitläufig, daß die Masse der Menschen allerdings im Concil nichts nützen könnte, daß man daher Einzelne deputiren müßte, Priester, die ja durch ihr Amt dazu berufen wären, und Laien, welche Kenntniß der geistlichen Dinge besäßen: die letzteren hätten mit den Geistlichen gemeinsam sich zu berathen.

Der Anspruch auf Mitgliedschaft des Conciles schien aus der Kenntniß der göttlichen Dinge erwachsen zu müssen; und vielfach, meinte Marsil, wären gebildete Laien darin den Bischöfen überlegen.**)

Die Obrigkeit hielt Marsil für verpflichtet, auf das Wohl der Kirche zu achten; ganz besonders betonte er, daß des römischen Kaisers

---

Bibliae continentur) vel eis quae ad has ex necessitate sequuntur aut scripturarum sacrarum sensum dubium habentium eis interpretationibus seu determinationibus quae per generale fidelium seu catholicorum concilium essent factae. Vgl. damit die sehr verwandten Sätze Occams (Goldast Monarchia II 410).

*) S. 366 ff. Ich hebe die hauptsächlichsten Sätze hier im Wortlaut aus: omnes mundi provinciae seu communitates notabiles secundum sui legislatoris humani determinationem et secundum ipsarum proportionem in quantitate ac qualitate personarum viros eligant fideles, presbyteros primum et non presbyteros consequenter idoneos tamen ut vita probatiores et in lege divina peritiores qui tamquam judices vicem universitatis fidelium representantes iam dicta sibi per universitates auctoritate concessa conveniant ad certum orbis locum in quo simul ea quae circa legem divinam apparuerint dubia utilia expedientia et necessaria terminari definient et reliqua circa ritum ecclesiasticum seu cultum divinum quae futura sint etiam ad quietem et tranquillitatem fidelium, habeant ordinare.

**) S. 312 ff.

Aufgabe die Berufung, Leitung und Ausführung des Conciles sei. Die auf der Hand liegenden Beispiele der älteren Praxis führte er dafür an. Und da er dem Staate allein die äußere Macht beigelegt hatte, so konnte er ja auch allein dem Staate den Auftrag geben, die Beschlüsse eines solchen Conciles in der Praxis durchzuführen. Marsil trug kein Bedenken, aus seinen Prämissen die sich ergebenden Folgerungen zu proclamiren!

Ganz rücksichtslos hatte er gesagt, an der Spitze der Kirche stehe das oecumenische Concil, und nicht irgend eine einzelne Person oder ein Collegium von Personen, nicht etwa der Papst mit seinen Kardinälen. Nichtsdestoweniger glaubte er über das Papstthum noch eine besondere Erörterung anstellen zu sollen.*) Allerdings, nicht als eine in der Schrift gegründete oder eine göttliche Einrichtung ließ er das Papstthum gelten, aber er war bereit es als das Ergebniß einer langen Geschichte zu respectiren und in den Organismus der Kirche aufzunehmen. Es erschien ihm zweckmäßig, daß eine einzelne Person mit einem kleineren Collegium von Rathgebern die formale Spitze der Kirche bildete: durch das Concil und durch die Staatsgewalt erst zu diesem Ende eingesetzt, könnte dieser eine Bischof auf die Lage der Kirche achten, Zweifel im Glauben und Leben der Gläubigen constatiren, sie dem Kaiser anzeigen und das Concil einzuberufen beantragen. Hiernach wäre der Papst gewissermaßen der Commissar des Conciles in der Zwischenzeit zwischen zwei Concilen, mit der Sammlung und Vorbereitung des Materiales beauftragt; auf dem Concile selbst hätte er den Vorsitz zu führen, die formale Leitung der Verhandlungen, die Redaction der Beschlüsse zu besorgen: er wäre eine Art von Ehrenpräsident der Kirche, das Haupt der technischen Rathgeber der Staatsregierungen und Gemeinden für geistliche Dinge, der als solcher genau nach den Vorschriften des Conciles und den Gesetzen des Staates eine Anzahl interimistischer, einleitender, und im Detail ausführender Verfügungen seinerseits erlassen dürfte. Aber diese ganze Einrichtung begründete Marsil nicht sowohl auf ein Princip, als vielmehr auf die Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit, welche sie in der Praxis haben müßte. Er wollte sie dem Bischof von Rom zugestehen, aber auch dies nicht aus principieller Hochachtung vor demselben oder vor seinen

*) S. 292 ff. 328 ff. bes. S. 332.

Tendenzen, sondern nur in Anlehnung an den Gang der Geschichte und in Rücksicht auf die Bedeutung der Stadt Rom. Die Anordnung des allgemeinen Conciles und der kaiserliche Wille wären und blieben die einzigen Quellen dieses so definirten Primates: ausdrücklich stellte Marsil die Möglichkeit auf, daß die christlichen Gemeinden auch einmal an dem Verhalten Roms Anstand nehmen und einen anderen Bischof an ihre Spitze stellen könnten, wie ja die Pariser Universität an Kenntniß des göttlichen Gesetzes und der heiligen Schrift offenbar Rom überlegen sei.*)

Das war der Widerhall der Bullen Bonifaz' VIII. und der Panegyriken der curialistischen Autoren! Lange war das Papalsystem unangefochten geblieben, immer größere Gewalt hatten die Päpste an sich gerissen: alles hatte man ohne ernstlichen Widerspruch gegen das Princip hingenommen, die ideelle Basis desselben anerkannt und gläubig verehrt, auch wo man in der Praxis einzelnen Anwendungen sich widersetzt. In trunkenem Uebermuthe hatte sich der Herr der Welt an seinen Theorien berauscht: gleichsam zum Abbilde Gottes, zum Stellvertreter Gottes auf Erden erhob ihn die blasphemirende Schmeichelei seiner Creaturen: von ihm galt keine Berufung an Gott, da Gottes und des Papstes Urtheil eines und dasselbe sein mußten.**)

Dieser fast übermenschlichen Uebertreibung der geistlichen Ansprüche entgegnete das neu belebte Gefühl des staatlichen Principes. Das Weltliche mußte gegen diese Gestaltung des Geistlichen reagiren. An manchen Stellen war im 14. Jahrhundert die Unterscheidung der weltlichen und geistlichen Sphären, die Abwägung der Functionen des Staates und der Kirche schon gemacht. Gerade als die Ansprüche des Papstthumes auf das höchste sich spannten und als man im Einzelnen und Kleinen den Nationen Europas die Folgen päpstlichen Regimentes

*) S. 446.

**) Papa in terris Dei vicem gerens, a quo spiritualia et temporalia esse non ambigimus, potestatem temporalem et spiritualem pro certo habet. — Solus papa dicitur esse vicarius Dei, quia solum quod ligatur vel solvitur per eum, habetur solutum et ligatum per ipsum deum. Sententia igitur papae et sentencia Dei una sentencia est. Nullus potest appellare a papa ad deum, quia una sentencia est et una curia dei et papae. So Triumphus. Und ein ein Glossator des Kirchenrechtes sagt geradezu: Credere Dominum Deum nostrum papam sic non potuisse statuere prout statuit, haereticum censeretur. Vgl. Friedberg S. 96 ff.

fühlbar machte, gerade da erhob sich der Gedanke des Staates und suchte die Kirche auf ihr eigentliches Gebiet zurückzuführen. Nirgendwo geschah das principieller, kräftiger, consequenter als in dem Defensor pacis. Sein Raisonnement ist ein fast modernes; und dringt man durch die scholastische Hülle des Autors hindurch, so fühlt man, wie er zum Ziele trifft und wie er siegesgewiß und durchschlagend seine Argumente gruppirt.

In seltsamer Weise erscheint dieser kaiserliche Jurist des 14. Jahrhunderts als Vorläufer, als Bahnbrecher der Reformatoren des 16. Jahrhunderts. Das Princip der christlichen Gemeinde als das maßgebende Fundament der Kirche, das Aufsichtsrecht des Staates über und in der Kirche, die Umwandlung der katholischen Hierarchie in ein aus Zweckmäßigkeitsgründen gerade so geordnetes Organ der Gemeinden — in allen diesen Dingen hat Marsil Theorien vorgebildet, welche erst eine spätere Entwicklung zu verwirklichen den Muth gefaßt hat.

Im 14. Jahrhundert war es noch nicht an der Zeit, in so radikaler Weise die Kirche des Mittelalters niederzubrechen. Der Dunstkreis der Kirche hielt die Geister und Gemüther der Menschen doch noch zu fest umfangen, als daß ein damals lebender Mensch mit Nachhaltigkeit und mit Ausdauer diese Principien gegen Rom hätte aufrecht erhalten können.

Oft geschildert ist der Verfall und die Corruption der Kirche im 14. Jahrhundert. Das größte Gewicht der Schuld — darüber ist kein Zweifel möglich — trägt an diesem Zustande das Papstthum, das alles und jedes Maaß verkannte und verletzte und alles und jedes Recht außer dem eigenen ignorirte und vernichtete. Es konnte nicht ausbleiben, daß auf allen Seiten eine Einschränkung des päpstlichen Absolutismus angestrebt und herbeigewünscht wurde. Und die Nachwirkungen jener literarischen und praktischen Fehden zur Zeit Ludwigs des Bayern, welche den Defensor pacis ins Leben gerufen, machten sich am Ende des 14. Jahrhunderts fühlbar gegen die steigende Fluth päpstlichen Uebermuthes und päpstlichen Frevels.

Wir sahen, in die Details der Kirchenverwaltung suchte sich das weltherrschende absolute Papstthum seit dem 13. Jahrhundert einzumischen. Den einzelnen Bischöfen und den mit der localen Verwaltung der Kirche beauftragten Organen hatte man ihre Rechte beschränkt oder durch vom Papste herstammende Exemtionen gestört. Man hatte

große Geldopfer von den Kirchendienern für das Papstthum verlangt. Man hatte die Vergebung aller Kirchenämter und Kirchenpfründen der ordentlichen Machtbefugniß der Bischöfe zu entziehen und dies ganze ausgedehnte Gebiet der römischen Curie zu überweisen sich vorgesetzt. So hatten sich die Ansprüche Roms entwickelt und ausgebildet: in verschiedenem Umfange und mit verschiedenem Erfolge setzte man sie in den einzelnen Staaten Europas in der Praxis durch.

Am selbständigsten war die Landeskirche in England geblieben. Auf die Wahlen der Bischöfe hatte hier einen entscheidenden Einfluß das Königthum auch nach dem Investiturstreit behauptet. Die päpstliche Einmischung war im 12. Jahrhundert schon durch das Landesrecht abgewiesen worden; und mochte auch in einigen Fällen, besonders im 13. Jahrhundert, der römische Papst eines Einflusses auf die englischen Landesgeschicke sich bemächtigen, so waren das doch nur vorübergehende Fälle, weit mehr die Früchte augenblicklicher politischer Constellationen, als die Wirkungen einer rechtlichen Stellung im englischen Kirchenwesen oder Staatsrecht. Im 14. Jahrhundert, als sich das englische Staatsleben in der glorreichen Regierung der Eduarde zu voller Kraft und echt nationalem Sein consolidirte, da gelang es, die Selbständigkeit der englischen Landeskirche mit Nachdruck zu schützen. Eduard III. schnitt jeden Versuch päpstlicher Jurisdiction auf englischem Boden ab; er wahrte den ordentlichen Gerichten Englands ihre volle Bedeutung; er erkannte Verleihung von Pfründen in England durch das Papstthum nicht an: die parlamentarische Gesetzgebung von 1350 und 1353 sicherte den englischen Kirchenoberen das Collationsrecht englischer Kirchenbeneficien und belegte eine Berufung von englischen Gerichten an außerenglische (d. h. päpstliche) Tribunale mit schweren Strafen. Auch die Besteuerung der englischen Kirche durch den Papst wurde wiederholt eingeschränkt, und das feste Auftreten des englischen Königs und des englischen Parlamentes erzwang 1375 sogar eine Art von Anerkennung des Statusquo durch den widerwilligen Papst.*) An Versuchen, den Zustand zu stören, fehlte es nachher nicht, aber sie hatten keinen nennenswerthen Erfolg: man kann sagen, die Selbständigkeit

*) Die einzelnen wichtigen Gesetze sind in den Hauptstellen abgedruckt bei Gieseler Kirchengeschichte II 3. S. 125—130: da ist dies Verhältniß leicht zu übersehen. Vgl. jetzt auch das schöne Werk von Lechler Johann von Wicliff und die Vorgeschichte der Reformation. 2 Bde. 1873 bes. I, 209 ff. 351 ff.

einer englischen Landeskirche führt sich auf jenes Jahrhundert zurück. Und daß die geistige Strömung, welche durch Wicliff in England hervorgerufen wurde, diese Eigenartigkeit und Autonomie der englischen Kirche nur unterstützen und fördern und befestigen konnte, das liegt offen auf der Hand.

In den spanischen Reichen treffen wir im 14. Jahrhundert auch schon auf Spuren und Ansätze, daß die Staatsgewalten den römischen Einfluß abzuschneiden und kirchliche Ansprüche in gewisse Grenzen einzuengen versuchten.

In Frankreich hatte sich im 13. Jahrhundert schon die Staatsgewalt auch der Kirche bemächtigt. Die Angriffe Bonifaz VIII. hatten hier das Resultat gehabt, daß in Avignon auf französischem Boden das Papstthum sich niederließ und daß durch das 14. Jahrhundert hindurch eine Art von Compromiß zwischen König und Papst sich aufrichtete. Mit thatsächlicher Zustimmung der Krone, — weil eben thatsächlich man auf ihre Wünsche vielfache Rücksichten nahm, — baute sich die päpstliche Herrschaft über die Kirche an: päpstlichen Steuerauflagen wurde Raum gemacht, weil der Papst einen Theil des Ertrages dem Könige mittheilte; päpstliche Ernennungen zu französischen Pfründen kamen vor, weil vielfach auf diesem Wege die Günstlinge der Krone zu Aemtern gelangten. Der ganze Apparat von Reservationen und Annaten, mit dem das Papstthum damals die Kirchenregierung ausstatten wollte, wurde Frankreich gegenüber in seiner vollsten Ausdehnung geltend gemacht. Nirgendwo waren die Klagen über finanzielle Ausbeutung der Kirche durch die Päpste lauter oder begründeter als gerade hier. Jene pragmatische Sanction Ludwig des Heiligen schien damals ganz außer Kraft getreten zu sein.

Auch in Deutschland hatte man päpstliche Eingriffe reichlich zu erdulden. Hier war seit dem Sturze der Kaisermacht und seit der Befestigung der Territorialgewalten der alte Einfluß der deutschen Könige bei Bischofswahlen zum Theil auf die Landesfürsten übergegangen. In die Besetzung der niederen Pfründen mischte sich aber auch hier das Papstthum jener Zeit mit seinen finanziellen Forderungen ein. Auf Unlust und Unwillen stieß es in Deutschland nicht minder als anderwärts.

Und allenthalben mußte man doch eine Beobachtung anstellen, die zu gründlicher Erwägung dieses Zustandes einladen mußte. Kein Mensch konnte etwa glauben oder zu der Ansicht hingeführt werden,

daß durch diese Einmischung Roms in die inneren Angelegenheiten der localen Kirchen der religiöse Sinn oder die sittliche Tüchtigkeit der Kirchendiener gehoben und befördert würde. Im Gegentheil, von allen Seiten wurde der Thatbestand betont, daß gerade unter der päpstlichen Regierung die Beschaffenheit der Geistlichen herabsinke und herabsinken müsse. Und die Beschwerden über die Laster und Gebrechen und Sünden der Cleriker, die so tausendfach in der Literatur des 14. Jahrhunderts auftauchten, sie wiesen alle auf die römische Vielregiererei als den Sitz des Uebels hin.

Diese Erörterungen standen im engsten Zusammenhang mit der Erstarkung des staatlichen Sinnes, mit der Erhebung des Staatsgefühles in Frankreich, in England und auch in Deutschland, wie sie im 14. Jahrhundert allmählich eintrat. In Deutschland verweigerte man eine Zeit lang dem Papste Johann XXII. Obedienz und Anerkennung; das Interdict, das er über König Ludwigs Anhänger aussprach, fand keinen Anklang und keine Folge; den Sätzen Marsils von Padua dagegen riefen viele Stimmen unzweifelhaften Beifall zu. In dieser Lage mußte man sich der Behauptungen jenes Occam erinnern, welcher die Möglichkeit aufgestellt und vertheidigt hatte, daß eine Aenderung der Kirchenverfassung erlaubt sei: ja er hatte den Fall auch ausführlich erörtert*), daß man wegen Ketzerei des Papstes ihm den Gehorsam zu verweigern verpflichtet, oder daß die Wähler einen Papst zu wählen sich nicht vereinigen könnten: dann würde es gestattet sein, mehrere Päpste neben einander zu dulden in den verschiedenen Ländern Europas, wie ja auch die verschiedenen Länder selbst ihre verschiedenen Regenten besäßen, — eine Meinung, die wir als Consequenz einer Zeitströmung der damaligen Epoche wohl auffassen und verstehen, die aber auf das allerentschiedenste der Idee der mittelalterlichen Kirche selbst widersprach.

Das Papstthum des 14. Jahrhunderts war von Frankreich beherrscht. Und gerade in dieser Lage hatte es alle die unwürdigen Eigenschaften entfaltet, über welche alle Welt klagte. Im Jahre 1378 gelang es den Italienern in Urban VI. wieder einen italienischen Papst zu erhalten, der auch sofort den ernsten Willen zeigte die schreiendsten Mißbräuche zu beseitigen. Aber es war kaum zu erwarten, daß die

---

*) Goldast II 816. Vgl. auch Lechler 1, 125.

Franzosen sich diese Machtschmälerung würde gefallen lassen. Sie stellten wenige Monate nachher ihrerseits einen französischen Papst auf, Clemens VII: das große Schisma war ausgebrochen.

Ein denkwürdiger Zustand trat damit ein. Es gab jetzt zwei Päpste, von denen ein jeder behauptete der rechtmäßige Nachfolger Petri, also der Stellvertreter Gottes auf Erden zu sein. Der Eine bekämpfte den Andern mit geistlichen, aber auch mit sehr weltlichen Waffen und Streitmitteln: gegenseitig that man sich in den Bann und suchte den Anhang des Gegners sich einander abzujagen und zu sich herüberzuziehen. Nach der Ansicht der Kirche war ein Papst der echte, also mußte der kirchliche Sinn durch dies Gebahren aufs heftigste sich verletzt fühlen. Und auch die finanzielle Erpressung steigerte sich jetzt noch, da für zwei päpstliche Hofhaltungen und Verwaltungscollegien die Kosten von der Kirche aufgebracht werden mußten.

Man hat nun dies Schisma, das nahezu vierzig Jahre hindurch die allgemeine Kirche gespalten hat, damals meistentheils als ein großes Unglück angesehen und beklagt, und auch die spätere Geschichtschreibung sieht in ihm den Höhepunkt des kirchlichen Verfalles. Es ist nicht zu leugnen, daß alle Schäden und alle sittlichen Mängel der mittelalterlichen Kirche üppig damals ins Kraut schossen und daß die Abnahme der Religiösität in der Kirche damals offen zu Tage lag. Daneben aber gelangte in dem Schisma auch dasjenige Motiv zum Durchbruch, dessen Entwickelung wir hier verfolgt haben und dem eine innere, in gewissem Grade auf historischer Basis beruhende Geltung nicht wird bestritten werden dürfen.

Durch die absolutistische Tendenz des Papstthums und durch seine Einmischung in die innere Verwaltung aller einzelnen Kirchengebiete, durch jene übermäßige und ungesunde Concentration des kirchlichen Lebens war eine relativ berechtigte Reaction hervorgerufen. Gerade in der damaligen Situation hatte der neu erwachte Gedanke des Staates zu den ersten Ansätzen des Landeskirchenthums hinführen müssen. Die weltlichen Obrigkeiten hatten sich im Kampfe gegen das die Zügel des Kirchenregimentes straffer anziehende Papstthum veranlaßt gesehen, ihrerseits in die kirchlichen Dinge überzugreifen: da kirchliche und weltliche Einrichtungen auf das engste in einander verschlungen und verkettet waren, schien es ein Gebot staatlicher Nothwendigkeit so zu verfahren. Auf dem Boden dieser Praxis und der durch sie erzeugten

Theorieen konnte auch die Idee einmal auftreten, ob überhaupt das Papstthum als das Einheitsband der Kirche nothwendig oder nützlich sei, ob es sich nicht mehr empfehle, an die Spitze jeder Landeskirche einen Geistlichen, gleichsam einen Landespapst zu erheben.

Es konnte scheinen, als ob das Schisma diese Idee zu verwirklichen den Anfang machte.

Eine Zeit lang schwankten einzelne der Nationen, wohin sie ihren Gehorsam richten sollten. Die spanischen Reiche blieben mehrere Jahre neutral: endlich schlossen sie sich dem Franzosen Clemens VII. an. Aber Castilien suchte, ganz auf dem Boden der landeskirchlichen Bestrebungen, eine gesicherte rechtliche Selbständigkeit sich zu bewahren, indem es bei der Unterwerfung dem Papste den Verzicht auf sein Ernennungsrecht, seine Reservationen und Geldzahlungen auflegte. Deutschland entschied sich bald für den italischen Papst Urban und die ihm nachfolgenden Päpste. In England traf das Schisma zusammen mit der autonomen antirömischen Strömung: Wicliff forderte seinen König geradezu auf, um die streitenden Päpste sich nicht zu kümmern, die Angelegenheiten der englischen Kirche mit einer englischen Synode zu ordnen; dennoch hing England schließlich den Italienern an. Die Franzosen hatten natürlich von Anfang an sich dem französischen Papste angeschlossen. Aber sie wurden doch irre in ihrer Haltung, besonders nach Clemens' Tode: sie kamen endlich 1398 dahin, förmlich und feierlich mehrere Jahre hindurch sich der Obedienz des neuen Papstes Benedikt XIII., eines Spaniers, zu entziehen.

Ueberhaupt, es standen zwei Gruppen sich dreißig Jahre lang gegenüber: die italienischen Päpste mit ihrem Hoheitsgebietevon Deutschland, England und den nordischen Völkern, und auf der andern Seite die französisch-spanische Obedienz. Es sah aus, als ob diese Situation sich einleben und befestigen könnte.

Wohl als eine Nachwirkung der Ockam'schen Sätze hatte man an verschiedenen Stellen die Meinung, Gottes Wille sei diese Theilung der Kirche unter mehrere Päpste und ein solcher Wille Gottes müsse von den Menschen geachtet und befolgt werden.*) Und ganz offen

*) Langenstein in dem berühmten consilium pacis de unione ac reformatione ecclesiae in concilio generali querenda (1381) sucht diese Ansicht zu widerlegen (Opera Gersonii II 809 ff.).

wurde die Ansicht vertreten und ausgesprochen, es komme für die kirchliche Sache nicht darauf an, wie viele Päpste gleichzeitig existirten: es könnten sehr wohl nicht nur zwei oder drei, sondern zehn oder zwölf, ja für jedes einzelne Reich könnten besondere Päpste eingesetzt werden, die unter sich an Macht und Bedeutung einander gleichgestellt würden.*)

Das waren die letzten Früchte des Gregorianischen Papalsystems! Nun stand die Einheit der Kirche selbst in Gefahr, durch die Landeskirchen zerrissen zu werden. Die verwirklichten Herrschaftsgelüste des römischen Papstes hatten es erreicht, das Resultat der Kirchengeschichte, die allgemeine Kirche selbst, in Frage zu stellen.

Sollte es aber wirklich am Ende des 14. Jahrhunderts möglich gewesen sein, diesen Umschwung durchzuführen? Nein, so lange man den principiellen Boden der mittelalterlichen Kirche nicht verließ, mußte auch die Idee der Einheit der allgemeinen Kirche in Kraft bleiben und die innere Einheit folgerichtig sich auch in dem äußeren Bau eines einzigen Ganzen darstellen. Wer im Geiste der mittelalterlichen Kirche fortlebte, mußte den damaligen Zustand als ein allgemeines Unglück der Christenheit betrauern und die territorialen Gelüste zu überwinden sich aufgefordert fühlen.

Es fehlte gleich Anfangs nicht an Stimmen, die dazu aufriefen. Eine umfangreiche und durch ihren inneren Gehalt bedeutende Literatur liegt vor, welche die Beseitigung des Schisma angestrebt hat. Die Universität von Paris, das Centrum theologischer Wissenschaft, bemühte sich Jahre lang, die frühere Einheit der Kirche herzustellen und das Schisma zu heilen. Und in dem Nothstande der Kirche, in dem das Tribunal ermangelte, das über die Rechtmäßigkeit Eines der Papstprätendenten entschieden hätte, tauchte die Idee auf, ein allgemeines Concil der Kirche sei das hierzu geeignete Organ. Und wie einmal diese Meinung weiter um sich gegriffen und sich festgesetzt hatte, da

*) Als die Universität Paris 1394 zur Beseitigung des Schisma ein Concil vorschlug, richtete sie an Clemens VII. die Bitte, sich dieser Bemühung anzuschließen. In ihrem Schreiben heißt es: Exurgendum tandem aliquando ad pacem est, nisi schisma perpetuum in ecclesia Christi avertere proponimus, quia jam eo ventum est et in tantam perniciem erroremque res processit ut plerumque passim et publice non vereantur dicere, nihil omnino curandum esse quot papae sint et non solum modo duo aut tres, sed decem aut duodecim, imo et singulis regnis singulos praefici posse, nulla sibi invicem potestatis aut jurisdictionis autoritate praelatos [bei Bulaeus IV 700].

kam man auch dazu, diesem Concile die weitere schwierigere Aufgabe zu stellen, die so vielfach angegriffenen Punkte im kirchlichen Zustande alle zu erörtern und eine Heilung der Schäden anzubahnen. Wer dies Concil zu berufen habe, konnte zuletzt nicht wohl zweifelhaft sein, — die weltliche Obrigkeit, der römische Kaiser.

Nach langen und schwierigen Discussionen und Verhandlungen arbeitete sich diese conciliare Idee auch in der Praxis durch. Alle particularen Versuche der Abhülfe waren gescheitert: nur dadurch kam man zum Ziele, daß 1408 auf beiden Parteien der Beschluß der Neutralität zwischen den Päpsten durchdrang, daß die beiden Parteipäpste die Obedienz ihrer Partei verloren. Und darauf suchte dann ein Concil in Pisa 1409 den Zwiespalt zu bannen, indem es beide Päpste verwarf und ein neues Haupt für die ganze Christenheit bestellte. Die beiden andern wichen allerdings nicht freiwillig vom Platze, aber ihr Anhang war jetzt ein sehr kleiner: eine Weile regierten Alexander V. und nach ihm Johann XXIII. die größte Mehrheit der christlichen Welt. Daß Johann in frechstem Hohne alle alten Mißbräuche zu verstärktem Leben erneuerte und die verheißene Reformation ungescheut vereitelte, das wurde Anlaß zu neuem Hader. Ende 1414 kam aufs neue ein Concil zusammen, welches die 1409 halb gethane Arbeit zu vollenden entschlossen war.*)

Das Concil von Costnitz bildet in der Geschichte der allgemeinen Kirche eine seltsame Episode. Auf die Reminiscenzen der älteren Zeit ging man zurück: die leitenden Theologen — d'Ailly, Gerson, Clemangis, Zabarella — hatten sich ein neues Bild kirchlicher Verfassung ausgedacht, das vielleicht dem älteren Christenthum in einzelnen Dingen sich annnäherte, das jedenfalls in dem Studium der älteren Zeit seine Wurzeln hatte, das aber ganz unzweifelhaft und ganz offenkundig die Geschichte der letzten Jahrhunderte als nicht geschehen oder nicht verbindlich ausgab und zu der Tradition des Mittelalters in den heftigsten Gegensatz sich stellte. Eine kühne, großartige Idee schwebte den geistigen Vätern des Concils vor: vom Hauche der neuen Literatur

*) Statt vieler einzelnen Anmerkungen verweise ich auf das hervorragende und in der Erkenntniß dieser Dinge geradezu Epoche machende Werk von Hübler "Die constanzer Reformation und die Concordate von 1418 (1867). Für Einzelnes mag auch Schwab Johannes Gerson, Professor der Theologie und Kanzler der Universität Paris (1858), noch verglichen werden.

des 14. Jahrhunderts waren sie ergriffen und belebt. Aber ihr Werk war deshalb nicht minder eine Neuerung in der geschichtlich gewordenen Kirche ihrer Zeit, eine Abweichung von den Traditionen der mittelalterlichen Kirche, eine Schöpfung, die nicht lange ihre Schöpfer überlebt und in der Weiterexistenz der katholischen Kirche nicht lange Bestand gehabt hat.

Und was war der Grund des Scheiterns jener Reformen, welche die Concile zuerst zu Costnitz und dann zu Basel versucht haben? Verschiedene Momente werden sich anführen lassen: die Unlust des Papstthums zu irgend welchen eingreifenden Reformen, der Widerstreit der Reformwünsche und Parteitendenzen unter sich, der Mangel an wirklich geeigneten Führern, welche Concil und Kirche und Papstthum und die weltlichen Mächte zusammengehalten und zu klar erschautem Ziele hingeleitet hätten: — alles das hat zu dem negativen Ergebnisse mitgearbeitet und mitgeschoben. Das innerste Motiv ist doch noch ein anderes: es ist die Halbheit in der ganzen Bewegung selbst.

Die Absicht war, die Verfassung der Kirche zu ändern: den päpstlichen Absolutismus aus der Verwaltung abzuschaffen und eine Vereinigung der einzelnen Kirchenkörper unter einem aristokratischen Organe der Gesammtheit an die Stelle zu setzen. Es handelte sich um eine Frage der äußeren Kirchenverfassung: irgend ein Princip des religiösen Lebens wurde davon gar nicht berührt. Niemals aber können große Umgestaltungen im Leben der Menschheit durchgesetzt werden einzig und allein mit formalen Aenderungen oder mit äußerlichen Verschiebungen einzelner Institute. Die mittelalterliche Kirche in ihrem Wesen und ihrem Grunde wurde nicht angetastet durch die Controverse, ob der Papst oder das Concil an ihrer Spitze zu stehen habe; ja wie einmal historisch sich die Dinge entwickelt hatten, war es viel natürlicher und viel logischer den Papst an seiner Stelle zu belassen, statt mit einer Verfassungsänderung der historisch anders gewordenen Kirche erst zu experimentiren: für die religiösen Interessen der Menschheit war durch die geplante Aenderung nichts zu erwarten.

So lange das Princip der mittelalterlichen Kirche selbst nicht durch einen neuen religiösen Impuls angegriffen wurde, war eine Umgestaltung der Kirchenverfassung ziemlich aussichtslos: so lange konnte das Papstthum als das Product der kirchlichen Geschichte und wohl

auch der kirchlichen Logik sich siegreich gegen derartige Anfechtungen kirchenparlamentarischer Gelüste und Anläufe behaupten.

So viel zur Orientirung des historischen Gesammturtheiles. Innerhalb unserer Aufgabe liegt es, noch auf einzelne Züge im Bilde des Costnitzer Concils die Aufmerksamkeit zu richten. Zunächst kann der gewaltige Einfluß der Literatur des 14. Jahrhunderts, jener Ideen und Erörterungen, wie sie Occam und Marsil ausgestreuet hatten, nicht übersehen werden: das Concil erhob sich als die höchste Autorität über das Papstthum. Johann XXIII. wurde abgesetzt, und vom Mai 1415 bis November 1417 blieb der Stuhl Petri leer: das Concil war in diesem Provisorium auch äußerlich und sichtbar das die Kirche vertretende Organ.

Wie anders war die Zusammensetzung dieser allgemeinen Synode als bei jenen, welche in letzter Zeit das Papstthum versammelt hatte. Das Recht der Bischöfe trat in die gleiche Linie mit andern Gliedern der Kirche, und Abgeordnete der weltlichen Mächte waren auch zugegen; der römische König Sigismund war der eigentliche Leiter der Sache: kurz, das Bild Marsil's schien in Constanz lebendig und wirklich geworden zu sein.

Eine directe Nachwirkung des Zustandes, wie er während des Schisma gewesen, war das geschlossene Auftreten der landeskirchlichen Gruppen, der Nationen. Das territoriale Moment erhielt damit gleichsam eine Art officieller Anerkennung. Bekanntlich wurde in Costnitz eine Berathung und Verhandlung nach „Nationen" beliebt: Deutsche, Engländer, Italiener und Franzosen, zu denen Herbst 1416 als fünfte Partei die Spanier hinzukamen, besprachen und beriethen unter sich die einzelnen Fragen, und erst aus den Beschlüssen dieser einzelnen Körper wurden die Gesammtresultate gewonnen; galt es eine Angelegenheit reiflich und eingehend zu discutiren, so wurden vorberathende Commissionen beauftragt, in welche man aus jeder Nation die gleiche Anzahl von Vertretern deputirte.

Das Concil war berufen, drei Aufgaben zu lösen: die eingebrochene Ketzerei zu beseitigen, die Einheit der Gesammtkirche herzustellen, eine Reform an Haupt und Gliedern anzubahnen. Das erste war das leichteste: Wicliffs und Huß' Lehren wurden verworfen. Schwieriger schon war die Einsetzung eines neuen, allen Landeskirchen genehmen Papstes. Jedoch man kam damit zum Ziele; und im No-

vember 1417 hatte die Kirche wieder in Martin V. ein einziges, allseitig anerkanntes Haupt. Man hatte darüber lange gestritten, ob die Papstwahl der allgemeinen Reformation vorauszugehen oder nachzufolgen habe: man hatte Martin V. erst gewählt, nachdem das Princip der Reform feststand und eine Anzahl von Axiomen für das kirchliche Leben proclamirt war. Die Hoheit des ökumenischen Concils, dem unmittelbar von Jesus Christus die höchste kirchliche Autorität delegirt, dem Jeder in der Welt, auch der Papst, zum Gehorsam verpflichtet sei, war die Basis der ganzen Arbeit: daß in bestimmten Perioden regelmäßig ein solches Concil der Kirche zusammentreten müsse, wurde als Kirchengesetz mit verbindlicher Kraft für Alle und Jeden verkündigt: Gerson und d'Ailly setzten diese Bestimmung durch, eine Verfassungsänderung der Kirche, zu der die Theorie jener Tage berechtigt zu sein, für die sie durchgreifende Gründe anführen zu können glaubte.

Nun war die Mißstimmung in der Kirche und die Spaltung und Verwirrung der Geister doch vornehmlich deshalb eingetreten, weil das Papstthum mit seinen Ansprüchen unmittelbarer Herrschaft und mit seinen finanziellen Forderungen alle einzelnen Punkte der Kirche zu erfassen sich bemüht hatte. Dagegen also mußte sich die Tendenz der Reform sofort wenden. Während des Schisma war von einzelnen Ländern — so z. B. von Castilien 1381, von Frankreich 1398 und 1407 (wir kommen darauf zurück) — der Versuch gemacht worden, das Verhältniß des Papstes zur einzelnen Landeskirche selbständig zu ordnen im Sinne einer Machtbeschränkung des Papstthumes, ja es waren in Frankreich Maßregeln getroffen, auch ohne ein Papstthum die kirchlichen Angelegenheiten des Landes verwalten zu lassen. Aber zu einem festen und bleibenden Verhältniß hatte man es nirgendwo gebracht. Dem Generalconcile blieb gerade diese Aufgabe vorbehalten. Und daß diese Beziehungen zwischen dem allgemeinen Papstthum und den Einzelkirchen einer Neuordnung bedürften, hatte noch 1402 Gerson ausführlich dargelegt*): ihm galt es als ausgemacht, daß die Regierungsrechte des Papstes wesentlich einzuschränken wären, indem der kirchlichen Verwaltung in den einzelnen Ländern die entscheidenden Befugnisse beigelegt würden: natürlich, meinte Gerson, für den Unterhalt des Papstes und der Curie auf eine andere Weise zu sorgen, wäre

*) Vgl. Schwab S. 158—160, auch S. 171 ff.

man dann verpflichtet. Auf dieser Grundanschauung beruhte die Arbeit der Reformdeputationen und Reformbestrebungen in Constanz.

In der Verfassungsfrage standen sich zwei Anschauungen entgegen. Die Einen wollten dem Papste ein ganz allgemeines Anstellungsrecht für alle kirchlichen Aemter beilegen, sie wollten also die Praxis der päpstlichen Collationen, Reservationen und Annaten, wie sie die Päpste des letzten Jahrhunderts geübt hatten, conserviren. Die Anderen wollten das ältere Kirchenrecht erneuern, den ordentlichen Organen der Kirche in den einzelnen Ländern die Benificienverleihung zurückgeben, die Annaten ganz abschaffen oder doch die Zahlungen nach Rom auf das möglichst kleinste Maß einschränken. Und da nun die einzelnen „Nationen" des Conciles je nach ihrer geschichtlich gewordenen Lage und ihren Interessen in dieser Frage Partei ergriffen und hartnäckig auf ihren Meinungen beharrten, so schien es geradezu unmöglich, in dieser Frage der Reform zu einem allgemein gültigen Resultate zu kommen. Deutsche und Franzosen forderten Erneuerung der alten Gewohnheiten: Italiener und Spanier und Engländer waren mit dem damaligen Zustande zufrieden, die letzteren nur deshalb, weil die englische Landeskirche keine Eingriffe von Rom mehr erdulbete, und weil sie ihre parlamentarische Gesetzgebung als ein Sonderprivilegium Englands nicht durch eine allgemeine europäische Rechtsordnung in Gefahr bringen wollte; in ähnlicher Weise hatten sich Spanien und einzelne Theile Italiens schon gegen die Curie geschützt.

Aus dieser Lage ergab sich nur e i n Ausweg: man mußte die Absicht a l l g e m e i n e r Ordnung fallen lassen und sich mit p a r t i c u l a r e n Abmachungen für die einzelnen Landeskirchen begnügen. Ja es lag zuletzt auch nahe, allen diesen Beschlüssen über die äußere Kirchenordnung nur p r o v i s o r i s c h e Geltung zu leihen.

So geschah es. Einige Punkte konnten durch übereinstimmenden Beschluß des Conciles erledigt werden; das Meiste und Wichtigste aber wurde mit Berücksichtigung der verschiedenen Verhältnisse und Bedürfnisse der einzelnen Länder durch S e p a r a t c o n c o r d a t e zwischen dem Papst und dem Landeskirchen geordnet. Es kam zu einer rechtlichen Begrenzung der päpstlichen Reservationen und Exemtionen, zu einer bestimmt normirten Zahlungsverbindlichkeit von Seiten des französischen und des deutschen Clerus: der willkürlichen Ausdehnung seiner Befugnisse durch den Papst auf finanziellem und richterlichem Gebiete

wurden hier Schranken gezogen. Für die höheren Stellen galt das kanonische Wahlrecht der Kapitel, nur blieb dem Papste die Bestätigung des Gewählten und in Fällen ganz besonderer Natur auch ausnahmsweise das Recht der Ernennung. Bei den anderen Pfründen sollte die Verleihung alterniren zwischen dem Papste und dem betreffenden Ordinarius des Bezirkes. Die üblichen Abgaben nach Rom wurden gegen die bisherige Forderung bedeutend ermäßigt, — im Detail war dies in den einzelnen Concordaten verschieden geregelt worden.

Es war damit die radicale Absicht, das päpstliche Ernennungs- und Besteuerungsrecht auch Frankreich und Deutschland gegenüber ganz zu beseitigen, auf dem Concile gescheitert. In die günstigere Situation Englands vermochten Frankreich und Deutschland nicht einzubringen. Aber für ihre Anschauung war das doch eine große Errungenschaft, einmal daß man feste Normen gegen die willkürliche Ausbeutung erlangt, sodann aber auch, daß dies ganze Steuerverhältniß als ein nur provisorisches, auf fünf Jahre begrenztes, hingestellt wurde. Man hatte also der Billigkeit Gehör gegeben, daß man doch den Papst seiner üblichen Einkünfte nicht ganz berauben könne, und man hatte dafür den Vorbehalt eingetauscht, daß auf dem nächsten Concile eine Aenderung einzutreten habe: für diese definitive Regelung auf dem nächsten Concile hegten alle Theile ihre alten Wünsche und Tendenzen.

Aber das nächste Concil ließ auf sich warten. Allerdings, für rechtsverbindlich erachtete auch Papst Martin die Decrete des Conciles, also auch jene Verpflichtung, ein Concil bald wieder zusammenzubringen*): er that Schritte, in Pavia, in Siena ein solches zu versammeln: daß es nicht gelang, verursachte ihm kein Bedauern. Denn jene Concordate, die er für die Dauer von fünf Jahren mit den einzelnen Nationen in Costnitz geschlossen, waren 1423 schon abgelaufen, sie galten nicht als fortbestehend. Nun war es die Ansicht, daß die alten Rechte damit aufs neue in Kraft getreten wären: und Papst Martin machte nun auch seinen Anspruch auf Collationen und Annaten ohne die costnitzer Einschränkung wieder geltend.**)

*) Vgl. die vollständig zwingende Beweisführung von Hübler 257—280. Wie schwach ist dagegen die Erörterung von Hefele Conciliengeschichte VII S. 369 ff. Vgl. S. 103 f.

**) Hübler S. 324.

In Deutschland trat der alte Zustand wieder ein, und die alten Klagen über und wider das Papstthum wurden auch wieder laut. Mit neuer Kraft, ja mit gesteigerter Energie erschallte der Ruf nach einer „Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern", ein Verlangen, das seit 1418 auch einen ganz sichern, nicht abweisbaren Rechtsboden für sich hatte, wenn es ein neues Concil forderte.

Etwas anders gestalteten sich die Dinge in Frankreich.*) Wir berührten, wie sehr gerade hier man unter dem Druck des Papalsystems gelitten, wie man wiederholt in der Zeit des Schisma versucht, zu einer Ordnung in der französischen Landeskirche zu kommen. Als man 1398 sich dem Papste Benedikt entzogen, da hatte der König seiner Landeskirche den strengsten Befehl gegeben, allen päpstlichen Ernennungen und allen päpstlichen Geldforderungen die Achtung zu versagen: in Erinnerung an Ludwig IX. hatte er die „Freiheiten der gallikanischen Kirche" zu vertheidigen zugesagt. In der Praxis aber hatte sich damals bald herausgestellt, daß er sich der absoluten Regierungsgewalt über die Kirche bemächtigen und ihr recht beträchtliche Schatzungen auflegen wollte. Dann hatte er 1406 und 1407 eine Reihe von Gesetzen erlassen, zum Schutze der gallikanischen Freiheiten gegen Rom, durch welche factisch die Gewalt der Krone in kirchlichen Dingen verstärkt werden mußte: auch Einrichtungen waren damals getroffen, durch welche ohne einen Papst die Geschäfte der Kirchenverwaltung besorgt wurden. Auf dem Concile in Costnitz war bekanntlich die französische Meinung nicht durchgedrungen; aber gleichzeitig mit dem Concile, Ende März 1418, ordnete ein königliches Edict aus königlicher Machtvollkommenheit diese Dinge (die Collations- und Annatenfrage) nach der gallikanischen Doctrin. Ein Gegensatz bestand jetzt zwischen dem königlichen Gesetz und den Bestimmungen des in Constanz geschlossenenen Concordates, durch das in beschränkterem Umfange, wie wir wissen, die päpstliche Regierungsgewalt in Frankreich zugestanden war. Die Entscheidung, welches dieser Gesetze befolgt werden sollte, schwankte in den nächsten Jahren: in dem von den Engländern beherrschten nördlichen Theile Frankreichs wurde anders als in dem mittleren Landestheile verfahren. Schließlich traf der englische

*) Auch dies ist zum ersten Male durch Hübler S. 281—313 ins richtige Licht gesetzt worden.

Regent in Frankreich 1425 mit dem Papste ein neues Abkommen: Krone und Papstthum theilten sich in die Herrschaft über die französische Kirche: die Selbständigkeit der Kirche war zu Ende: Anstellungen und Abgaben fielen zum Theil dem Könige, zum Theil dem Papste zu.

Es war das erste Vorbild zu der neuen Erscheinung der Landeskirchen, in denen die Staatsgewalt einen Antheil an den vom Papste bisher geforderten Befugnissen und Rechten sich beilegte, in denen sogar über die geistliche Führung des Landesclerus der Staatsgewalt eine Art von Aufsicht, ein Reformationsrecht zuerkannt wurde. Diese Landeskirchen sind das charakteristische Product des 15. Jahrhunderts.

Wie im 14. Jahrhundert in England, so griffen im 15. in Frankreich und in Spanien die Staatsgewalten in die inneren ebenso wie in die äußeren Verhältnisse der Kirchen ein*): ein Verfahren, das wohl ab und zu die Päpste in Harnisch brachte und ihnen Verwünschungen und Weherufe entlockte, mit dem zu anderer Zeit aber sie sich auch abzufinden und vortheilhafte Compromisse aufzurichten sich bemühten.

Und so lag doch auch die Sache. Die von der Welt gewünschten Reformen in den kirchlichen Einrichtungen und Beziehungen, die Verbesserung vor Allem in jenem Verhältnisse Roms zu den Einzelkirchen hatte das allgemeine Concil nicht erlangt oder nicht behauptet; es hatte theoretische Sätze über die Stellung von Concil und Papst ausgesprochen, aber praktisch die administrativen Befugnisse Roms mit kleinen Einschränkungen seinerseits gutgeheißen. Jene Theorie der conciliaren Hoheit hatte aber für keinen Menschen in der Welt irgend welchen Nutzen; ja 1423 waren auch die costnitzer Beschränkungen des päpstlichen Absolutismus wieder verflogen. Da ist es kein Wunder, daß die politischen Mächte auf anderem Wege die Reform zu erringen sich anschickten, welche das theoretisch allmächtige Concil anzubahnen sich in der Praxis unfähig gezeigt.

Diese Erfahrung enthielt die vollständige Rechtfertigung der

*) Martin V. declamirte sehr hübsch gegen ein englisches Gesetz, execrabile statutum per quod ita rex Angliae de ecclesiarum provisione et administratione disponit, quasi vicarium suum Christus eum instituisset! u. s. w. (Gieseler II, 4, S. 48.)

Staaten, die damals über die Kirche ihre Macht neu aufleben ließen.

Einen erneuerten Versuch der Reformation unternahm aus kirchlicher Macht noch einmal das Concil von Basel*), das im December 1431 seine Arbeiten begann. Wiederum wurden die Grundsätze von Costnitz laut und deutlich verkündigt und mit bewußter Absichtlichkeit mehr wie einmal dem Papste seine Unterordnung unter das Concil eingeschärft. Jene Theorien, denen wir schon früher begegnet, tauchten in Basel wieder auf, daß das Papstthum nicht sowohl aus göttlichem Rechte als aus einer Zustimmung der einzelnen Kirchen, also aus Zweckmäßigkeitsrücksichten seine Stellung herleiten könnte, daß daher auch der Primat sehr wohl einmal an einen anderen Bischof kommen dürfte.**) Man trug in Basel Sorge, diese Sätze praktisch auszugestalten und das Selbstgefühl des römischen Papstes zu demüthigen.

Nachdem Eugen IV. sich gefügt, erging eine Reihe von Reformdecreten: die päpstlichen Reservationen wurden aufgehoben, die Annaten abgeschafft, das Wahlrecht der Capitel hergestellt, das Ernennungsrecht der ordentlichen Geistlichen zu den Pfründen ihres Sprengels erneuert; es wurde die regelmäßige Abhaltung von Diöcesan- und Provinzialsynoden angeordnet, welche über die Durchführung der Reformen wachen und die kirchlichen Angelegenheiten des betreffenden Bezirkes leiten sollten: kurz, in direkter Anknüpfung an die in Costnitz aufgegebenen Reformtendenzen entzog sich die Kirche der päpstlichen Regierungsgewalt.***) Als man dem Papste seine Finanzquellen versperrte, wurde der Vorbehalt gemacht, daß anderswoher eine pekuniäre Entschädigung ihm besorgt werden müsse: auf den Ertrag der Einkünfte des Kirchenstaates wurde er theilweise hingewiesen, daneben aber auch noch weiteres ihm in Aussicht gestellt. Aber man machte keine Miene, wirklich

---

*) Es genüge hier das vortreffliche Werk von G. Voigt Enea Silvio als Papst Pius II. und sein Zeitalter, in 3 Bänden 1856 ff. zu citiren. Die objective Darstellung des Historikers bildet einen wohlthuenden Gegensatz zu der parteiischen Auffassung des sog. liberalen Theologen Wessenberg. —

**) Vgl. die Aeußerung des Nicolaus Cusanus, die Gieseler II. 4. S. 63 excerpirt.

***) Die Decrete bei Gieseler 69 ff. Der Schriftwechsel zwischen Concil und Papst über die Entschädigung 75—77. Vgl. die Erörterung Voigts 75 ff. 109.

derartige Vorkehrungen anzubahnen. Daraus entspann sich der Conflict zwischen Concil und Papst. Mochten noch andere Motive dazukommen oder angegeben werden, die Ursache der Entzweiung war ohne Zweifel dieser rückhaltlose Schnitt ins Leben, in die Existenz des Papstthumes: seine Zurückführung auf eine so geringe Machtbedeutung, wie sie vor Jahrhunderten der „Nachfolger Petri" allerdings besessen, wie sie jetzt aber schon längst der „Stellvertreter Gottes auf Erden" überschritten hatte, — einen solchen Versuch die Kirche zu „reformiren" konnte nicht wohl das Papstthum sich gefallen lassen: es mußte das Spiel wagen, solcher Fesseln sich zu entledigen und das Concil über den Haufen zu werfen.

Papst Eugen, der gegen jene Decrete bei den weltlichen Mächten remonstrirte und die Landesfürsten ersuchte, ihre Geistlichen von Basel abzuberufen*), verlegte 1437 das Concil nach Ferrara. In Basel erhob man Anklagen gegen ihn, suspendirte ihn, und setzte ihn schließlich ab; ja man wählte dann einen neuen Papst — Felix. Ein neues Schisma in der Christenheit war also herbeigeführt, aber es hatte weder die Ausdehnung noch die Tragweite wie jenes des vorigen Jahrhunderts: dem Baseler Papste hingen wenige an, er spielte keine sehr erhebliche Rolle.

Die Entscheidung mußte von den großen Mächten gegeben werden. Von vielen Seiten wurde in den nächsten Jahren der Vorschlag gemacht, ein drittes neues Concil als höhere Instanz über den Parteien einzuberufen. Daneben tauchte auch einmal die Idee auf**), durch einen allgemeinen europäischen Fürstencongreß den Zwiespalt zu lösen. Man meinte: wem die Fürsten als Papst anhingen, der würde Papst sein: alle Welt richte sich im Glauben nach ihren Fürsten. Von französischer und von deutscher Seite wurden dafür wiederholte Unterhandlungen ins Werk gesetzt, aber nicht dadurch kam die Sache vor-

*) Gieseler S. 76 und 77. Die päpstliche Instruction giebt eine sehr interessante Erörterung über die einander gegenüberstehenden Principien.

**) Enea Silvio erörterte 1443 diese Möglichkeit des Fürstencongresses zur Entscheidung des Schisma; er sagte dabei: ille papa indubitatus esset cui omnes principes obedirent. Omnes hanc fidem habemus quam nostri principes; qui si colerent idola, et nos etiam coleremus. Et non solum papam sed etiam Christum negaremus urgente saeculari potestate (bei Gieseler S. 84). Vgl. Voigt 1, 329.

wärts. Vielmehr das war das entscheidende, daß sowohl Frankreich als Deutschland die Reformdecrete des Baseler Conciles zum Grundgesetze ihrer Landeskirchen annahmen.

Aus den kirchlichen Kämpfen zwischen Papstthum und Concil, zwischen Absolutismus und Episcopalismus, zwischen päpstlicher Monarchie und bischöflich-aristokratischer Ordnung ist nicht einer der streitenden Factoren als Sieger hervorgegangen: in ihnen sind vielmehr die Landeskirchen entstanden, in welchen, hier weniger, dort mehr, die Staatsgewalten einen Theil des Einflusses auf die Kirchenregierung für sich gewonnen und festgemacht haben.

Wir fassen die einzelnen Momente kurz und übersichtlich zusammen.

In Frankreich wurde durch die Ständeversammlung von Bourges 1438 die pragmatische Sanction erlassen, in welcher das gallikanische Kirchenprincip sich deutlich ausgeprägt hat. Wir erinnern uns, wie schon im 13. Jahrhundert die päpstliche Einmischung in die Jurisdiction und die Finanzen der französischen Kirche zurückgewiesen war, wie dann aber durch das Papstthum in Avignon in beiden Beziehungen eine Herrschaft über die französische Kirche ausgeübt worden, wie in Costnitz gerade die Franzosen mit besonderer Lebhaftigkeit die Beseitigung des neu eingeführten päpstlichen Collationsrechtes und Annatenanspruches gefordert hatten: theilweise waren damals Concessionen gemacht, in Basel wurden dann aber wieder radikal alle päpstlichen Prätensionen verworfen. Und diese Baseler Beschlüsse setzte nun die französische Staatsgewalt als Gesetz 1438 für Frankreich fest. Abgeschafft waren demnach in Frankreich die päpstlichen Annaten, die häufigen Appellationen ans Gericht des Papstes, die Reservationen und Exspectanzen, mit denen der Papst in die Pfründenvergebung einzugreifen gewohnt war: Freiheit der kanonischen Wahl wurde als leitendes Princip aufgestellt. Aber einige Zusätze modificirten dasselbe in einer sehr praktischen Weise: dem Könige blieb das Recht durch Bitte oder Empfehlung auf die Bischofswahl einzuwirken, den Großen im Lande blieb das Recht zu den Pfarrstellen ihres Patronates zu präsentiren, der Universität blieb ein ansehnlicher Theil aller einträglichen Pfründen reservirt. Und auch eine pekuniäre Entschädigung des Papstes wurde in Aussicht gestellt für das, was er hier verloren: eine

beschränkte Anzahl von kleineren Pfründen wurde seiner Verleihung reservirt.

Die pragmatische Sanction trat nun ins Leben durch die Anordnung der Staatsgewalt; und dem pariser Parlamente, dem höchsten Gerichtshofe des Landes, wurde jetzt aufgetragen, über die Ausführung dieses kirchlichen Grundgesetzes zu wachen. Es ist offenbar, welche Macht die Staatsregierung jetzt durch ihre Vorschläge und Empfehlungen und Bitten auf den Landesclerus ausübte. Wie viele Kirchenämter hingen jetzt von ihr ab! wie viele Beneficien vergab sie zufolge des von ihr in Anspruch genommenen Rechtes, bei einer kirchlichen Vacanz alle die von der einzelnen Stelle abhängenden und während der Vacanz erledigten Pfründen neu besetzen zu dürfen.*) Und auf der anderen Seite war und blieb eine Einmischung des Papstes sehr kräftigen Einschränkungen ausgesetzt: die französischen Cleriker konnten ohne königliche Erlaubniß ebenso wenig zum Papste sich hinbegeben als päpstliche Gesandte ohne eine solche Einlaß in Frankreich fanden. Päpstliche Erlasse blieben dem Placet des Königs unterworfen. Und wenn die geistlichen Gerichte in Frankreich nicht weniger als anderwärts ihre Competenz auch über manche Dinge erstreckten, die wir an die staatliche Jurisdiction ohne Zweifel weisen würden, so galt in Frankreich doch schon lange der Grundsatz, daß die geistlichen Gerichte für jeden Uebergriff über ihre Rechtssphäre hinaus der staatlichen Strafe unterlägen: eine Aufsicht der Krone gegen den etwaigen Mißbrauch geistlicher Befugnisse lag in den Traditionen dieses Staates. Und seit 1438 war es Sache des Pariser Parlamentes, darüber zu wachen, daß von geistlicher Seite keine Bestimmung der pragmatischen Sanction verletzt, kein Uebergriff der Geistlichen ungeahndet bleibe.

Dieser Zustand schlug Wurzel im Leben der Nation. König Karl VII. hatte die Früchte des Baseler Conciles in dieser Weise seinem Lande zugewendet; aber er hatte, in maßvoller und richtiger Politik, dem römischen Papste die Obedienz Frankreichs nicht entzogen; und er enthielt sich auch sehr weise jeden Eingriffes in die eigentlich

---

*) Vgl. Phillips Das Regalienrecht in Frankreich, ein Beitrag zur Geschichte des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche 1873. — Das grundlegende Werk für die Geschichte der gallikanischen Freiheiten bleibt immer noch Dupuy Preuves des libertés de l'église gallicane. 1638. Vgl. auch Friedberg Grenzen zwischen Staat und Kirche (1872) S. 475 ff.

geistlichen Angelegenheiten und Fragen. Nichtsdestoweniger stieß diese Einrichtung auf den Widerspruch Roms.*) Natürlich hatte Papst Eugen IV. die pragmatische Sanction nicht anerkannt, aber seine Einsprache machte keinen Eindruck. Pius II. erhob 1459 eine gewaltige Klagerede gegen das frevelhafte Treiben in Frankreich: ohne Genehmigung eines Conciles oder des Papstes sei die Kirchenverfassung in Frankreich geändert: vom Winke des Königes sei die Bischofsgewalt dort abhängig, weltliche Menschen säßen über geistliche zu Gericht, ja dem Pariser Parlamente scheine der Papst unterworfen zu sein: wenn das der Papst zulasse, so würde er die Kirche zu einem Ungeheuer, einer Hydra mit vielen Köpfen machen und die Einheit der Christenheit zerstören! Die Declamation des Papstes empfing eine scharfe Zurechtweisung vom französischen Könige und der Pariser Universität: man dachte nicht daran das Grundgesetz von 1438 fallen zu lassen; und wenn der Papst irgend welche Schritte gegen dasselbe thun sollte, so drohte man mit der Berufung eines neuen ökumenischen Conciles, einerlei ob ihm dies gefalle oder nicht. Mit Karl VII. kam Pius II. nicht zum Ziel. Aber dessen Nachfolger Ludwig XI. bewog er ihm zu Gefallen zu sein: 1461 wurde das Gesetz von 1438 durch königliches Edict abgeschafft. Die Folgen zeigten sofort, daß es nicht voller Ernst den Franzosen mit dieser Unterwerfung gewesen. Die Pariser Universität gab sich nicht zufrieden, und eine Reihe von Processen und Rechtshändeln spann sich an, in welchen die Franzosen die Bestimmungen der pragmatischen Sanction aufrecht erhielten. Der Rechtszustand war durch Ludwig XI. ein schwankender geworden: weder das Gesetz von 1461 noch das von 1438 waren völlig in Kraft: an Conflikten konnte es nicht mangeln. Versprechungen und Drohungen, allerlei Mittel, zu einer neuen Vereinbarung zu kommen, wurden abwechselnd ausgespielt — ohne Erfolg. Und mittlerweile war dem Papste durch seine Errungenschaft von 1461 noch wenig geholfen. Das Pariser Gericht that, als ob das Grundgesetz von 1438 noch fortbestehe; König Ludwig war zuletzt damit selbst einverstanden; er berieth die neue Einführung der Ordnung von 1438. Nach seinem Tode trugen die Stände

*) Gieseler 88, 137, 140 ff. Ueber Pius II. Bemühungen vgl. Voigt 3, 87 f, bes. aber 3, 180 ff.

von Tours 1484 förmlich darauf an, und Ludwig XII. endlich erhob 1499 aufs neue die Pragmatik zum Landesgesetz.

Die Störung des Rechtszustandes der französischen Landeskirche war also trotz zeitweiser Erfolge dem Papstthum nicht geglückt. Und mochte man fernerhin von kirchlicher Seite Einwendungen und Drohungen dagegen erheben, mochten Papst und Concil ausdrücklich die Pragmatik verwerfen und feierlich die Grundsätze päpstlicher Theokratie verkünden, die Grundzüge des im 15. Jahrhundert Errungenen haben sich auch weiter noch behauptet. Die Controverse zwischen Papst und König aber fand ihren Abschluß in dem Concordate, welches Franz I. und Leo X. im December 1515 in Bologna abschlossen, und welches darauf 1516 dem Concile in Rom mitgetheilt und am 12. Mai 1517 in Frankreich publicirt wurde.*) Darnach wurde alle Wahlfreiheit den Capiteln entrissen, die Bisthümer und höheren Kirchenwürden wurden durch päpstliche Ernennung besetzt, wobei der Krone ein maßgebendes Vorschlagsrecht ausdrücklich zugestanden wurde; d. h. factisch war das Ernennungsrecht der Krone noch ein viel weitergehendes geworden, als es bei den „Empfehlungen" der Pragmatik der Fall gewesen war. Die Annaten wurden aufs neue eingeführt, aber von ihnen pflegte ein Theil der Krone zum Geschenk gemacht zu werden: dafür entsagte sie der Vertheidigung ihres Clerus gegen die römischen Auflagen.

Es bedeutete diese Abmachung überhaupt nichts anders, als daß eine Selbständigkeit der französischen Kirche als eines autonomen geistlichen Körpers nicht mehr Bestand haben sollte, nichts anders als eine Theilung der Herrschaft zwischen König und Papst: der Löwenantheil der Beute fiel dem Könige zu. Was 1425 unter der englischen Regentschaft in Frankreich einmal vorübergehend versucht worden war, das wurde jetzt die definitive Basis der neuen Ordnung.

In Frankreich wurde Widerstand dagegen erhoben, besonders die finanziellen Folgen des Concordates wurden dem Könige vorgehalten. Aber Franz I. bestand auf seiner Annahme, und wenn er nun dem Parlamente wiederum die Controle über die Beobachtung desselben und die Bestrafung aller Uebertretungen, einerlei ob von Geistlichen oder von Laien, übertrug, so bestätigte er damit doch auch wiederum die höchste Autorität des staatlichen Tribunales über die französische

*) Gieseler S. 194 ff.

Kirche*): an der Herrschaft und Macht der Staatsgewalt über die Landeskirche hat das Concordat nichts geändert.

In England war das Landeskirchenthum, wie wir gesehen, noch viel älteren Ursprunges. Schon im 12. und 13. Jahrhundert treffen wir auf eine sehr weit gehende Unterordnung der englischen Kirche unter den Staat. Dieser Zustand wurde bestätigt und gesichert in der Gesetzgebung, wie sie Eduard III. mit seinem Parlamente 1350 und 1353 erlassen. An diesen Bestimmungen wurde nichts Wesentliches geändert, das in ihnen gegebene System wurde seitdem nur noch weiter ausgebildet und entwickelt.

Die oftmals unternommenen Versuche des Papstes, sich auch hier mit seinen Reservationen und Expectanzen und Collationen einzumischen, wurden auf Grund der bestehenden und oft wiederholten Gesetze abgewehrt: vor den königlichen Gerichten wurden die Anklagen der Geistlichen wegen Uebertretung dieser Vorschriften entschieden und mit strengen Strafen von sämmtlichen Geistlichen Gehorsam gegen die Landesgesetze erzwungen.**)

Aus dieser Lage erklärt es sich, daß die Engländer sowohl dem großen Schisma, als den Reformconcilen gegenüber sich ziemlich neutral verhielten. Ihre Sonderstellung war in Costnitz anerkannt worden. Und eine Zeitlang war gerade in England das Königthum sehr kirchlich gesinnt: abweichende Ketzer wurden mit Strenge und Härte verfolgt, die Richtung Wicliff's, die zu dogmatischen Neuerungen gelangt war, wurde unterdrückt und nahezu ausgerottet. Die Orthodoxie der englischen Kirche wurde auch vom Staate aufrecht gehalten; sonst aber blieb die Kirche in ihrer Abhängigkeit von der Krone und in ihrem alten Verhältniß zum Rechte des Landes.

In Spanien hatte sich auch schon im 14. Jahrhundert eine nationale Opposition gegen die römische Kirchenherrschaft zu regen begonnen.***) Wiederholt hatten die Cortes der einzelnen Reiche ihre Einwendungen und Vorstellungen erhoben gegen die übermäßige Ausdehnung der geistlichen Gerichte, die Steuerprivilegien der Cleriker, die

---

*) So urtheilen Friedberg S. 492, Ranke Französ. Geschichte (Sämmtliche Werke 8, S. 73 und 74).

**) Alles Einzelne bei Friedberg S. 728—744.

***) Vgl. oben S. 11—13 und Friedberg S. 529—542.

durch den Papst verfügten Vergabungen von Kirchenpfründen in Spanien. Und seit 1348 hatte auch die weltliche Gesetzgebung Schranken aufzurichten unternommen gegen das Ueberwuchern des kirchlichen Elementes. Eine Reihe von Gesetzen erließ man gegen die Acte priesterlicher Einmischung in weltliche Prozesse: die Befugniß, geistliche Urtheilssprüche zu vollziehen, wurde den Geistlichen genommen, für die Ausführung ihrer Befehle mußten an den weltlichen Arm sie sich wenden.

Es kam dazu, daß auf die Bischofswahlen die Krone seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in einzelnen Fällen einzuwirken suchte, daß die päpstlichen Provisionen und Reservationen und Expectanzverleihungen oft mißachtet wurden. Jene Einmischung des Papstthumes in Verwaltung und Regierung der Einzelkirchen begegnete auch in Spanien großer Unlust und Abneigung.*) Und da war es nun ein sehr richtiger Gedanke des Königs von Castilien, daß er die Verwirrungen des Schisma für sein Reich ausnutzte**): mehrere Jahre war er neutral geblieben zwischen Urban VI. und Clemens VII., dann hatte er sich für Clemens entschieden und dafür die Concession von demselben erlangt, 1381, daß alle Bisthümer vom Papste nur mit Spaniern besetzt würden und daß der Papst auf alle Reservationen und Collationen und Expectanzen, auf alle Zehnten und dergleichen verzichten und die Annaten nicht über Gebühr steigern sollte. Das war doch schon ein Rechtsboden für alle weiteren Verhandlungen. In Costnitz war es bekannt, daß die finanzielle Bedrückung Spaniens durch den Papst nicht allzu groß wäre; und die spanischen Prälaten sahen auch mit Indifferenz und Lauheit den Reformbemühungen anderer Nationen zu. Das spanische Concordat***) schloß sich ohne weiteres dem französischen Vorbilde an.

Im 15. Jahrhundert war das Verhältniß Spaniens zur allgemeinen Kirche ein schwankendes. Die Päpste griffen wiederholt ein, die Landesregierungen setzten wiederholt sich zur Wehre. Da die Könige von Aragon in Sicilien herrschten und auch Neapels sich damals bemächtigten, so war von den Gestaltungen der italienischen Politik die kirchliche Situation der pyrenäischen Halbinsel abhängig. Endlich unter

---

*) Vgl. bei Raynaldus Annales ecclesiastici ad. a 1330 eine Vorstellung Spaniens über die üblen Folgen, welche die päpstliche Anstellung Fremder in spanischen Kirchenpfründen für Spanien nach sich ziehe.

**) Raynaldus ad a. 1381. N. 33. —

***) Hübler S. 46—51.

Ferdinand und Isabella gedieh die Entwicklung zum Abschluß: sie brachten die Landeskirche unter ihre Hand. Die Bischöfe wurden vom Könige abhängig; außerordentliche Vollmachten zur Reformation des Clerus wurden ertheilt; dem königlichen Placet unterlagen alle päpstlichen Erlasse; das Glaubenstribunal der Inquisition hing ganz vom Winke des Königes ab: kurz, der Charakter der Staatskirche wurde hier scharf und vollständig ausgeprägt.

Auch in denjenigen Theilen Italiens*), welche unter das Gebot spanischer Herrscher geriethen, gedieh dieselbe Pflanzung königlichen Rechtes in der Landeskirche. An ältere Wurzeln knüpfte dies in Neapel und in Sicilien an: hier war es eine mehr kirchlich gewendete Form, durch welche der König die Kirche beherrschte; dort aber holte man den Apparat des normännischen Staates wieder hervor, der in der Zeit der Anjou's vergessen und vergraben gewesen. In den übrigen Theilen Italiens war meistens die Herrschaft der Päpste der gebietende Factor: selbst Florenz, das früher oft trotzig sich gesträubt, beugte sich nun gehorsamer dem päpstlichen Spruche. Und allein in Venedig bestand eine gewisse Theilnahme des Staates an kirchlichen Dingen fort, eine Art von Ueberwachung und Controle der Geistlichen durch weltliche Organe.

Das Verhältniß des universalen Papstthums und der allgemeinen Kirche, die im Papstthume ihre Spitze hat, zu Italien und der italischen Nation ist von jeher ein anderes gewesen als zu den anderen Nationen und anderen Einzelkirchen. Das ist zu verkennen oder zu übersehen gar nicht möglich. Wenn die Päpste sich überall in die Verwaltung einmischten, überall die kirchlichen Aemter und Pfründen auszutheilen und überall Abgaben zu erheben und einzuziehen ansprachen, so geschah das doch größtentheils zum Nutzen der Italiener: deren persönliche Interessen verzehrten den Gewinn aus dem päpstlichen Absolutismus. Den anderen Völkern stellte daher sehr oft sich dies dar als eine Bedrückung und Aussaugung des Auslandes durch Italien, — es liegt auf der Hand, weshalb die Opposition der Italiener gegen die päpstliche Wirthschaft des 14. und 15. Jahrhunderts

*) Friedberg S. 654 ff. Ueber die sicilische Kirche vgl. Sentis Die Monarchia Sicula. 1869. Daß im Grunde, wenn auch unter eigenthümlichen Formen, nur die allgemeine Tendenz der damaligen Staaten darin sich ausspricht, bemerkte ich oben S. 13.

minder stark und minder nachhaltig als anderwärts auftrat. Und wo Derartiges sich einstellte, kehrte man doch bald in den Zustand einer gewissen Harmonie und Sympathie mit dem Papstthum zurück.

Wie anders in Deutschland! Nirgendwo war der Haß und die Leidenschaft gegen die päpstlichen Uebergriffe so tiefgehend als in unserem Volke, nirgendwo erschien der Anspruch der Päpste in so schlimmen und giftigen Farben: laut und allgemein und ununterbrochen forderte man in Deutschland die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern!

Der Theorie nach galt der deutsche Kaiser als der Schutzvogt der Kirche, und Verpflichtungen für ihn wurden daraus ebenso wie Berechtigungen gefolgert: man erwartete von ihm, daß er die Uebergriffe des Papstthums abwenden werde. Es hatte auch Sigismund sich bemüht, mit großem Eifer und Ernste das Schisma der Kirche zu beseitigen und über der von den Concilien angestrebten Reformation seine schützende Hand zu halten. Aber seine eigene Macht als Kaiser war nur noch eine geringe; es war der staatliche Zusammenhang des Reiches durch die Territorialgewalten schon so weit gesprengt, daß es vornehmlich bei ihnen stand, wie weit die Kirche ihre Selbständigkeit entfalten durfte.

In jenem früheren Abschnitte deutscher Geschichte, den wir die eigentliche Kaiserzeit zu nennen pflegen, hatten die Organe der Kirche, die Bischöfe, als Träger der Reichsgewalt gedient. Das Verhältniß hatte sich seitdem vollständig aufgelöst, und zu Territorialherren, zu Landesfürsten waren auch Bischöfe und Aebte geworden. Als Gesetz galt hier die freie Wahl der Capitel; die Gewählten wurden mit fürstlichen Rechten vom Reiche investirt, — eine Befugniß, die wiederholt vom Kaiser einzelnen Landesfürsten übertragen war.*) Auf die Bisthümer und Capitel machten sich Einflüsse verschiedener und wechselnder Natur geltend; durch das sogenannte „Recht der ersten Bitte" (jus primarum precum) arbeitete der Kaiser mit Empfehlungen seiner Günstlinge bei vielen Capiteln. Und eine Anzahl geistlicher und weltlicher

---

*) Z. B. erhielt 1154 Heinrich der Löwe dies Recht; später der Herzog von Zähringen; der von Böhmen 1212, von Brabant 1205, von Savoyen 1252, von Jülich 1357. Friedberg hat in der oben (S. 292) genannten Dissertation die Beispiele aufgeführt S. 177. Ueberhaupt geben die beiden Werke Friedberg's viele Belege für die hier aufgestellten Sätze. Vgl. auch Sugenheim z. B. S. 170 ff. 182 ff.

Landesfürsten bemühten sich gleichfalls dieses Privilegium sich zu erwerben: manchen war dies geglückt. Ein päpstliches Recht der Bestätigung bildete sich ebenfalls aus, und Gebühren dafür pflegten nach Rom entrichtet zu werden. Im 14. Jahrhundert trat diesen Zuständen Deutschlands gegenüber dasselbe ein, wie anderwärts: es begann der Papst die Verleihung der niederen Pfründen an sich zu ziehen; mit Reservationen und Exspectanzen, mit finanziellen Forderungen griff er in die deutschen Verhältnisse ein: den Ruf nach Abstellung dieser Neuerungen lockte er damit auch aus Deutschland hervor.

Das Verhältniß Geistlicher zu Weltlichen war hier ganz das mittelalterliche gewesen. Aber durch das 14. Jahrhundert hindurch geht in Deutschland der Zug, das geistliche Gericht einzuschränken und dem weltlichen Arme eine Controle über jenes zu sichern. Besonders in den Städten kamen vielfach derartige Maßregeln und Erlasse vor, und auch die Steuerfreiheit geistlichen Gutes, die Erwerbsfähigkeit geistlicher Körperschaften wurde wiederholt Einschränkungen unterworfen. An manchen Stellen gelang es dem weltlichen Landesherrn gewissen kirchlichen Schritten gegenüber eine Art von Aufsichtsrecht zu erwerben: so sollten ohne landesherrliche Autorisation Bannbullen nicht bekannt gemacht werden dürfen. An manchen Stellen erlangten die Landesfürsten auch schon einen Anspruch, bei den Pfründenvergebungen ihres Landes innerhalb gewisser Grenzen berücksichtigt zu werden.

Wenn man nun in der Zeit des großen Schisma den Ruf nach „Reform der Kirche" erhob, wenn auf den Concilien in Constanz und Basel um diesen Reformwunsch sich die ganze Geschichte jener Versammlungen contrentrirte, so wird sich die Frage aufwerfen lassen, was mit dieser „Reform der Kirche" eigentlich gemeint war. Das Mißverständniß liegt nahe [und es wird von vielen Historikern, besonders den theologischen, häufig gemacht] im Allgemeinen eine Gleichartigkeit der Tendenz bei diesen Wünschen und Versuchen des 15. und bei der vollzogenen Reformation des 16. Jahrhunderts anzunehmen. Wer ernstlich die Zeugnisse jener Zeiten selbst studirt und unbefangen sich die Lage klar macht, muß das für eine Täuschung halten. Auch im 14. und 15. Jahrhundert verlangte man allerdings, daß die sittlichen Schäden, deren Vorhandensein im damaligen Clerus außer Frage steht, gebessert würden. Aber war das möglich von äußeren Veranstaltungen zu erwarten? Eine sittliche Erneuerung in der Kirche war und ist

Sache des Geistes, des inneren Lebens, nicht äußerlicher Gesetze und Einrichtungen. Weit mehr richtete sich damals das Verlangen auf eine Zurückweisung geistlichen Rechtes und Einflusses aus dem bürgerlichen Leben und Treiben. Aber auch das war nicht die Hauptsache. Den Cardinalpunkt der Reform sah die damalige Welt in dem berechtigten Wunsche, die Einmischung Roms in die Zustände und das Leben der Einzelkirchen zu beseitigen. Die Selbständigkeit der kirchlichen Organe von dem Alles regelnden, Alles bestimmenden, überall die Ernennungen an sich reißenden und überall Geld verlangenden Gebahren des Papstes — das war der eigentliche Inhalt der verlangten „Reformation".

Der deutsche Clerus selbst war es, der diesen Ruf erhob und diese Gedanken auf den Concilien vertrat. Unterstützung und Hülfe gewann er dafür bei dem Kaiser und den weltlichen Herren des Reiches. Und so wurde, wir erinnern noch einmal daran, in Costnitz die oberste Autorität des Conciles als des Organes, das den Clerus aller der einzelnen Kirchen vertrete, unzweideutig aufgestellt. Nichtsdestoweniger aber gab man dem theoretisch herabgesetzten und gedrückten Papstthume praktisch einen Rechtstitel auf seine Verwaltungseinmischung in die Einzelkirchen: auch das deutsche Concordat erkannte, mit einigen Ermäßigungen im Detail, einstweilen eine theilweise Pfründenverleihung und Steuererhebung in der deutschen Kirche dem Papste zu.*) In Basel dagegen geschah ein radikaler Schritt: die costnitzer Bewilligung wurde dort vollständig zurückgenommen.

Es entsprach den Tendenzen sowohl des deutschen Clerus als der deutschen Reichsgewalten, des Kaisers und der Fürsten, daß man in Deutschland diesen Reformbeschlüssen der Baseler Synode zustimmte. Desselben Sinnes war man hier wie in Frankreich; und Franzosen und Deutsche hatten ja auch in Costnitz schon diejenigen Dinge gefordert, die jetzt in Basel fixirt waren. Und nachdem im Juli 1438 die Franzosen vorangegangen, folgten die Deutschen nach im März 1439.**) Auch in Deutschland wurde die Selbständigkeit und Autonomie der deutschen Kirche ein Grundgesetz des deutschen Reiches. Auch hier, wie

*) Hübler S. 164 ff. 315 ff.

**) Vgl. Voigt 1, 153—161. Vgl. auch Pückert Die kurfürstliche Neutralität während des Basler Conciles. 1858. Die Actenstücke sind vollständig herausgegeben von Koch Sanctio pragmatica Germanorum illustrata. 1789.

in Frankreich, wurde durch die weltliche Macht diese Ordnung eingeführt: das „Reich" hatte der Kirche Hülfe geleistet.

Aber vergleicht man die deutsche Haltung mit der französischen, so kann man nicht übersehen, wie viel sicherer, wie viel politischer die Aufrichtung dieser neuen Kirchenordnung in Frankreich vor sich gegangen war. Während man dort in Frankreich die unbestreitbare Stellung Eugens IV. nicht bestritten, ihm ausdrücklich die Obedienz Frankreichs ausgesprochen und auch für den Unterhalt des Papstes und seiner Curie einige, wenn auch nur geringe Mittel ausgeworfen, während man in Frankreich also nicht gezaudert, in jeder Weise eine definitive Ordnung aufzurichten, hatte man in Deutschland eine nur provisorische Vorkehrung getroffen: man hatte weder den Basler Gegenpapst noch den römischen Papst anerkannt, man hatte zwischen beiden streitenden Parteien die „Neutralität" Deutschlands aufgestellt; und was die dem Papste zu leistende Entschädigung für den Verlust der Annaten anging, so war diese Frage nicht sofort geregelt, sondern künftiger Revision vorbehalten, — darin lagen Handhaben genug, die deutsche Kirchenordnung trotz ihres Grundgesetzes von 1439 zu stören.

Die deutschen Fürsten hatten sich geschmeichelt, durch die Neutralität die Entscheidung in die Hand zu bekommen. Welche Täuschung! Nur dann wäre Aussicht dazu gewesen, wenn eine große politische Intelligenz und eine große politische Macht diese Waffe geschwungen hätte. Im deutschen Reiche ging es ganz anders zu. Nach König Albrechts Tode, von dem man eine entschiedene überlegene Führung der Angelegenheit vielleicht voraussetzen durfte, entzog sich der neue König Friedrich III. sehr bald der Eintracht mit seinen Kurfürsten: die höchsten Spitzen des Reiches schlugen verschiedene Wege ein, und die Bahn des Oberhauptes mündete bei ganz anderem Ende, als seine Fürsten und seine Reichskirche es sich dachten.

Man könnte nicht sagen, daß die kirchlichen Früchte der Neutralität sehr erfreuliche gewesen. In der unentschiedenen Lage zwischen Basel und Rom gerieth Alles ins Schwanken. Der Stellenschacher, der sich sonst zwischen Rom und Deutschland bewegt, hatte nun zwei Straßen, auf denen er mit unwürdiger Lust sich tummeln konnte. Von Basel wie von Rom mischte man sich ein, und in Deutschland fanden sich genug Subjecte, die auf ungesetzlichen Handel mit der einen oder

andern Partei, ja auch wohl mit beiden sich einließen. Von der Geschlossenheit und Charakterfestigkeit Englands oder Frankreichs war man in Deutschland noch weit entfernt.

Lange Zeit erklärte man als Ausweg aus diesem Chaos ein neues drittes Concil. Oder man war bereit, sich Rom oder Basel zu fügen, falls dadurch das Concordat von 1439 gesichert würde. Als an der Unlust Friedrichs III. kein Zweifel mehr übrig war, als man sah, daß ihm an der Behauptung des Gesetzes von 1439 nichts lag, da traten die Kurfürsten 1446 zusammen und nahmen für sich in Anspruch, den Kirchenschutz des Kaisers mit seinen Rechten und Pflichten auszuüben: sie thaten Schritte, die Verwirrung zu lösen. Das war formell gewiß eine Neuerung. Die Kurfürsten in ihrem oligarchischen Kurverein nahmen im zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts die Führung der gemeinsamen deutschen Angelegenheiten an sich. Und auch auf die kirchliche Frage dehnten sie diese ihre Politik aus; es schien, als ob der Kurverein einen Ersatz der Kaisermacht in allen Dingen anstrebte. Leider aber waren sie nicht der Diplomatie der Römer gewachsen; in der Verhandlung wurden sie überholt, überlistet, überwunden. Und die ganze Bewegung, welche auf die Freiheit einer unabhängigen deutschen Kirche ausgegangen war, endete mit der Unterwerfung der deutschen Kirche unter ein doppeltes Joch. Papst Eugen hatte schlauer Weise die Obedienz der Deutschen und die Zugeständnisse des deutschen Concordates durch Concessionen an die mächtigeren Landesherren erkauft: das Resultat war nicht eine nationale deutsche Reichskirche, wohl aber eine Anzahl landesherrlicher deutscher Territorialkirchen.

Das Wiener Concordat von 1448 hob in allen wesentlichen Punkten das Grundgesetz von 1439 wieder auf und stellte dafür die Bestimmungen des Costnitzer Concordates meistens wieder her.*) Anerkannten Rechtes waren nun viele päpstliche Reservationen, seine Ernennungen zu denjenigen niederen Pfründen, die in den ungeraden Monaten zur Erledigung kamen; und es war durch die Fassung dieser Artikel auch noch mancher praktische Uebergriff bei der Ausführung ihm möglich gemacht. Die Annaten waren zu päpstlichen Gunsten wieder hergestellt, auch hier mit einigen Modificationen und Beschränkungen.

---

*) Voigt 1, 417—423. Pückert 316—319. Vgl. auch Roßmann Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation (1858) bes. S. 161 ff.

Aber das Princip, um welches die Kirchen mit Rom gekämpft, war doch dem Papste preisgegeben, — in schmachvoller Weise, zu tiefer Beschämung der deutschen Nation. Und wenn in der Praxis in geradezu schamloser Weise Rom diese Concessionen ausbeutete und Geld in Haufen aus Deutschland erpreßte, so sammelte sich von da ab Groll und Haß und Verachtung in deutschen Herzen an: die allgewaltige, unwiderstehliche und orkanartige Explosion in den Tagen Luthers ist seit der Mitte des 15. Jahrhunderts durch diese Praktiken vorbereitet worden.

Wie war dieses Concordat erzielt worden? Planmäßig waren einzelne einflußreiche Personen bestochen, dem Kaiser war eine nicht unbedeutende Summe baaren Geldes gezahlt worden. Die Hauptsache war: von den im Wiener Concordate gesicherten päpstlichen Regierungsrechten hatte der Papst einzelne Nutzungen den einzelnen deutschen Landesherren gewährt; das landesfürstliche Interesse war mit dem päpstlichen verknüpft worden. Und in dieser Weise war eine Theilung der Kirchenherrschaft angebahnt.

Zunächst war den geistlichen Kurfürsten der Indult zugegestanden, daß sie in den päpstlichen Monaten die erledigten Beneficien besetzen durften, und Aehnliches war dem Erzbischof von Salzburg gewährt.*) Sodann war dem Könige Friedrich selbst, als dem Landesherrn von Oesterreich, die Nomination zu den sechs Bisthümern seines Landes ertheilt; ihm wurde die Vergabung von hundert der besten Pfründen seines Landes übertragen, ein Zehnten von der Kirche geboten und das Recht zugestanden, die Klöster seiner landesherrlichen Visitation zu unterziehen. Das kaiserliche Privilegium „der ersten Bitte" wurde ebenfalls noch wiederholt zu Gunsten Friedrichs anerkannt und bestätigt.**) Schon während der Parteikämpfe mit der Basler Obedienz hatte der Herzog von Cleve das Privilegium empfangen, seine Lande aus der Jurisdiction des Kölner und des Münsterer Sprengels zu lösen, einen besondern Bischof an die Spitze seiner Landeskirche zu stellen und überhaupt alle Kirchenstellen in Cleve zu besetzen.***) Nicht geringere Rechte ertheilte aber der Papst

*) Vgl. Gieseler II. 4. S. 103.

**) Bullen vom 3., 4., 5. Februar 1446. Vgl. Voigt 1, 346. Friedberg Dissert. p. 178. Sugenheim S. 175. Friedberg Grenzen, S. 110 ff.

***) Bulle vom 16. Januar 1444, vgl. Jacobson Geschichte der Quellen des

dem Kurfürsten von Brandenburg, der über die drei Landesbisthümer verfügen konnte; eine Einschränkung geistlicher Jurisdiction wurde vom Papste genehmigt und, ähnlich wie in Oesterreich, Controle und Visitation der Klöster der Befugniß des Kurfürsten gestattet.*)

Wir sind nicht in der Lage, derartige Verleihungen an die sämmtlichen hervorragenden Füsten des Reiches nachzuweisen. Aber über die Tendenz, die den uns bekannten Beispielen zu Grunde liegt, dürfte doch kein Zweifel bestehen. Weshalb dies Recht auf jene Fürsten beschränkt war, würde sich leichter entscheiden lassen, wenn erst feststände, daß eine solche Beschränkung geschehen: die kirchenrechtlichen Verhältnisse und Gestaltungen in den einzelnen deutschen Territorien des 15. Jahrhunderts bedürfen erst noch einer neuen archivalischen Untersuchung.**)

So weit unsere Kenntniß reicht, behaupteten einzelne Fürsten das Recht des Placet gegenüber päpstlichen Bullen und legten sich ein Schutzrecht über die Kirchen und Klöster ihrer Lande bei: sie machten Vorschläge zu kirchlichen Pfründen, bisweilen erhielten sie geradezu auch die Ernennung zu denselben übertragen. So sollen die Geistlichen in Würtemberg vom Landesherren gewohnheitsmäßig eingesetzt sein, so wurden in Sachsen wenigstens Meißen (seit 1476) Merseburg und Naumburg (seit 1484) der landesherrlichen Anstellungsbefugniß untergeordnet.

Weit auffallender muß uns erscheinen, daß auch in geistlichen Fragen den Landesfürsten damals ein gewisser Einfluß eingeräumt wurde. Wir erwähnten die den Herrschern von Oest rreich und von Brandenburg gegebene Vollmacht, die Klöster ihres Landes zu visitiren und die Mönche in ihnen zu frommem Lebenswandel anzuhalten. Und es liegen Beispiele vor, daß auch ohne päpstlichen Auftrag einzelne

---

evangelischen Kirchenrechtes der Provinzen Rheinland und Westfalen (1844) S. 10—13. Daher der Spruch: Dux Cliviae est papa in terris suis: vgl. die archivalischen Notizen bei Krofft Aufzeichnungen des Reformators Bullinger (1870) S. 103 f. (Hist. Zeitschrift 24, 209.) Friedberg Grenzen S. 106 ff.

*) Bulle a. d. September 1447. Vgl. Mühler Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in der Mark Brandenburg (1846) S. 22. Friedberg Grenzen 104 ff.

**) Was bekannt geworden, hat Friedberg Diss. p. 227—236 zusammengestellt. Ueber Sachsen besitzen wir eine ältere Specialarbeit von Reinhard De jure principum Germaniae, cumprimis Saxoniae, circa sacra ante tempora reformationis exercito. 1717.

Fürsten (so Sachsen 1483) derartige Visitationen in ihrem Gebiete anordneten. Ja, Erlasse geradezu kirchlicher Natur ergingen von einigen Obrigkeiten: Gebote den Sonntag zu heiligen, Vorschriften den Lebenswandel der Geistlichen zu überwachen, und derartige Verfügungen, welche von der Strömung und Richtung damaliger Zeit unzweideutiges Zeugniß ablegen.

Ueberall und in allen Richtungen war ja das Ende des 15. Jahrhunderts die Periode, in der die Staatsidee der Menschen mit neuer Gewalt sich bemächtigte und in der die Staatsgewalten das Leben der Nationen zu leiten und zu führen sich wieder aufschwangen. Dem universalen Gedanken des kaiserlichen Weltreiches und der allgemeinen christlichen Weltkirche mußte eine Beschränkung auf nationale Verbände begegnen. Wenn sich auch zunächst in politischen Dingen diese nationale Tendenz aussprach, es konnte bei dem Zusammenhange von Kirche und Staat, der nun einmal in dieser Welt als ein natürlicher gegeben zu sein scheint, gar nicht ausbleiben, daß auch auf den kirchlichen Boden dieselbe Richtung überschlug. Als sich die Möglichkeit einer solchen Entwickelung am Ende des 14. Jahrhunderts zuerst andeutete, da wurde durch die conciliare Strömung sie für eine Weile zurückgeworfen und zur Seite geschoben. Nachdem aber die Reformconcile ihre Arbeit gethan, tauchte die nationale Tendenz der Kirchengeschichte wieder auf, diesmal mit größerer Kraft und mit besserem Erfolge.

Wir haben gezeigt, wie in England schon früher, wie damals aber auch in Frankreich und in Spanien Landeskirchen sich kristallisirten, in welchen wir sogar staatskirchliche Eigenschaften auffinden können. In unserem Deutschland arbeitete dieselbe Tendenz: in den Handlungen Sigismunds, in dem wiederholten Auftreten der Kurfürstenvereinigung, in der Mainzer Pragmatischen Sanction von 1439 gelangte sie zum Ausdruck. Die endliche Niederlage derselben Bestrebungen, die anderwärts zu gesicherten Resultaten sich durchgekämpft hatten, erklärt in Deutschland sich vornehmlich aus der politischen Zersetzung des Reiches: eine deutsche Staatsgewalt existirte nicht mehr, welche die deutsche Kirchenbildung hätte vollenden müssen, und auch alle jene Reformbemühungen, die eine Centralregierung schaffen wollten, gelangten nicht zum Ziele. So spaltete sich auch die deutsche Nationalkirche nach zwei Richtungen auseinander: zuletzt war das Resultat ein wenig zufriedenstellendes, nicht abgeklärtes, das im Einzelnen zu Hader

und Zwist immer auf's neue herausfordern mußte. Von der einen Seite mischte das Papstthum in ausgedehnterem Umfange in Deutschland sich wieder ein, es schaltete in Deutschland mit weit höheren Rechten als irgendwo sonst in den Landeskirchen der anderen Nationen. Auf der andern Seite aber kamen manche staatliche Befugnisse in kirchlichen Dingen an die deutschen Landesfürsten, die Sieger im Auflösungsprozesse des Reiches. Von zwei deutschen Fürsten, den Herzogen von Cleve und von Sachsen, also nicht einmal Mitgliedern der mächtigsten Kategorie deutscher Territorialherren, wird uns das sonderbar kühne Wort überliefert, sie seien in ihrem Territorium Papst*): was damit ausgedrückt werden sollte, ist nichts Anderes, als was in allen deutschen Ländern damals angetroffen wurde, ein Einfluß des weltlichen Landesherrn auf Verwaltung und Leben der Kirche seines Landes.

Die Reformconcile hatten einem ganz andern Ideale nachgestrebt, als dieser Zustand war, der nach ihnen factisch allenthalben eingetreten ist. Ihre Tendenzen waren von dem Papstthum glänzend aus dem Felde geschlagen. Und auch die theoretische Superiorität des Conciles in der allgemeinen Kirche wurde nun wieder in Frage gestellt.

Anfangs hatte man auch in Rom den Sätzen des Costnitzer Conciles sich gefügt, bald aber schon nicht gerne mehr von ihnen Notiz genommen, sie dann leise und verschämt zur Seite gedrängt, auch wohl schüchtern ihre Anwendung bestritten. Darauf aber hatte das Concil von Basel mit erneuertem Nachdrucke sie auch dem Papste gegenüber zur Geltung gebracht. Nachher geriethen sie bei dem neuen Schisma von Basel nach und nach in Mißachtung und wurden praktisch verleugnet. Die Theorie folgte der Praxis. Und das Papalsystem, das dann auch literarisch mit Glanz und mit Pomp seine Auferstehung gefeiert, schien allmälig die alleinige Herrschaft an sich gerissen zu haben.

Ein Großes war es, daß man 1439 auf dem päpstlichen Concile

---

*) Was Cleve angeht, siehe oben. Herzog Georg von Sachsen, der eifrige Gegner Luthers, soll den Ausspruch gethan haben, „er wäre in seinem Lande Papst, Kaiser und teutscher Meister". In wie hohem Grade er geradezu geistliche Befugnisse sich beilegte, ist bekannt. Vgl. Reinhard S. 128, 366 ff. u. s. w. Friedberg Grenzen S. 101—103.

in Florenz einen Anschluß der Griechen an die römische Kirche wirklich erreicht und dabei auch eine Anerkennung des päpstlichen Primates durchgesetzt hatte*): war das nur eine bedingte und beschränkte Unterwerfung, so ließ doch auch diese schon als gewaltige Waffe sich im Streite der Geister verwerthen. Die Theorien Trionfo's und Pelayo's lebten in den Schriften Torquemada's und des bekehrten Enea Silvio wieder auf. Als Papst Pius II. verkündete der letztere, der seinen Jugendsünden öffentlich und förmlich vor der Welt abgeschworen, im Geiste Innocenz III. und Bonifaz VIII. die absolutistische Doctrin**): einen abscheulichen, früher unerhörten Mißbrauch nannte er es, vom Spruche des Papstes an ein allgemeines Concil zu appelliren: er verbot es, belegte es mit kirchlichen Strafen und Verwünschungen, — die Costnitzer und Baseler Beschlüsse bestanden für ihn nicht mehr zu Recht.

Daran war allerdings nicht zu denken, daß die Welt dem Verbote des Stellvertreters Gottes gehorchte; im Gegentheil recht häufige Berufungen an ein Concil geschahen gerade in nächster Zeit, gleichsam als Antwort auf die päpstliche Verwünschung; es forderte die römische Wirthschaft immer aufs neue zu diesem Hülfsmittel heraus. Aber theoretisch blieb der päpstliche Anspruch aufrecht. Auch im 16. Jahrhundert fand das Papstthum gewandte Vorkämpfer, de Vio (Cajetanus) und den Niederländer Adrian. Zuletzt proclamirte die Lateransynode 1516 die Unbeschränktheit der päpstlichen Macht und die Rechtsgültigkeit der verrufenen Bonifazischen Bullen, welche die Seligkeit des Menschen an seine Unterwerfung und Unterordnung unter den römischen Bischof geknüpft hatten.***)

Der Universalepiscopat und die Unfehlbarkeit des Papstes, — diese scheinbar neuesten Dogmen römischen Uebermuthes und römischen Wahnwitzes, — sind eigentlich der Sache nach in jenen Decreten des Lateranconciles von 1516 enthalten. Freilich wenn Jemand auf den

---

*) Auf die Controverse über den Wortlaut des Florentiner Unionsdecretes gehen wir hier nicht ein. Der Satz des Textes wird durch sie nicht berührt.

**) Zu den merkwürdigsten Documenten der Papstgeschichte gehören die beiden Erlasse Pius II. vom 23. Januar 1460 und 26. April 1463 (die sog. Retractationsbulle). Die Hauptstellen bei Gieseler II. 4. S. 123 und 134—136.

***) Die Bulle Pastor aeternus wurde in der 11. Sitzung des Conciles (19. December 1516) approbirt. Die Hauptstellen ebenfalls bei Gieseler S. 199—201.

Gegensatz und Widerspruch dieser vom heiligen Geiste erleuchteten Lateranischen Synode und jener ebenso oekumenischen Versammlungen von Constanz und Basel hinweisen wollte, der Historiker müßte den Gegensatz zugeben und die Vereinigung und Versöhnung eines derartigen Widerspruches der dogmatischen Kunstfertigkeit und dogmatischen Geschicklichkeit interessirter Theologen seinerseits getrost anheimstellen!

Die episcopalistische Anschauung der Conzile lebte im 15. Jahrhundert an einzelnen Stellen fort; wo man Anlaß hatte irgend einer Anforderung oder einem Gebote Roms sich zu widersetzen, kam man auf die conciliaren Anschauungen zurück; man berief sich auf sie im einzelnen Falle und führte sie gegen das herrschende papistische System ins Feld. Die Schriften Gerson's aus der Costnitzer Epoche, die gelehrten Arbeiten des Cusanus und Panormitanus (Tudeschi) und Pontanus vom Basler Concil wurden immer noch gelesen und bewundert. Wohl war die päpstliche Idee im 15. Jahrhundert in Praxis und in Theorie siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, aber immer dauerte doch die Möglichkeit noch fort, daß die besiegte Ansicht sich wieder erheben und ihrerseits sich wieder aufmachen könnte; und dann mußten die Reminiscenzen von Costnitz und Basel dem siegreichen Papstthum schwere Gefahren bereiten. Es ist nicht zu verkennen, daß die deutschen Reformatoren des nächsten Jahrhunderts in dieser Schule sich manche Waffen geholt haben. In der deutschen Reformation stand in gewissem Sinne die antipapistische Theorie der Concile wieder auf.

Einstweilen herrschte jedenfalls das Papstthum. Und in Deutschland säumte es nicht, den Sieg des Wiener Concordates für sich auszunutzen. Man erfand noch eine neue Auflage, eine sogenannte Kreuzzugssteuer. Aber man setzte ihre Erhebung nicht eher durch, als bis man sich mit den Staatsgewalten abgefunden, d. h. denselben Antheil am Ertrage gewährt. Die Staatsregierungen schützten überall ihre Landeskirchen vor päpstlichen Zehnten oder anderen außerordentlichen Subsidienauflagen, bis der Papst dem Staatsschatze ein Stück Geld aus dem Erlöse solcher Sammlungen mitzutheilen sich verstand. In Deutschland murrten Viele wider das Concordat. Dann wurde einmal den deutschen Fürsten zu Gemüthe geführt, daß doch die Versorgung von fürstlichen Verwandten mit kirchlichen Pfründen jetzt auf dem Wege päpstlicher Verleihung viel leichter als Gnade zu erreichen wäre,

als vormals durch Wahl der Capitel. Ueberhaupt, in allem und jedem stoßen wir auf denselben charakteristischen Zug: das Papstthum, um sich im Kirchenregimente festzusetzen, war immer bereit Geldgewinn und Einfluß mit den mächtigen Staatsgewalten zu theilen. Dadurch hat es seine Herrschaft über die Kirche möglich gemacht.

Die Päpste aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, die in dieser Weise das mittelalterliche System noch einmal im Leben verwirklicht und durchgesetzt haben, zeichneten sich gleichzeitig aus durch ihr fürstliches Walten als Herren des Kirchenstaates. Zu wahren Landesfürsten Italiens wurden diese Nachfolger Petri, in alle Interessen und Conflicte italischer Politik verflochten. Ihr geistlicher Charakter aber erlitt dadurch keine Veränderung: die Zügel kirchlichen Regimentes führten sie, unbehindert durch jene Verweltlichung ihrer Stellung.

Vergleicht man das Verhältniß der einzelnen Länder zu dieser päpstlichen Kirchenherrschaft, so war keines in so wehrloser und elender Lage, keines den Anforderungen Roms in solchem Maße ausgesetzt, als Deutschland. In England und Spanien und auch in Frankreich erwehrte man sich unberechtigter Zumuthungen. In Deutschland hatte das Concordat von 1448 allen päpstlichen Gelüsten Thor und Thüre geöffnet. Alle Reichstage hallten wieder von Klagen und Beschwerden über die Art und Weise, wie das Concordat ausgeführt und zu welcher scheußlichen Praxis es sich gestaltet.*) Ausländische Abenteuerer, geldgierige aber ungeistliche Subjecte überschwemmten die deutsche Kirche, vom Papste ernannt oder Ernennungen von ihm erwartend. Derselbe Nothstand, der anderwärts gerade die Ernennung der Geistlichen den Landesgewalten zugeführt, kehrte auch in Deutschland wieder. Das Wiener Concordat und die durch dasselbe sich rechtfertigende mißbräuchliche Praxis hinderten aber hier in Deutschland eine durchgreifende Aenderung des viel beklagten kirchlichen Zustandes. Und der Abfluß so massenhaften und so mannigfaltigen Geldes nach Rom, das auf alle

---

*) Vgl Georgii Imperatorum imperiique principum ac procerum totiusque nationis germanicae Gravamina adversus sedem romanam. 1725. Auf die Geschichte der einzelnen Reichstage und ihrer Beschwerden gehen wir nicht ein; vgl. darüber Ranke Deutsche Geschichte im Reformationszeitalter. I. (Sämmtliche Werke, 1, 37—49. 165—171.)

möglichen Rechtstitel und alle nur erdenklichen Vorwände hin von der deutschen Kirche erpreßt wurde, schien Deutschland die Aufgabe zuzuweisen, den Unterhalt Roms und Italiens zu beschaffen.

Aus nationalen wie aus kirchlichen Motiven glaubten die Deutschen diesem Verhältniß sich widersetzen zu sollen. An Projecten, an Plänen und Entwürfen war kein Mangel: mit keinem kam man zum Ziele, keinen führte man aus. Der deutsche Reichstag setzte sich wiederholt zur Wehre: man forderte den deutschen König Max I. auf, Abhülfe zu schaffen: man gedachte die Annaten zu deutschen Zwecken zu verwenden und die Pfründenbesetzung dem Papste zu entziehen. Das Vorbild der französischen Sanction von 1438 lockte die Deutschen zur Nachahmung. Max ließ 1510 einmal durch einen humanistischen Literaten, durch Wimpheling, die Beschwerden Deutschlands gegen Rom zusammenstellen: da schien zu einem Zusammenstoße Alles reif zu sein, aus dem vielleicht eine Neuordnung der deutschen Kirche hervorgehen konnte; und die Reform der Beziehungen Roms zur deutschen Kirche erwartete man 1511 und 1512 von jenem Concile, das man im Gegensatze zum Papste damals in Pisa zusammengebracht.

Aber auch dieser Anlauf verlief sich im Sande. Ohne eine wirkliche Reichsgewalt war ein solches Unternehmen nicht möglich: Kaiser Maximilian hatte kein ernstes Interesse für so schwierige Aufgaben. Er sprang ab von seinem Plane, und den Römlingen gelang es, durch richtig angebrachte Gunstbezeugungen die einflußreicheren Fürsten zu gewinnen.

In ganz anderem Umfange als die anderen Staaten erlitt die deutsche Nation diesen Druck. Aus dieser Thatsache erklärt es sich, weshalb im 16. Jahrhundert die Nationen in der Frage der Kirchenreformation so verschiedene Wege gegangen!

Die öffentliche Meinung Deutschlands, so wie sie in der Literatur jener Jahrzehnte sich uns darstellt, war erfüllt von diesen Beschwerden und Klagen gegen Rom, gesättigt und getränkt von dem Hasse wider die italischen Prätensionen römischer Herrschaft über Deutschland. Den Deutschen war endlich die Zeit gekommen, einen wuchtigen Schlag gegen das absolute und universale Papstthum zu thun.

Davon wurde auf dem Reichstage von 1518, davon wurde auch 1521 gehandelt: daher stammten die „Hundert Beschwerden deutscher Nation", zu denen die Reichsstände 1523 sich vereinigten. Damals

aber hat dies Bestreben einen so starken und so energischen Ausdruck empfangen, weil ein neues Wesen, ein neues Princip sich mit allem bisherigen Verlangen und allen bisherigen Stimmen der Opposition gegen Rom vereinigt hatte.

Dies Neue war Luthers reformatorischer Kirchengedanke.

Ueberblicken wir hier noch einmal die großen Grundzüge der kirchlichen Entwickelung, die wir bis zum Eintritt der Luther'schen Reformation in ihren hauptsächlichsten Phasen und Stufen uns vorgeführt haben.

Die Kirche des Mittelalters hatte in den Zeiten der großen Päpste, von Gregor VII. bis zu Bonifaz VIII., die vollste Ausgestaltung ihrer Grundsätze erfahren. Da war auch die Einheit wenigstens der abendländischen Christenheit in dieser päpstlichen Kirche eine Wahrheit gewesen: das geistliche Princip hatte sich in unumschränkter Bedeutung über alle anderen behauptet.

Wie nun in dieser Kirche die Allmacht des Papstthums sich mehr und mehr befestigt und gesteigert, wie die Päpste nicht allein im Großen und Ganzen die Thätigkeit und die Richtung der Geister in der Kirche zu leiten und zu bestimmen sich begnügten, sondern zu wirklicher factischer Herrschaft und Regierung im Großen und im Kleinen ihre Papalgewalt entfalten wollten, da handelte es sich darum zu entscheiden, wie weit eine solche directe Verwaltung möglich oder wie weit sie für die Kirche nützlich oder zuträglich wäre. Das war das Problem, an dem seit dem Ende des 13. Jahrhunderts die Geschichte der Kirche sich abgearbeitet hat: es galt die Selbständigkeit der Einzelkirchen und die Verwaltung der allgemeinen Kirche in richtiger Mischung mit einander zu verbinden und diese beiden nothwendigen Elemente in ein richtiges Verhältniß des Gleichgewichtes und der Harmonie zu einander zu setzen.

Es war ein Problem, dessen Lösung theoretisch schon immer die größten Schwierigkeiten in sich birgt und praktisch auf immer neue Hindernisse stößt. Man kann nicht sagen, daß die mittelalterliche Kirche mit ihren Versuchen der Lösung glücklich gewesen oder von ihnen heilsame Früchte für die Religion der Menschen geerntet habe.

Wir sahen, die wirkliche Geltendmachung der päpstlichen Herrschaft rief eine allgemeine Reaction aus den einzelnen Kirchen der verschiedenen Staaten hervor. Die Versuche, die Gesammtleitung dem Papste zu nehmen und dem Concile sie zu übergeben, schlugen in der Praxis nicht durch: sie hätten wenig geholfen, auch wenn sie erfolgreich gewesen. Im Gegentheil befestigte sich damals die Gewalt des Papstes für Regierung und Verwaltung der Kirche im Gegensatz zu den Concilien; dafür aber mußte der Papst einen großen und maßgebenden Antheil seiner neu befestigten Macht den Staatsregierungen überlassen.

Nachdem durch die großen Concile die landeskirchliche Strömung eine Weile unterbrochen und in einen Seitenweg abgelenkt war, kehrte sie nun in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit verdoppelter Stärke und Wucht in die frühere Richtung zurück. Damals sah es so aus, als ob demnächst in eine Anzahl von nationalen Gruppen die allgemeine Kirche sich auflösen und unter dem Schutze der Staatsgewalten sich Landeskirchen ausbilden würden.

Die sittliche Würde der Geistlichen hatte unter den kirchlichen Kämpfen der letzten Zeiten gelitten: über die Unsittlichkeit der Geistlichen war die Klage allgemein. Daß aber in der landeskirchlichen Entwickelung nicht eine Förderung des sittlichen Verfalles oder ein Hinderniß der Erneuerung sittlicher Zucht im Clerus zu sehen, das wird vor Allem durch das Beispiel Spaniens bewiesen. Gerade als die spanischen Könige ihre Kirche fast zur Staatskirche ausbildeten, trat unter der Leitung der Staatsgewalt die „Reformation der spanischen Kirche" ins Leben. Hier handelte es sich doch nur darum, daß ein ernster, sittlicher Geist den Clerus wieder ergreife: und in jeder kirchlichen Form mußte dies für möglich gelten, ja die straffe Disciplinirung des Clerus durch die weltliche Obrigkeit, falls sie nur mit Ernst und Energie angefaßt wurde, konnte als förderliches Moment der „Reformation" helfen.

Dogmatisch blieb die Lehreinheit der Kirche durch das Aufkommen der Landeskirchen unberührt. So viel Zusammenhang war ja immer erhalten, daß die für das Ganze nöthige Uebereinstimmung des Glaubens geschützt war. Dogmatische Angriffe von größerer Tragweite waren letzthin nicht erfolgt. Wenn in England Wicliff und in Böhmen Huß einzelne Dogmen der Kirchenlehre bestritten, so hatte die englische

Landeskirche aus eigenem Entschlusse diesen Widerspruch überwunden; und für die Jünger von Huß war in der böhmischen Landeskirche nach heftigen Kämpfen und blutigen Kriegen schließlich eine Stellung gefunden und eingerichtet, in welcher sie Befriedigung empfanden und der allgemeinen Kirche nichts weiter anhaben konnten.

Nun gehen allerdings durch das 15. Jahrhundert noch zwei geistige Bewegungen hindurch, die für das religiöse Leben der Menschen irgend welche Bedeutung beide haben mußten. Der Humanismus entfremdete an vielen Stellen dem Ideenkreise und der Glaubenswelt des Christenthums die Geister der Menschen. Die officielle Kirche beachtete dies wenig: selbst in den höchsten Spitzen der Hierarchie duldete man ganz unchristliches Wesen, so lange es nicht offenen Conflikt mit der Kirche aufsuchte. Erbaulich war dieser Zustand gewiß nicht, aber eine Bedrohung der Kirche war in ihm zunächst nicht enthalten.

An andern Stellen erwachte in der Theologie der Kirche eine echt religiöse Stimmung. Die Wiederbelebung des Augustinismus mußte das religiöse Gefühlsleben der Menschen zu reineren und edleren Aeußerungen antreiben: eine innerlich die Christenheit erfrischende Reformation konnte als Wirkung dieser Tendenz nicht ausbleiben. Der Kirche des Mittelalters und ihren Principien war dies nicht feindlich; und auf die Verfassungsfrage der Kirche, auf die Controverse zwischen der einheitlichen Kirchenregierung und den Landeskirchen, hatte jene innerliche religiöse Entwickelung und Neubelebung absolut gar keinen Einfluß.

Ganz anders wurde die Sache, als aus den Kreisen Augustinischer Jünger heraus das Princip der mittelalterlichen Kirche angegriffen wurde. Auf dem Boden Augustinischer Lehre erwuchs schließlich doch die Idee einer anderen als der mittelalterlichen Kirche: eine neue Epoche der menschlichen Geistesgeschichte brach damit an.

Es hatte Luthers Religiosität sich gegen einzelne Punkte im Treiben der damaligen Kirche empört: gegen häßliche Auswüchse der kirchlichen Praxis bei der Ertheilung des kirchlichen Ablasses und bald auch gegen mißverständliche Ausartungen kirchlicher Lehre war er aufgetreten; von dem ganz äußerlichen Werke der Sündenvergebung und Heiligung des Menschen hinweg hatte er in die innerlichen Vorgänge im Seelenleben des Einzelnen den Nachdruck gelegt und die religiöse Aufgabe und Auffassung vor der nur kirchlichen mit glaubenskräftiger Energie

hervorgehoben und zu ausschließlicher Geltung befördert. Er war mit Fürsten und Lehrern der Kirche darüber in Streit gerathen. Als man die von ihm gerügten Mißbräuche der Kirche officiell in Schutz nehmen zu wollen schien, da hatte sich sein zürnendes Wort gegen diese Autoritäten der Kirche gerichtet, da kam er bald so weit, das Papstthum und die Kirche selbst, wie sie geworden war, anzugreifen und zu verwerfen. Und wenn bisher immer und überall, auch bei den heftigsten Gegnern des Papstthumes, als unanfechtbare Autorität das öcumenische Concil der Kirche gegolten, Luthers echt religiöser Sinn und in sich sichere Ueberzeugung scheute nicht davor zurück, selbst ein Concil des Irrthumes zu zeihen.

Damit hatte er den principiellen Boden des historischen Priesterthums und der mittelalterlichen Kirche verlassen. Es verstand sich von selbst, daß die Vertreter dieser Kirche, Geistliche und Theologen und Bischöfe und zuletzt der Papst selbst, als Ketzer ihn bannten und dem Verderben verfallen erklärten.

Luther suchte zunächst bei der weltlichen Obrigkeit Schutz und Hülfe. Den Kaiser forderte er auf, der Noth der Kirche sich anzunehmen und im Geiste der alten christlichen Kaiser die nothwendige Reformation der Kirche durchzuführen. Zugleich aber suchte er auch den Adel des deutschen Reiches, die Fürsten und Herren Deutschlands, die ja neben dem Kaiser eine gebietende Stellung in den allgemeinen Angelegenheiten sich errungen, zur Mitwirkung für jene Ziele heranzuziehen und zu begeistern.

Kaiser Karl V. hörte auf Luthers Ruf nicht: er stand auf dem Boden derjenigen Kirche, welche Luther 1519 schon principiell angegriffen: er verweigerte der Luther'schen Reformation seine Mitwirkung, er setzte sich ihr entgegen: er ächtete und bannte Luther und seinen Anhang.

In dieser Lage geschah es, daß Luther seine neuen Ideen entwickelte; mit rücksichtslosester Kühnheit sprach er seit 1520 sie aus und warf in zündenden Schriften sie in die Welt. Rasch kamen sie in Umlauf: weite Kreise der deutschen Nation nahmen mit jubelndem Beifall sie auf.

Allbekannt ist der Inhalt dieser Luther'schen Ideen und Ideale. Der kirchlichen Anstalt des Mittelalters setzte er das Priesterthum aller Christen entgegen, dem Priesterstande der Kirche, durch welchen

das Heil den einzelnen Menschen vermittelt und zugeführt wurde, das directe und unvermittelte Verhältniß der gläubigen Seele zu Gott: einen Unterschied zwischen Clerikern und Laien gab er nicht zu; sie beide bildeten ihm in völliger Gleichheit die Kirche. Und von diesen Grundideen aus entwickelte nun Luther das Gemeindeprincip mit hinreißender Ueberzeugungsgewalt, — ein ganz neues Fundament des religiösen und kirchlichen Lebens.

Hier aber erinnern wir uns jener Sätze des Defensor pacis.*) Daß die christliche Gemeinde ihre Pfarrer zu wählen habe, hatte schon Marsil gelehrt. Auch Luther sah das Predigeramt nur an als einen amtlichen Auftrag, welchen die Gemeinde einigen Mitgliedern zur besseren Ordnung und Verwaltung der Allen zustehenden Rechte ertheilt habe. Marsil und Luther stimmten darin überein, daß in allen kirchlichen Dingen der Schwerpunkt und die maßgebende Entscheidung der Gemeinde gebühre. Aber Marsil war zu diesen Sätzen gekommen von rein staatlichen Gesichtspunkten und Voraussetzungen aus: seine Resultate waren vom Geiste politischer und kirchenpolititischer Polemik wider das Papstthum gezeugt. Bei Luther dagegen war das Gemeindeprincip aus dem Bedürfniß des religiösen Herzens entsprungen: der Ausbruch seines innersten Gefühles, die Gluth und Leidenschaft seiner religiösen Natur war das Motiv seiner kirchlichen Verfassungsidee.

Der kaiserliche Staatsmann des 14. Jahrhunderts hatte nicht nackt und unvermittelt der Gemeinde ihre Stellung zuweisen wollen; als Praktiker hatte er in den Rahmen eines größeren Zusammenhanges dies Element hineingestellt und in seiner Erörterung überall die schonendste Rücksicht auf factische Verhältnisse genommen und geübt. Nicht so Luther. Kühn und verwegen, aber genial und begeistert rief er sein radicales Wort von der christlichen Gemeinde und ihren Rechten in die Welt hinein. Da eben erhebt sich die Frage: war die damals bestehende Welt mit ihren bestehenden kirchlichen Einrichtungen und Verfassungen im Stande, dies neue Programm auszuführen oder auch nur es zu ertragen?

Will man ein richtiges Verständniß des Luther'schen Ideales ge-

---

*) Siehe oben S. 267 ff. Die Hauptpunkte der hier gegebenen historisch-kritischen Erörterung über Luthers Gemeindeprincip habe ich schon in einer Akademischen Festrede, am 18. Januar 1872 gehalten, einmal vorgetragen. (Grenzboten Nr. 7 vom 9. Februar 1872.)

winnen, so hat man Zweierlei zu erwägen und in Anschlag zu bringen.

Die christliche Gemeinde charakterisirte Luther als die Gemeinde der Gläubigen. Nicht die politische Gemeinde oder der Haufen der nachbarlich zusammenwohnenden Menschen, sondern die Gemeinschaft der innerlich geeinigten, von christlichem Geiste wahrhaft erfüllten Christen war für ihn die kirchliche Gemeinde. Und so war das für ihn stets, stillschweigend oder ausdrücklich, die Voraussetzung, daß die gläubige Gemeinde von der bürgerlichen oder nachbarlichen Genossenschaft gesondert, von ihr nicht verschlungen, mit ihr nicht vertauscht würde. Freiwilligen Zutritt und individuelle Erklärung verlangte er von den Gliedern der Gemeinde. Aber warf er dann einen Blick auf die Beschaffenheit der damaligen Menschen, so urtheilte er, daß erst das Evangelium eine Zeit lang frei gepredigt werden müßte, ehe die gläubige Gemeinde constituirt werden könnte. Und bei dieser Vertröstung auf eine bessere zukünftige Zeit ist er geblieben.

Die Consequenz der Luther'schen Gedanken führte zur Trennung des staatlichen und kirchlichen Lebens. Es ist bekannt, in wie hohem Grade Luther die Bedeutung und Berechtigung des Staatslebens anerkannte: einer gerechteren Würdigung des Staates brach er ja gerade die Bahn. Aber was seine Idee der christlichen Gemeinde angeht, so traten einer praktischen Verwirklichung seines Programmes sofort sehr erhebliche Schwierigkeiten in den Weg. Berühren wir nur die eine in der Sache selbst enthaltene Klippe: wer sollte die Entscheidung darüber haben, ob dies oder jenes Individuum zu der gläubigen Gemeinde gehört? Luther hat auf diese oder verwandte Fragen keine genügende Antwort ertheilt; es scheint, als ob er sie sich gar nicht ernstlich gestellt: er ist nicht dazu gelangt, seine theoretische Idee für die Praxis auszubilden und verwerthbar zu gestalten.

Und die Gemeinde ist immer noch nicht die Kirche. Das gerade ist das allerschwierigste Problem, den Zusammenhang der Einzelgemeinde mit der ganzen Kirche verfassungsmäßig herzustellen und zu befestigen. In Luthers Schriften finden wir nirgendwo eine ausreichende Ueberleitung oder eine haltbare Brücke, die von der Gemeinde zur Kirche hinführt. Luther begnügte sich einerseits mit dem geistigen Bande, das den Einzelnen mit der Christenheit verbinde; er für sich gab auch den Zusammenhang mit der allgemeinen christlichen Tradition des Mittel=

alters nicht auf, er behauptete auf dem Boden der christlichen Gesammtkirche verblieben zu sein. An diesen Gedanken hielt er consequent fest. Andrerseits aber in der Praxis glaubte er sich in einem Nothstande zu befinden, wo zeitweise Auskunftsmittel und zeitweise Nothbehelfe aufgesucht werden könnten. Und über diesen Zustand ist er gar nicht hinausgekommen. Es ist eine Lücke in Luthers Kirchenprincipien, die wir hier aufdecken: das von Luthers religiösem Idealismus erfaßte Grundprincip der gläubigen Gemeinde führt bei praktischer Ausgestaltung unmittelbar an die Gefahr heran, die Einheit der Kirche zu sprengen und aufzulösen.

Auch daran dürfen wir erinnern, daß nicht allein Luther, sondern mit ihm die anderen Reformatoren Deutschlands die Hoffnung lange nicht fahren gelassen haben, wirklich noch eine Reformation der Gesammtkirche durchzusetzen: die eingetretene Separation von dem Körper der bisher allgemeinen Kirche war und blieb ihnen ein vorübergehendes Uebel, dessen Beseitigung, d. h. die Vereinigung mit der Mutterkirche, sie zu erleben hofften. Ihre Erwartung stand auf ein neues allgemeines Concil. Die conciliare und episcopalistische Theorie des 15. Jahrhunderts nahmen sie in sich auf: Luther hatte aus den Schriften des Panormitanus Manches gelernt. Und in dieser älteren Literatur fand sich doch über die Verfassung der Kirche mancher Satz und mancher Gedanke, der auch in der damaligen Lage der Reformatoren brauchbar werden konnte. Wiederholt war ja schon erörtert und dargethan, daß die Verfassung der Kirche nicht auf einem dogmatischen Satze, nicht auf einer dauernden göttlichen Einrichtung beruhe, daß vielmehr mit den wechselnden Umständen auch der Wechsel der Verfassung fortschreiten und ihnen sich anpassen dürfe: als ein sehr zweckmäßiges Organ für die Verwaltung der Kirche war das Bisthum und als seine Spitze das Papstthum gepriesen. Wir finden derartige Gedankenreihen bei unseren Reformatoren wieder. Nur ungern und nur allmählich entsagten sie der Idee, die Bischöfe beibehalten zu können; wiederholt sprachen sie es ausdrücklich aus, das Papstthum, aus Rücksicht auf die äußere Ordnung in der Kirche, wieder anerkennen zu wollen. Erst als das von ihnen geforderte Concil in immer nebelhaftere Ferne rückte und erst als das aus diesen Nebeln endlich hervortretende alle Züge des entschlossensten Papismus an sich trug, da erst wurde ihnen definitiv die Rückkehr in die Gesammtkirche abgeschnitten, da erst machten

sie aus der provisorischen Ordnung ihrer Kirchen eine definitive Kirchenverfassung, welche allerdings die Spuren der ersten Entstehung aus einem Nothbehelfe niemals ganz hat verleugnen können.

Wie gesagt, Luther selbst war niemals in der Lage, auch nur einmal den Versuch zu machen, die beiden Begriffe „Gemeinde" und „Kirche" äußerlich in dieser Welt der Wirklichkeiten mit einander zu verknüpfen, sie auszugleichen oder zu verschmelzen. Empfindlicher war es für ihn, daß auch die ersten praktischen Versuche einer Gemeindebildung nach seinen Ideen sehr übel verliefen und bei ihm selbst kaum Beifall erwecken durften.

Wir kennen eine kleine Anzahl solcher Experimente. Schon in Wittenberg selbst kam es zu tumultuarischen Scenen, als in Luthers Abwesenheit die kirchlichen Verhältnisse auf Grund der evangelischen Predigt geordnet wurden; es bedurfte Luthers persönlicher Autorität über die Gemüther, um schlimmere Excesse der Massen zu verhüten. Für Leisnig und für Magdeburg hatte er Anweisungen gegeben, Gemeinden zu bilden: auch hier mußte er bald bekennen, unerfreuliche Erfahrungen gemacht zu haben. Etwas Aehnliches begegnete ihm in Orlamünde.

Selbstverständlich war seine Predigt über das Recht der Gemeinde, über die Freiheit des Christenmenschen von bischöflichem und geistlichem Drucke, über das Recht der Pfarrerwahl, über die Unverbindlichkeit kirchlicher Fastengesetze und Ceremonien auf sehr empfänglichen Boden gefallen. Seine Worte griffen die Prädicanten auf und trugen sie in lebhaftem Vortrage durch das Volk. Und alles das geschah gerade in einer Zeit, in der eine mächtige sociale Bewegung und Erregung die mittleren und unteren Volksschichten durchfluthete und zu localen Erhebungen hier und da schon aufgereizt hatte. Luthers Evangelium war also ein weiteres Reizmittel zu einer Revolution in Deutschland. Anklängen und Wirkungen seiner Lehre begegnen wir an vielen Stellen in den Manifesten der aufrührerischen Bauern: da konnte wohl die Ansicht Platz greifen, daß Luthers Reformation einen allgemeinen Umsturz in Deutschland hervorrufen und daß sein Gemeindeprincip in der Praxis zu Mord und Todtschlag die Menschen anleiten würde.

In kurzer Zeit war das Ergebniß deutlich gemacht, daß die Wirklichkeit der Zustände in der damaligen Welt, wie sie in den Einrichtungen des bürgerlichen und socialen Lebens vorlag, und daß die

Wirklichkeit der lebendigen Menschen nicht geeignet und nicht tauglich war für eine Gemeindebildung, wie sie Luther der Kirche als Ziel vorgestellt hatte. Die Wirklichkeit war für sein Ideal noch nicht reif. Luther gestand einmal selbst, „er habe noch keine Menschen und Personen dazu": da entschloß er sich die Bildung seiner Gemeinden zu vertagen.

Es war eine gewaltige Schwenkung: es bedeutete die Rückkehr zu verlassenen Bahnen, daß Luther dazu damals sich überwunden hat.

Die Idee Luthers von dem Priesterthume aller Christen und das darauf sich aufbauende Princip der christlichen Gemeinde als des eigentlichen Kernes, aus dem erst die ganze Kirche und ihre Verfassung sich ableiten sollte, — dies Ideal Luthers bildete doch einen Gegensatz zu der allgemeinen päpstlichen Kirche des Mittelalters, einen Gegensatz aber auch zu derjenigen Form kirchlicher Entwickelung, wie sie im 15. Jahrhundert sich gestaltet, zu jenem vom Staate abhängigen und beeinflußten Landeskirchenthum. Und so hatte auch Luther schon wiederholt, nachdem er Anfangs an das Kaiserthum und den deutschen Adel appellirt, nachher in richtiger Consequenz seiner Gedanken die Einmischung und den Einfluß der weltlichen Obrigkeit aus der Kirche hinausthun, auf den christlichen Geist allein und die Freiwilligkeit christlicher Bekenner seine Gemeinde aufbauen wollen. Jetzt aber war er durch die thatsächlichen Verhältnisse und Erfahrungen überwunden und bezwungen: jetzt warf er sich den territorialen Obrigkeiten in die Arme: jetzt flüchtete er sich zu der Tendenz des 15. Jahrhunderts hin und suchte seine Stützen bei den Territorialgewalten im Reiche.

Es war ein Ausweg aus einer Zwangslage. Die Macht der realen Verhältnisse, die historisch begründete Tendenz, zu Landeskirchen zu kommen, bewies sich schließlich stärker und durchgreifender als der ideale Aufschwung und der ideale Anlauf Luthers zu einer nur auf geistige Gemeinschaft gegründeten Kirche.

Der historische Entwickelungsgang und die Begründung der reformatorischen Landeskirchen ist oft geschildert. Wir wiederholen nicht, was jede Geschichte der deutschen Reformationsepoche erzählt.

Es ist bekannt, daß in dem Reichstagsabschied von Speyer 1526 den Landesherrschaften anheimgestellt wurde, auf ihre Verantwortung einstweilen die kirchlichen Angelegenheiten in ihren Territorien zu ordnen: das war der Rechtsboden, das war die reichsrechtliche Basis für die protestantischen Kirchen.

Es ist ferner bekannt, daß nun die Landesobrigkeiten, im Einvernehmen und nach dem Rathe reformatorischer Theologen, die Zügel des Kirchenregimentes in die Hand genommen, die Dogmen ihrer Landeskirchen nach Maßgabe der reformatorischen Predigt fixirt und formulirt und die äußeren Einrichtungen der kirchlichen Dinge unter ihrer Obhut gehalten haben. Daß dabei die Trennung der weltlichen und geistlichen Angelegenheiten nicht wohl möglich war, liegt auf der Hand. Das Gemeindeprincip Luthers machte sich dabei an einigen wenigen Stellen Deutschlands als kirchlicher Factor, mit einigen Modificationen und unter manchen Schwankungen, doch hin und wieder geltend.

Und immer ist der principielle Grund dieser protestantischen Kirchen ein anderer als der der mittelalterlichen Kirche gewesen, als der ihrer katholischen Tochter ist. Der Priesterstand war und blieb hier beseitigt; der bloße Amtscharakter blieb dem Prediger gewahrt; die geistige Gleichheit aller Christen wurde im Prinzip behauptet und das Seelenheil der einzelnen Menschen blieb ihrem directen Verkehre mit Gott überlassen.

Das Kirchenprincip der Reformation ist in der That ein anderes als das des Katholicismus.

Und wenn äußerlich von der historischen Erscheinung jenes Landeskirchenthumes Manches sich aus den Zuständen des 15. wieder in die neuen Kirchen des 16. Jahrhunderts übertragen, — alles sind doch nur äußerliche Aehnlichkeiten: auch im ähnlich scheinenden Gewande lebt und webt doch ein anderer Geist.

Trotz der Landeskirchen kann man auf katholischer Seite, — und es ist bekannt, daß hier seit dem 16. Jahrhundert der landeskirchliche Typus sich erhalten, ja unter der Rückwirkung der Reformation sogar sich noch stärker entwickelt hat, wie in Bayern und Oesterreich — trotz dieser Landeskirchen kann man auf katholischer Seite von einer auch äußerlich sichtbaren Einheit der Kirche reden. Bei den Protestanten giebt es keine äußerlich als Einheit gestaltete Kirche, bei ihnen giebt es nur Landeskirchen, in welchen der Landesherr bis heute die entscheidende und gebietende Stimme führt.

Die Einheit der mittelalterlichen Kirche, wie sie unter dem Regimente des absoluten, unfehlbaren und allmächtigen Papstthumes bestanden, ist seit dem 15. Jahrhundert aufgelöst. Die Staatsgewalten haben seitdem überall auf die Regierung der Landeskirchen großen Einfluß geübt.

In denjenigen Theilen der Christenheit, die auch nach dem Bruche des 16. Jahrhunderts Bekenntniß und Tradition der mittelalterlichen Kirche festgehalten, haben die Staatsregierungen der einzelnen Länder an der äußeren Verwaltung der kirchlichen Einrichtungen und Anstalten einen mehr oder weniger weit reichenden Antheil erhalten. Der specifische Charakter des Katholicismus aber ist dabei aufrecht geblieben.

In den neuen Kirchen der Reformation ist die Landeskirche ganz direct von der Staatsgewalt abhängig gemacht: die Kirche ist eine Wirkung, eine Aeußerung, gleichsam eine der Funktionen des Staates.

So ist es allenthalben im Gebiete des Protestantismus geworden und geblieben.

Erst die neuere Zeit arbeitet an der neuen Aufgabe, die historisch gewordene innige Verbindung von Kirche und Staat wieder zu lösen. Ob und wie weit diese Tendenz sich wird verwirklichen lassen, — darüber sollte heute noch Niemand ein historisch begründetes Urtheil abzugeben wagen.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. d. S.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.





